



Goethes Faust

Fünfzehn Vorträge

von

Johannes Sauri



Verlag von Conrad Spornik in Berlin-Zehlendorf (Wsb.)

1910

Preis Mk. 4.—, gebunden Mk. 5.—

In. A. 8

~~In.~~ 16361.

324480

Goethes Faust



Fünfzehn Vorträge

von

Johannes Hauri.

21935.



DONATIONE

Verlag von Conrad Skopnik in Berlin-Zehlendorf (Wsb.).

1910.

830.09.18 (Geheimes Faust)

BUCURESTI

16361

CONTROL 1953

1956

1951

L

RCSS / 06

B.C.U. Bucuresti



C21935

Frau Carola von Neergaard

in aufrichtiger Verehrung

gewidmet.

Vorwort.

Die Vorträge über Goethes Faust, die ich hier herausgebe, sind während des Winters 1909/10 am Kurorte Davos gehalten worden. Sie erheben nicht den Anspruch, auf dem Gebiete der Faustforschung Neues zu bringen, sondern möchten bloß gebildeten Lesern das bieten, was sie bedürfen, um die Dichtung mit Verständnis und Genuß lesen zu können.

An trefflichen Erklärungen zum Faust fehlt es nicht; aber nach meiner Erfahrung läßt sich ein großer Teil des gebildeten Publikums von ihrem Studium durch den Umstand abschrecken, daß sie zu ausführlich sind oder zu viel Stoff enthalten, der nur für den Litterarhistoriker Bedeutung hat, und die Folge davon ist, daß dann auch die wunderbare Dichtung ungelesen bleibt.

Wenn ich auch an mancher Einzelheit, die einer Erläuterung bedürfte, vorübergegangen bin, so möchte ich doch hoffen, dem Leser soviel geboten zu haben, daß ihm bei etwas eignem Nachdenken kein wesentlicher Gedanke des Gedichts unverständlich bleibt. Vielleicht wird man mir sagen, ich hätte besser getan, statt längere Stellen des Gedichts wörtlich anzuführen, einzelne dunkle Worte zu erklären.

Ich habe mich selbst mehr als einmal gefragt, ob ich das nicht tun solle. Dann aber hätten manche Partieen den Charakter von Vorträgen verloren und wohl auch an Lesbarkeit viel eingebüßt.

Die Pfade blinder Verehrung Goethes bin ich, wie der Leser bald merken wird, nicht gewandelt; aber ich hoffe, mir den Dank meiner Leser gerade dadurch zu verdienen, daß ich sie nicht zur Bewunderung zu nötigen versuche, wo das natürliche Gefühl sich gegen die Bewunderung sträubt.

Davos, im Februar 1910.

J. Hauri.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
1. Vortrag: Die Faustsage und ihre Geschichte	1
2. Vortrag: Goethes Faust; seine Entstehung. Die Zueignung und das Vorspiel auf dem Theater	29
3. Vortrag: Der Prolog im Himmel. Der erste Monolog. Das Gespräch mit Wagner	54
4. Vortrag: Der verzweifelnde Denker und der Ostergesang. Der Spaziergang vor dem Thor	82
5. Vortrag: Der Bund mit dem Teufel	109
6. Vortrag: Ein Rückblick. Mephisto und der Schüler. Auerbachs Keller	138
7. Vortrag: Die Hegenküche. Der Liebesbund	167
8. Vortrag: Trennung und Wiederfinden. Schuld und Reue	201
9. Vortrag: Die Walpurgisnacht. Die Katastrophe	233
10. Vortrag: <u>Der Charakter des zweiten Theils.</u> Fausts Erwachen. Der Kaiserhof und der Mummenschanz. Die Fahrt zu den Müttern und die Erscheinung der Helena	263
11. Vortrag: Die Deutung der Fahrt zu den Müttern. Der Homunculus. Die klassische Walpurgisnacht	298
12. Vortrag: Fausts Vermählung mit Helena	335
13. Vortrag: Die Wendung zu großer That	367
14. Vortrag: Fausts Tod und Verklärung	394
15. Vortrag: Die Faustdichtung als Ganzes. Goethes Lebens- auffassung	428

11. Theil

Erster Vortrag.

Die Faustsage und ihre Geschichte.

Meine Zuhörer!

Über Goethes Faust möchte ich in fünfzehn Vorträgen zu Ihnen sprechen. Fünfzehn Vorträge über Ein Gedicht — ist das nicht des Guten zu viel? Diese Frage mag manchem von Ihnen naheliegen, aber sie wird verstummen, wenn wir uns erinnern, um was für ein Gedicht es sich handelt. Der Faust ist das Lebenswerk des größten deutschen Dichters, das Werk eines Dichters, der zugleich ein großer Weiser war und unermüdlich, leidenschaftlich sich bemühte, den Sinn der Welt und des Menschenlebens zu verstehen. Es spiegelt sich in dieser Dichtung Goethes Leben. Als zweiundzwanzigjähriger Jüngling hat er sie begonnen, als zweiundachtzigjähriger Greis hat er sie beendigt. Und ob auch die Arbeit an diesem Werk oft lange geruht hat, es gibt doch in dem reichen Leben Goethes keine Epoche, in der er nicht am

Faust gearbeitet hätte. Oft meinte er auf die Vollendung des Werkes verzichten zu müssen, aber immer wieder hat er die Arbeit aufgenommen, und schließlich ist sie ihm zur heiligen Pflicht geworden. Als das Gedicht vollendet war, betrachtete er sein Lebenswerk als abgeschlossen. „Mein ferneres Leben,“ sagte er, „kann ich nunmehr als ein reines Geschenk ansehen, und es ist jetzt im Grunde ganz einerlei, ob und was ich noch etwa tue.“ So ist diese Dichtung zum unvergänglichen Denkmal der Geistesarbeit und Geistesentwicklung eines der wunderbarsten Menschen geworden, die je gelebt haben.

Dem deutschen Volke hat der Dichter in seinem Faust eine Gabe hinterlassen, um die es alle Nationen beneiden. Runo Fischer sagt in der Einleitung zu seinem vierbändigen Werk über Goethes Faust: „In dem Umfang unserer gesamten Literatur wird kein zweites Gedicht zu nennen sein, von dem man wie von diesem sagen kann, daß sein Name und Ruhm so weit reicht als die äußersten Grenzen der Kunde deutscher Dichtung, kein zweites, in welchem der Genius unseres Volkes so sehr eine Urkunde seiner innersten Eigentümlichkeit erkennt, das er wie das Buch seines Geheimnisses betrachtet und darum mit einer Liebe ergriffen hat, die keine Kritik je wegzureden oder zu erschüttern vermag. Wird doch jeder Deutsche, der einmal die Zauber dieses Gedichtes empfunden hat, davon gefesselt und immer von neuem gelockt, sich in den Genuß und die Betrachtung desselben zu vertiefen, als ob nach neuen, reiferen Lebenserfah-

rungen nun erst der Zeitpunkt gekommen sei, es wirklich zu verstehen und zu ergründen."

So hat Fischer in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts geschrieben. Aber heute kommt man an der Frage nicht vorüber: Sind diese Worte noch Wahrheit? Seit Deutschland eine Weltmacht geworden ist, hat sich in dem geistigen Leben des deutschen Volkes vieles verändert. Neue Interessen sind erwacht, vor neue Aufgaben sieht sich die Nation gestellt. Die Geisteswelt, in der unsere großen Dichter und Denker gelebt haben, ist vielen unserer Gebildeten eine fremde Welt geworden. Und nicht nur die politischen Verhältnisse, sondern auch die naturalistische Weltanschauung, die über die Geister Macht gewonnen hat, trägt dazu bei, weite Kreise dem Größten, was unsere Dichter geschaffen haben, zu entfremden. Zwar sehen wir die Vertreter dieser Weltanschauung bemüht, Goethe für sich in Anspruch zu nehmen. Sie feiern ihn als ihren Vorläufer, dem man es zu danken habe, daß sie es dann zuletzt so herrlich weit gebracht. Aber die Tatsachen sprechen gegen sie. Goethes Faust ist vielen unserer Zeitgenossen ein Fremdling aus einer anderen, ihnen unverständlichen Welt geworden. Vor etwa sechs Jahren hat ein bekannter deutscher Literaturhistoriker, Berthold Lizmann, eine Einführung in Goethes Faust herausgegeben. In der Einleitung seines Buches erzählt er von den Erfahrungen, die er mit Kandidaten der Philosophie gemacht hat, welche ihre Staatsprüfung ablegen wollten. Er fragte sie nach

Goethes Faust und merkte, daß manche von ihnen dieses Werk — nicht etwa nur den zweiten, sondern auch den ersten Teil — gar nie gelesen hatten, daß in einem Falle sogar die dürftigen Erinnerungen an Faust nicht auf Goethes Dichtung, sondern auf Gounods Oper, „Faust und Margarete“, als Quelle zurückgingen.

Wenn das geschieht am grünen Holz — wie mag es dann in weitem Kreise des gebildeten deutschen Publikums stehen? Ich kenne allerdings eine noch junge Frau, die den ersten Teil des Faust von Anfang bis zu Ende auswendig weiß. Aber wer sich bei unserer gebildeten Jugend nach dem Faust erkundigt, der wird in der Regel von ähnlichen Erfahrungen berichten können wie Lizmann. Außert man sein Befremden über die Unkenntnis, so erhält man Entschuldigungen verschiedener Art. Das Fachstudium, heißt es, stelle heutzutage so große Anforderungen, daß für schöne Literatur keine Zeit übrig bleibe. Oder: man habe den Faust zu lesen versucht, aber wenig davon verstanden. Überdies würde heute so viel Schönes geschrieben, was leichtern und unmittelbarerem Genuß biete, daß man kein Bedürfnis empfinde, diese alten Sachen zu lesen. Uns Alte, die wir mit Goethes Faust seit den Tagen der Jugend vertraut geblieben sind, berühren solche Reden schmerzlich. Nur mit Bedauern können wir sehen, wie unsere Jugend die reichen Geistesätze, von denen sie umgeben ist, achtlos liegen läßt, um sich an den Seifenblasen zu ergötzen, die der Augenblick erzeugt, und die spurlos in der Luft zerplatzen.

Aber sollten wir darum an unserer Jugend ver-
zagen? Es bedarf auch heute nur einer kleinen An-
regung, um das Interesse am Faust zu erwecken. Als ich
vor fünf Jahren Vorträge über diese Dichtung ankün-
digte, haben sie sofort eine sehr dankbare Zuhörerschaft
gefunden, und seither bin ich Jahr für Jahr gefragt
worden: Willst du nicht wieder einmal über den Faust
sprechen? So brauche ich mich heute kaum zu recht-
fertigen, wenn ich nach kurzer Frist zum Faust zurück-
kehre. Ich sage mir, daß unsere Gebildeten zum Genuß
dieser Dichtung einer gewissen Hilfe bedürfen, weil der
Faust nicht nur ein großes, sondern auch ein schweres
Gedicht ist. Mit dem zweiten Teil wissen die meisten
gar nichts anzufangen. Den ersten halten sie für leichter,
aber auch da ist es eigentlich nicht die Fausttragödie, die
die Leser und besonders die Leserinnen interessiert, son-
dern die Gretchentragödie. Goethes Faust teilt nun ein-
mal mit mancher großen Schöpfung der Vergangenheit
die Eigentümlichkeit, daß er ohne einen gewissen gelehrten
Apparat nicht völlig verstanden werden kann. Nur im
Zusammenhang mit dem Leben und der geistigen Ent-
wicklung des Dichters, ja mit der ganzen klassischen und
romantischen Literaturperiode, wird er verständlich, und
auch einige Kenntniß mittelalterlicher und noch älterer
Vorstellungen ist uns notwendig, wenn wir ihn genießen
wollen. Wir müssen uns aber auch von vornherein darauf
gefaßt machen, daß uns in diesem Gedicht neben Partien,
die höchsten poetischen Genuß gewähren, andere begegnen,

die den Kern großer Gedanken in einer harten und stacheligen Schale bergen. Eben deshalb lautet für mich die Frage nicht: Hast du am Faust Stoff genug für fünfzehn Vorträge? sondern: Werden fünfzehn Stunden ausreichen, um deinen Zuhörern das Gedicht auch nur in seinen Hauptgedanken zum Verständnis zu bringen? Ich sage mir, daß ich mich beschränken muß, mich konzentrieren auf das Wesentliche, vorübergehen an hundert Einzelheiten, die an und für sich der Betrachtung wohl wert wären, für die aber unsere Zeit nicht zureicht. So will ich mich denn auch heute nicht bei allgemeinen Betrachtungen aufhalten, sondern mich meiner Aufgabe zuwenden, die ich mir etwa so stelle:

Sie sollen so wenig als möglich behelligt werden mit den Gelehrtenfragen, die sich an Goethes Faust knüpfen, so wenig als möglich mit der Geschichte der Fausterklärung und den seltsamen Blüten, die sie getrieben hat. Sie sollen nicht länger als nötig aufgehalten werden mit der Vorgeschichte von Goethes Faust, mit den zahlreichen Bearbeitungen, die die Faustsage vor Goethe gefunden hat. Wir wollen zu verstehen suchen, was Goethe in seinem Faust sich selbst und uns hat sagen wollen. Bei den Hauptgedanken des Gedichtes werden wir eingehend verweilen, das Nebensächliche nur flüchtig streifen. Und dabei soll nie vergessen werden, daß der Faust ein Kunstwerk ist, daß es dem Dichter also nicht bloß um Wahrheit, sondern auch um Schönheit zu tun war. Wir werden deshalb die Partien bevorzugen, die echten Kunst-

genuß gewähren, und uns nicht verhehlen, daß und warum bei andern davon nicht die Rede sein kann. Ich werde Sie nicht nach der leidigen Art gewisser Goetheverehrer zu zwingen suchen, alles für schön und bewunderungswürdig zu halten, weil Goethe es geschrieben hat. Wir werden uns nicht aus falscher Pietät der Kritik entziehen, die bei dem Versuch, ein Kunstwerk zu verstehen und zu genießen, ganz unwillkürlich geübt wird. Und bei dieser Kritik werden wir uns leiten lassen von dem Grundsatz Lessings: „Einen elenden Dichter tadeln man gar nicht, mit einem mittelmäßigen verfährt man gelinde, gegen einen großen ist man unerbittlich.“

Heute möchte ich den Stoff besprechen, den der Dichter in seinem Werke verarbeitet hat, die Faustsage.

Es gibt Stoffe, an die ein Dichter vergeblich oder im besten Falle mit halbem Erfolg seine Kraft setzt. Es sind dies einerseits die von ihm erfundenen, andererseits die bereits vollendeten Stoffe. Erfindet der Dichter einen Stoff, so läuft er Gefahr, daß sein Werk dem Publikum als ein Fremdling entgegentritt und ihm mehr oder minder ein Fremdling bleibt. Was der Dichter uns zuruft, weckt kein kräftiges Echo in unserer Seele; sobald der Reiz der Neugier befriedigt ist, wenden wir uns von seinem Werke ab. Das gilt von zahllosen modernen Dramen. Es gibt aber auch Stoffe, die bereits ihre Vollendung gefunden haben. Wir wollen sie nur in der Gestalt sehen, in der sie uns von Jugend auf vertraut geworden sind. Jeder Versuch einer Umgestaltung, einer

Neuprägung wird von uns als Falschmünzerei empfunden. Zu diesen gehören z. B. die Erzählungen der Ilias und der Odyssee, des Nibelungenliedes und die meisten biblischen Stoffe. Alle Versuche moderner Dichter, sie neu zu bearbeiten, sind gescheitert. Haben sie auch vorübergehend ein gewisses Interesse geweckt, so haben sie es sich doch nie zu erhalten vermocht. Zwischen diesen beiden liegen die wahren Dichterstoffe. Es sind solche, die die Einbildungskraft und das Gemüt der Menschen schon seit geraumer Zeit beschäftigt, aber noch nie ihren vollendeten Ausdruck gewonnen haben. Gelingt es einem Dichter, sie so zu verarbeiten, wie es ihrem Wesen und ihrer Bedeutung annähernd entspricht, so wird er Unvergängliches schaffen. Solche Stoffe liegen den großen Dramen Shakespeares zugrunde. Ein solcher Stoff ist auch die Faustsage. Jahrhunderte, nein, Jahrtausende hatte sie die Geister beschäftigt, sie war volkstümlich im höchsten Sinne des Wortes, aber nie hatte sie die ihrer Bedeutung entsprechende Form gefunden. Ein großer Dichter, der sie mit genialer Kraft behandelte, mußte bei seinem Volke für sein Werk höchste Empfänglichkeit finden; er hatte aber zugleich noch die nötige Freiheit, den Stoff nach seinem Sinne zu gestalten. So ist Goethes Faust eines der großen Werke der deutschen Literatur, ja der Weltliteratur, geworden. Einer der Größten unseres Geschlechts redet uns darin über Fragen, die uns alle beschäftigen: Was ist das Leben? Was ist der Sinn des Lebens? Gibt es für den Menschen wahre Befriedi-

gung, und wenn ja, worin ist sie zu finden? Das Ringen des Menschen nach wahren Leben, seinen Fall, seine Läuterung und Erlösung führt er uns vor Augen. Er hat den Stoff seiner Dichtung nicht gewählt, er hat sich ihm aufgedrängt, er hat sich, was ihn bedrängte, in seinem Gedicht von der Seele geschrieben. So muß jeder Mensch, dem die großen Lebensfragen etwas bedeuten, für sein Werk empfänglich sein.

Lassen Sie uns sehen, wie die Gedanken, die in Goethes Faust zu ihrer Verkörperung gelangt sind, den menschlichen Geist Jahrtausende hindurch beschäftigt haben. Es geht nicht anders: wir müssen weit aus-
holen, zurückgreifen ins graueste Altertum*).

Der Mensch sieht sich in eine Welt hineingestellt, die zu seinen Ansprüchen an das Leben in schroffem Widerspruch steht. Er ist überzeugt, etwas Besseres zu sein als alle die Dinge der Welt, nicht eine bloße Sache, sondern eine Person, aber der Weltlauf behandelt ihn, als wäre er nicht mehr als die wertlosen Sachen. Zerstörend bricht er herein in die Schöpfungen des Menschen, erbarmungslos vernichtet er auch das Höchste, was Menschen geschaffen haben und verschont auch sie selber nicht. Nachdem er ihnen eine Spanne Zeit das Leben gegönnt hat, wirft er sie zu den Toten. Dieser Widerspruch, der unser Leben beherrscht, der Widerspruch

*) Ausführlicher findet der Leser diesen Gegenstand im ersten Band von Runo Fischer, Goethes Faust (Heidelberg bei Carl Winter), behandelt. Wir folgen im wesentlichen Fischers Darstellung.

zwischen dem Wert, den wir dem geistig-persönlichen Leben zuschreiben, und dem Schicksal, das uns widerfährt, hat die Religion erzeugt. Der Mensch hofft Befreiung von der Macht der Welt, indem er mit höheren, der Welt überlegenen Mächten in Beziehung tritt. In den niedrigsten wie den höchsten Religionen handelt es sich um Weltüberwindung.

Wie kann der Mensch zur Herrschaft über die Welt gelangen? Eine uralte Antwort lautet: Der Weg dazu ist die Magie. Man glaubt, in der Natur das Walten göttlicher Wesen mit weltüberlegenen Kräften zu spüren. Wer mit ihnen in einen Bund treten, ihre Kräfte sich dienstbar machen kann, der wird Herrschaft über die Welt erlangen, eine göttergleiche Stellung gewinnen, die sonst dem Menschen nicht beschieden ist. Die Priester und Magier sind die Menschen, die durch Opfer, Zeremonien, Zauber Macht über die Götter und Geister üben, über die guten sowohl als über die bösen.

Bei den Wilden geht die Religion fast ganz in Magie oder Zauberei auf. Aber auch in den alten Volksreligionen, der ägyptischen, persischen, babylonischen, spielt die Magie eine große Rolle. Ihre höchste Entwicklung hat sie bei den Babyloniern erreicht. Von ihnen aus hat sie sich weit verbreitet. In Religionen, die einst auf einer höheren Stufe gestanden hatten, z. B. in der persischen, sind die gesunden Elemente durch das Zauberwesen überwuchert und erstickt worden.

Auch nach Hellas und Rom flutete aus dem Orient

das Zauberwesen immer von neuem herüber, auch noch in der Zeit, wo griechische Kultur sich in der Welt ausbreitete. Wo Philosophie und Wissenschaft als unzulänglich empfunden wurden, da wandte man sich der Wahrsagung, Sterndeutung, Totenbeschwörung, Götter- und Geisterzitation zu, und schließlich traten diese Künste in Verbindung mit der griechischen Philosophie. Mit Hilfe der Magie hoffte man eine höhere Erkenntnis, eine höhere Macht über die Welt zu gewinnen, als sie auf dem Wege des Denkens gewonnen worden war.

Schon damals wurde zwischen wohlthätiger und schadenbringender oder, wie man sich später ausdrückte, zwischen weißer und schwarzer Magie unterschieden, je nachdem man mit guten oder bösen Mächten in Verbindung stand. Von den römischen Staatslenkern wurden wiederholt Gesetze gegen gewisse Formen der Magie erlassen. Schroffer wurde der Gegensatz zwischen heil- und schadenbringender Magie, als das Christentum auftrat. Mit dem Fall des Heidentums hörte der Glaube an magische Kräfte nicht auf. Auch die Kirche verfügte nach der Vorstellung der Zeit über Kräfte, die wir als magische bezeichnen können. Ihre Sakramente, Taufe, Abendmahl, letzte Ölung u. s. w., ebenso das Weihwasser und das Kreuzeszeichen, wirkten Wunder. Die heiligen Handlungen der Kirche galten als die rechten, gottgegebenen Mittel zur Überwindung aller bösen Mächte. Aber neben der von der Kirche geübten Magie blieb die heidnische bestehen. In den alten Göttern sah man jetzt

gottfeindliche Dämonen. Auch mit ihnen konnte der Mensch in Verbindung treten, und wem sie dienstbar wurden, der vermochte Wunder zu tun. Forderte die Kirche Demut und Selbstverleugnung, so versprach die teuflische Magie Befriedigung des Hochmuts, der Selbstsucht und aller Leidenschaften und den Besitz aller Herrlichkeit der Welt. Lehrte die Kirche, daß der menschlichen Erkenntnis unüberschreitbare Grenzen gezogen seien, so versprach die Magie übermenschliche Erkenntnis. Was dem Menschen nur auf dem Wege mühevoller Arbeit zuteil werden kann, das verhieß ihm die Magie im Fluge zu verschaffen. Aber die Voraussetzung dafür war der Abfall von Gott und die Hingabe an die Dämonen.

Die ältesten christlichen Sagen von magischer Weisheit und Kunst knüpfen an eine Gestalt des Neuen Testaments an. Die Apostelgeschichte berichtet von einem Magier Simon, der von dem Volke Samariens als die große Kraft Gottes gefeiert wurde. Durch den Evangelisten Philippus bekehrt und getauft wollte er sich von dem Apostel Petrus mit Geld die Gabe erkaufen, durch Handauflegung den heiligen Geist zu spenden. In einer romanartigen Schrift des dritten Jahrhunderts, den sogenannten Clementinen, tritt dieser Simon Magus als der große Widersacher des Apostels Petrus auf. Er durchzieht die Welt und verbreitet ketzerische Lehren, aber überall folgt ihm Petrus und überwindet ihn in Disputationen. Zuletzt setzt Simon sich mit Nero in Verbindung und versucht, vor dessen Augen gen Himmel zu

fahren, aber durch ein Wort des Apostels Petrus wird er aus der Luft herabgestürzt. Nero rächt dann seinen Tod durch die Kreuzigung des Apostels. Nach andern Berichten ließ Simon sich als Offenbarung der höchsten Gottheit verehren; auch seine Begleiterin, Helena von Thyruß, soll er für ein göttliches Wesen ausgegeben haben, das einst schon in der Gestalt der trojanischen Helena erschienen sei.

Im vierten Jahrhundert begegnet uns eine andere Magussage, die von Cyprianus von Antiochien. Dieser ist ein in alle Geheimlehren des Orients eingeweihter Philosoph und Magier, der einen Bund mit dem Fürsten der Finsternis geschlossen hat. Von leidenschaftlicher Liebe zu Justina, einer christlichen Jungfrau, ergriffen sucht er sich mit Hilfe der bösen Geister ihrer zu bemächtigen, aber vor dem Zeichen des Kreuzes werden alle Anschläge der Dämonen zunichte. Dadurch erschüttert bekehrt sich Cyprianus und erleidet gemeinsam mit Justina den Märthertod. Von Calderon ist diese Sage in seinem „wundertätigen Magus“ dramatisirt worden.

Im siebenten Jahrhundert tritt die Theophilussage auf, die bereits von einem schriftlichen Vertrag mit dem Teufel erzählt. Theophilus, ein ursprünglich frommer, aber durch Entsetzung von einem kirchlichen Amte in seiner Eitelkeit verletzter Mann, läßt sich durch jüdische Zauberer zu einem Bund mit dem Teufel verführen. Von Reue ergriffen wendet er sich an die Jungfrau

Maria; sie rettet ihn durch ihre Fürbitte, entreißt dem Teufel die Handschrift und gibt sie dem reinigen Sünder zurück.

In der Theophilus- wie in der Cyprianussage sehen wir die Magie der Kirche über die des Teufels triumphieren, ein Zug, der auch in späteren Sagen öfters wiederkehrt, so in der von Robert dem Teufel, dessen Seele schon vor der Geburt dem Teufel verschrieben ist, der aber schließlich durch das Sakrament der Kirche gerettet wird.

Eine Weiterbildung und Vertiefung hat die Magus- sage im Zeitalter der Renaissance und der Reformation erfahren. Als am Ausgang des Mittelalters der Drang nach Herrschaft über die Natur, überhaupt nach einer Bereicherung und Vertiefung des Lebens, erwachte, aus dem nach und nach die Anfänge der modernen Wissenschaft geboren wurden, da äußerte sich dieser Lebensdrang zunächst in etwas ganz anderm, in einer Neubelebung der Magie. Der Weg zur Weltbeherrschung durch die Wissenschaft war lang und mühevoll, man hoffte deshalb auf einem leichtern und kürzern Wege ans Ziel zu kommen. Das Zauberwesen kam zu üppigerer Blüte als je; mit Leidenschaft wandte man sich den Geheimwissenschaften zu, die während des Mittelalters stets ein mehr oder minder verborgenes Leben gestiftet hatten. Die Astrologie suchte aus dem Lauf der Sterne Aufschluß über die Zukunft zu gewinnen. Die Alchimie forschte nach dem Stein der Weisen, nach einem Stoff, durch den man

unedle Metalle in edle verwandeln könne, und nach der Panacee, einem Universalheilmittel. Mit Hilfe der Magie hoffte man auch eine kräftigere Wiederbelebung des klassischen Altertums zu erzielen, als sie durch die Kenntniss der antiken Literatur zustande gekommen war. Man suchte die Schatten der alten Helden aus dem Totenreich heraufzubeschwören, die Schatten Alexanders des Großen, der griechischen und trojanischen Helden; insbesondere begehrte man das schönste Weib zu sehen, das je auf Erden gelebt und um das Griechen und Trojaner zehn Jahre gestritten hatten, Helena.

Der heidnische Zug, der der Renaissance anhaftete, wurde überwunden durch die Neubelebung des religiösen Triebes in der Reformation. Der protestantische Volksglaube nahm zu der Geheimwissenschaft und den magischen Künsten eine durchaus abweisende Stellung ein. Er bestritt zwar die Wirklichkeit magischer Kräfte nicht, aber wenn das Mittelalter an eine Rettung derer, die magische Künste getrieben hatten, durch die höhern Kräfte der Kirche glaubte, so erklärte der protestantische Glaube Weihwasser, Kreuzeszeichen und alle heiligen Handlungen der alten Kirche der Magie gegenüber für wirkungslos. Wer sich der schwarzen Kunst ergeben hatte, der war ewig verloren, sein Leben endete mit einer Höllenfahrt. Es gewann im protestantischen Volke die Magusfrage eine neue Gestalt. Mehr als zwei Jahrhunderte hindurch hatte sie den Geist des deutschen Volkes aufs lebhafteste beschäftigt, ehe Goethe sie in seinem Faust bearbeitet hat.

Ghe wir auf ihre protestantische Gestaltung näher eintreten, lassen Sie mich von der geschichtlichen Persönlichkeit sprechen, an die sich die verschiedenen Bestandteile der Magussage geheftet haben.

Im Reformationszeitalter zogen zahlreiche Abenteuerer durch Europa, in denen sich die Geheimwissenschaft der Zeit und auch echtes Wissen mit dem volkstümlichen Gaukler- und Marktschreiertum oft in seltsamster Weise vereinigten. Sie legten sich, um auf das leichtgläubige Volk zu wirken, einen großen Namen zu; sie verkauften wunderwirkende Heilmittel und versprachen, ihre Gönner die Kunst des Goldmachens zu lehren; sie rühmten sich, daß sie durch die Luft fliegen, Geister und Tote heraufbeschwören könnten und kraft ihrer magischen Künste Schlachten entschieden hätten. Unter ihnen ist einer zu besonderem Ruhm gelangt, der Doctor Faust. Der Abt Johannes Tritheim in Würzburg schreibt über ihn im Jahre 1507 einem Freunde, Faust habe sich gerühmt, sämtliche Werke des Plato und Aristoteles, wenn sie verloren gehen sollten, vollständiger und schöner wiederherstellen zu wollen; in Würzburg habe er geprahlt, die Wunder Christi zu verrichten, wann und so oft man wolle. Franz von Sickingen, der ein Freund der Magie war, habe ihm in Kreuznach das Amt eines Schulmeisters anvertraut, aber wegen unnatürlicher Laster habe er sich flüchten müssen. Man sollte, bemerkt der Abt, den Schwächer und Verführer körperlich züchtigen, um seinem frevelhaften und kirchenfeindlichen Prahlen Einhalt zu tun.

Sieben Jahre später lernte einer der größten deutschen Humanisten, Mutianus Rufus, den Faust in Erfurt kennen. Nach den Aussagen eines Schülers von Melanchthon hätte Mutian über ihn folgendes mitgeteilt: Dr. Johannes Faust sei in einem Dorfe unweit der Stadt Bretten geboren, habe in Krakau die Magie studiert, sei lange umhergezogen und habe sich einige Zeit im Kloster Maulbronn aufgehalten. (Noch heute erinnern dort an ihn ein Faustturm und eine Faustküche.) Längere Zeit habe er in Wittenberg verweilt, dort habe er sich gerühmt, durch seine Kunst den Sieg der kaiserlichen Heere in Italien bewirkt zu haben. Der Kurfürst Johann habe ihn wollen festnehmen lassen, da sei er nach Nürnberg geflohen. In Venedig habe er sich anheischig gemacht, in den Himmel zu fliegen, er sei auch wirklich vom Teufel in die Luft geführt worden, dann aber herabgestürzt und beinahe ums Leben gekommen. Der Teufel habe ihn stets in Gestalt eines schwarzen Hundes begleitet. Nach anderen Berichten hätten ihn Luther und Melanchthon in Wittenberg geduldet, weil sie gehofft hätten, ihn zu bekehren, dann aber habe er wegen groben Unfugs fliehen müssen. Schließlich habe ihn der Teufel in einem württembergischen Dorfe des Nachts erwürgt, man habe ihn am Morgen mit umgedrehtem Halse gefunden. Weder in Luthers noch in Melanchthons Schriften wird Faust erwähnt; aber im Album der Universität Wittenberg ist im Jahre 1518 ein Johannes Faust aus Mühlberg eingetragen.

Erst der späteren Sage gehört sein Aufenthalt in Leipzig an. Dort sind noch heute in Auerbachs Keller zwei alte Bilder zu sehen, die den Doktor Faust in einem Gelage mit Studenten und auf einem Weinfasse aus dem Keller reitend darstellen. Die Jahreszahl 1525, die bei dem Gemälde steht, will sagen, daß der denkwürdige Ritt auf dem Fasse sich in diesem Jahre zugetragen habe. Auerbachs Keller ist aber erst fünf Jahre später gebaut worden.

Schon zu seinen Lebzeiten ist Faust zum Gegenstand der Volks Sage geworden, und in der Folgezeit hat sich das mächtig wuchernde Gewächs der Sage immer dichter um seine an sich unbedeutende Persönlichkeit geschlungen.

Etwa ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode, im Jahre 1587, erschien in Frankfurt a. M. auf der Herbstmesse das erste Volksbuch von Dr. Faust, ohne daß der Verfasser sich nannte. Es fand großen Absatz; bald folgten neue Ausgaben, eine gereimte Bearbeitung und sogar Übersetzungen. Das Jahr 1593 brachte einen zweiten Teil, die Geschichte von Fausts Famulus, Christoph Wagner. Auch die Dramatisierung des Stoffes ließ nicht lange auf sich warten. Der Vorläufer Shakespeares, Christoph Marlowe, selbst eine Faustnatur, verarbeitete den Stoff zu einem Drama, das erst einige Jahre nach seinem Tode, 1601, zur Aufführung kam. Der Faust Marlowes begehrt mehr nach Genuß und Macht als nach Erkenntnis. Abgesehen von einigen glänzenden Szenen, zu denen besonders der Eingangsmonolog

gehört, ist Marlowes Stück ziemlich langweilig; viele Szenen sind mit geistloser Possenreißerei ausgefüllt. Aber der Stoff fand Anklang. Wahrscheinlich haben englische Schauspielertruppen, die im siebzehnten Jahrhundert Deutschland durchzogen, Marlowes Faust, der schon in England Umgestaltungen erfahren hatte, in Deutschland eingeführt, und aus Marlowes Werk hat sich dann das deutsche Volksschauspiel vom Dr. Faust entwickelt. Deutliche Spuren weisen auf das Werk des englischen Dichters hin, so das Selbstgespräch am Eingang, der Wechsel komischer und tragischer Szenen und anderes mehr. Dem deutschen Volk wurde der dramatisirte Faust noch lieber als das Volksbuch. Man freute sich an dem Haufen der Teufel, die auf der Bühne erschienen, und an ihren Teufeleien; man freute sich ganz besonders, wenn Fausts Hausknecht, die lustige Person, die in den immer neuen Bearbeitungen des Stoffes allmählich zur zweiten Hauptperson heranwuchs, sich dem Teufel überlegen zeigte. Aber man hatte dabei doch ein halbwegs böses Gewissen. Zuweilen, so erzählte man, war unter der Schar der Teufel plötzlich einer zu viel: der wirkliche Teufel hatte sich in das Spiel gemischt. Auch die Geistlichkeit nahm an den Possen, die man mit dem Teufel trieb, Anstoß; in verschiedenen Städten führte sie bei der Obrigkeit Beschwerde gegen die Aufführungen.

Goethe hat das Volksschauspiel vom Dr. Faust nie auf der Bühne gesehen, obwohl es im achtzehnten Jahrhundert wiederholt in seiner Vaterstadt aufgeführt wurde.

Er kannte den Faust nur vom Volksbuche und vom Puppentheater her. Als nämlich das regelmäßige Kunstdrama, von Gottsched gepflegt, sich in Deutschland einbürgerte und der Hanswurst von der Bühne verbannt wurde, fand der Faust eine Zufluchtsstätte bei den Marionetten. Da trat nun der Hanswurst oder der Kasperle immer mehr in den Vordergrund.

Mit all den zahlreichen Bearbeitungen, die die Faustsage erfahren hat, will ich Sie nicht behelligen. Aber von dem Hauptinhalt des ältesten Volksbuches muß ich Ihnen doch in Kürze erzählen. Nach diesem Buche war Johann Faust der Sohn eines Bauern aus Roda bei Weimar. Seine frommen Eltern schickten ihn nach Wittenberg, damit er Theologie studiere; „denn er hatte einen ganz gelernigen und geschwinden Kopf, zum Studieren qualifiziert und geneigt“. Bald wurde er Magister und dann sogar Doktor der Theologie. Aber seinem „unsinnigen und hoffärtigen Kopf“ behagte die Gottesgelehrsamkeit nicht. Er legte die Heilige Schrift unter die Bank, begab sich nach Krakau und studierte dort die magischen Bücher. Tag und Nacht beschäftigte ihn die verbotene Weisheit; er nahm Adlersflügel an und wollte alle Gründe im Himmel und auf Erden erforschen. Heimgekehrt versuchte er in einem Walde bei Wittenberg den Teufel zu zitieren. „Zuerst ließ sich der Teufel an, als ob er nicht gern an die Reihe käme“, aber endlich erschien dem Faust ein böser Geist in der Gestalt eines grauen Mönchs. Dieser Geist, der sich Mephistophiles nannte —

der Name bedeutet wahrscheinlich der das Licht nicht Liebende — mußte sich erst von dem Obersten der Teufel, Luzifer, die Einwilligung zu dem von Faust begehrten Bunde holen, dann wurde der Bund geschlossen. Mephistophiles sollte alle seine Wünsche erfüllen, ihm stets gewärtig, aber ihm allein sichtbar sein. Dagegen wurde von Faust verlangt Abfall von Gott, Feindschaft wider die Christen und ihren Glauben und das Versprechen, sich nie zu befehren. Diesen Vertrag mußte er mit seinem Blut unterschreiben. Nach vierundzwanzig Jahren sollte seine Seele dem Teufel verfallen sein. Faust meinte, sagt das Volksbuch, der Teufel wäre nicht so schwarz, als man ihn malt, noch die Hölle so heiß, als man davon sagt. „Dieser Abfall,“ heißt es weiter, „ist nichts anderes als sein stolzer Hochmut, Verzweiflung, Verwegung und Vermeßtheit, wie den Riesen war, davon die Poeten dichten, daß sie die Berge zusammentragen und wider Gott kriegen wollten, ja wie dem bösen Engel, der sich wider Gott setzte, darum er wegen seiner Hoffart und Übermut von Gott verstoßen wurde. Also, wer hoch steigen will, der fällt hoch herab.“

Acht Jahre blieb Faust mit seinem Famulus Wagner, einem „verwegenen Lecker“, zu Wittenberg. Der Teufel erschien ihm stets in Gestalt eines Franziskanermönchs, beantwortete ihm allerhand Fragen, ergötzte ihn durch Blendwerk und ließ ihn, so oft ihm die Neugier kommen wollte, herrliche Musik hören. „Er dachte nicht anders, als er wäre im Himmel, da er doch beim Teufel war.“

Eines Tages beehrte Faust ein Weib zur Ehe. Mephostophiles suchte ihm das auszureden, da der Ehestand von Gott sei, und als Faust darauf bestand, wurden alle Schrecken der Hölle gegen ihn losgelassen; Luzifer selbst erschien und warf ihn nieder. Faust erkannte, daß das Begehren, in die Ehe zu treten, wider seinen Vertrag sei; er gab sich zufrieden, als ihm schöne Weiber nach Herzenslust versprochen wurden. Mephostophiles beantwortete ihm all seine Fragen über Himmel und Hölle, auch über das Weltgebäude, so daß Faust ein berühmter Mathematikus, Wetterprophet und Kalendermacher wurde.

Nach achtjährigem Unterricht unternahm Faust mit seinem höllischen Begleiter die große Reise durch Hölle, Himmel und Erde. In Rom kam er in den Palast des Papstes und sah dort denselben Stolz und Hochmut und alles gottlose Wesen, das in ihm selbst lebte. Mit dem Papst trieb er allerlei Schabernack. Als er in Innsbruck bei Kaiser Karl V. weilte, beehrte dieser Alexander den Großen und dessen Gemahlin zu sehen, und Faust erfüllte seinen Wunsch. Am Hofe zu Anhalt zauberte er auf eine nahe Anhöhe ein stattliches Schloß, bewirtete darin eine große Gesellschaft und ließ es endlich in einem herrlichen Feuerwerk vergehen. Von Wittenberg führte er drei Grafen auf seinem Zaubermantel nach München zu einer fürstlichen Hochzeit. Mit einer Schar Studenten flog er von Wittenberg nach Salzburg und ließ sie dort im bischöflichen Keller vom Besten trinken. Überhaupt trieb

er allerhand Kurzweil. Einem Bauern, der ihm von seinem Heu soviel verkauft hatte, als er zu essen wünschte, verschlang er das halbe Fuder; lärmenden Bauern, die auf sein Geheiß das Maul nicht halten wollten, ließ er die Mäuler offen stehen; einem Geistlichen verwandelte er das Brevier in ein Kartenspiel.

Als er von seiner Reise nach Wittenberg zurückkehrte, wäre es einem frommen Arzte beinahe gelungen, ihn zu befehren, aber der Teufel drohte, ihn in Stücke zu reißen, und zwang ihn zu einer neuen Blutverschreibung. So führte er sein Genußleben weiter, zum Teil wieder auf Reisen. Bei einem Gelage zu Wittenberg wünschte einer der Gäste die griechische Helena zu sehen. Faust ließ sie erscheinen, und die Gesellschaft wurde von ihren Reizen völlig hingerissen.

Es kam endlich das letzte der vierundzwanzig Jahre. Die Genüsse der Welt waren erschöpft, da kam ihm der Wunsch, Helena zu besitzen. Er gewann sie sehr lieb, und sie gebar ihm einen Sohn, Justus Faustus, der schon im ersten Geburtsjahr eine wunderbare Begabung und prophetische Kräfte zeigte. Als der letzte Monat anbrach, begann Faust zu wehklagen, aber der Teufel antwortete ihm mit feltjam neckischen Reden. Den letzten Abend verbrachte er in einem Dorfe bei Wittenberg mit seinen Freunden und Schülern und verabschiedete sich von ihnen unter Reden voll bitterer Reue und eindringlicher Mahnungen. Sein Schicksal erfüllte sich während eines furchtbaren Gewitters. Am nächsten Morgen fand man seinen

verstümmelten Leichnam im Hofe auf dem Mist liegen, Helena aber und ihr Söhnchen waren spurlos verschwunden.

Dies der Hauptinhalt des Faustbuchs von 1587. Es erfuhr, nachdem es mehrere erweiterte Auflagen erlebt hatte, 1599 eine Umarbeitung durch Georg Rudolf Widman aus Schwäbisch-Hall. Der Widmansche Faust, ein dickes Buch von ermüdender Breite, wurde im Jahre 1674 durch Nikolaus Pfitzer, einen Nürnberger Arzt, einigermaßen gekürzt, und im achtzehnten Jahrhundert erschienen Jahrmarktausgaben von bedeutend geringerem Umfang. Goethe kannte jedenfalls mehrere dieser Bearbeitungen der Faustsage, obgleich er, wenn er von dem Stoff seiner Dichtung spricht, immer das Puppenspiel als seine Quelle bezeichnet.

Ueber die Puppenspiele müssen Sie mir noch einige Mittheilungen gestatten. Das erste wurde 1746 zu Hamburg aufgeführt. Keines derselben hatte einen festen Text; wir wissen auch nicht, in welcher Form Goethe das Puppenspiel gekannt hat. Simrock hat vor mehr als sechzig Jahren den Versuch gemacht, nach eigenen Erinnerungen und Ueberlieferungen das Puppenspiel herzustellen. Nach seiner Darstellung wäre der Inhalt des Stückes etwa folgender gewesen: Wie bei Marlowe beginnt es mit einem Selbstgespräch Fausts am Studiertisch. Unbefriedigt von aller Wissenschaft beschließt er, sich der Magie zu ergeben. Zu seiner Linken ertönt im Saß eine ermunternde, zur Rechten im Diskant eine warnende

Stimme, ein Zug, der sich ebenfalls bei Marlowe findet. Faust folgt der Stimme des Bösen. Da meldet sein Famulus Wagner, daß drei Studenten ihm ein Zauberbuch gebracht hätten. Mit seiner Hilfe beginnt Faust, Geister zu beschwören. Es erscheinen ihrer acht in der Gestalt von Affen. Faust wählt den von ihnen, der ihm sagt, er sei so schnell wie der Gedanke, Mephistopheles. In üblicher Weise wird der Vertrag geschlossen. Mephistopheles erscheint fortan in Menschengestalt, in rotem Unterkleid und schwarzem Mantel, mit einem Horn auf der Stirn.

Neben Faust steht sein Hausknecht Kasperle, der soeben als wandernder Geselle mit großem Appetit im Hause eingetroffen und von dem Famulus Wagner in Dienst genommen worden ist. Er kann nur wenige Wörter buchstabieren, aber das genügt, um ihn sofort in Fausts Zauberbuch das wahre Geheimnis des Geisterverkehrs entdecken zu lassen. Wenn man Perlippe sagt, so kommen die Geister, wenn man aber Perlapppe sagt, so laufen sie davon. Während Faust in Folge des Vertrags das Zauberwort verloren hat, durch das man die Geister los wird, verfügt Kasperle frei über sie. Als die Geister verlangen, daß er sich mit Leib und Seele dem Teufel verschreibe, erwidert er: Den Leib brauche ich selbst, und was die Seele betrifft, eine Seele hat Kasperle nicht. Als ich zur Welt gekommen bin, waren just keine Seelen mehr vorrätig.

Kasperle macht sich dann mit Faust auf die Welt-

reise. Wir bekommen die beiden nur am Hofe zu Parma zu sehen. Faust macht der Herzogin den Hof; der eifersüchtige Herzog will ihn deshalb vergiften lassen, aber Mephistopheles entführt ihn im Fluge nach Konstantinopel. Kasperle, der ausgeplaudert hat, daß sein Herr mit dem Teufel im Bunde steht, wird zur Strafe in Parma zurückgelassen, aber mit Hilfe des Zauberwortes Perlippe läßt er sich auf einem fliegenden Sofa wieder nach Mainz schaffen, von wo sie hergekommen sind. Dort wird er Nachtwächter und ein geplagter Ehemann. Der alle Teufel kommandiert hat, muß sich zuletzt dem Regiment eines bösen Weibes fügen — das ist der Humor davon.

Faust wird nach zwölf Jahren von Reue erfaßt und nimmt seine Zuflucht zu einem Marienbild, aber als der Teufel ihm die Helena vorzaubert, ist die Reue verschwunden, und von neuem schwört er den Glauben ab. In seinen Armen aber wird Helena zur Schlange, und jetzt erfährt er, daß seine Zeit um ist, obwohl der Vertrag auf vierundzwanzig Jahre lautet. Das Jahr war zu 365 Tagen gerechnet, und Mephistopheles hat ihm auch die Nächte gebient.

Der letzte Abend ist gekommen. Es schlägt neun Uhr. Eine Stimme von oben ruft: Fauste! Fauste! praepara te ad mortem! Zehn Uhr: Fauste! Fauste! accusatus es! Faust wirft sich wieder vor dem Marienbilde nieder, aber seine Züge verwandeln sich in die der Helena. Elf Uhr: Fauste! Fauste! judicatus es! Auf

die Frage, ob er noch schrecklicher leiden werde, als er schon leide, antwortet ihm der Teufel: Die Qual der Verdammten ist so groß, daß die armen Seelen eine Leiter von Schermessern zum Himmel hinaufsteigen würden, wenn sie noch Hoffnung hätten. Die Uhr schlägt Mitternacht. Die Stimme von oben ruft: Fauste! Fauste! *in aeternum damnatus es!*

Sie werden verstehen, meine Zuhörer, warum ich von dem Inhalt des Volksbuches und des Puppenspieles das Wichtigste mitgeteilt habe. Wir ersehen daraus, wie viel Goethe von dem Rohstoff der Sage in seine Dichtung herübergenommen hat. Ist auch die Form veredelt, der Inhalt vertieft, Stoff und Form sind doch die der alten Sage geblieben; die Vorstellungswelt der Menschen, die sich am Volksbuch und Volksspiel einst ergötzt hatten, hat Goethe in seine Dichtung herübergenommen; der Ton, in dem von Himmel und Hölle, Gott und Teufel gesprochen wird, ist der der mittelalterlichen Legenden und geistlichen Schauspiele. Wer das vergißt, oder wer für den Ton der Volkslegende kein Gefühl hat, wird Goethes Faust nie verstehen und genießen können.

Wenn wir mit dem Grundgedanken der Faustsage vertraut geworden sind, werden wir aber auch verstehen, was den Dichter zu diesem Stoffe hingezogen hat. Die Stimmung, die ihn und die Jugend seiner Zeit erfüllte, war in mancher Beziehung dieselbe wie die, die einst die Menschen zur Magie geführt hatte. Man fühlte sich unbefriedigt von dem geistigen Besitztum, das man von den

Vätern ererbt hatte, man verlangte nach einer tieferen Erkenntnis, als die damalige Wissenschaft sie bot, nach einer kräftigeren Geistesnahrung, als sie in der zeitgenössischen Literatur zu finden war.

Was man nicht weiß, das eben brauchte man,
Und was man weiß, kann man nicht brauchen,

so empfanden die Geister der Sturm- und Drangperiode. Und auch etwas von dem titanenhaften Troß, der sich empörte nicht nur gegen alle Konvention, gegen Brauch und Sitte, sondern auch gegen die Schranken, die dem menschlichen Geiste durch seine eigene Organisation gezogen sind, lebte in den Menschen jener Zeit. Mehr als einer von Goethes Jugendgenossen ist an dem faustischen Drang nach Freiheit, nach unmittelbarer Erkenntnis und unbeschränktem Weltgenuß zugrunde gegangen.

Aus solcher Stimmung heraus ist Goethes Faust entstanden. Der Faust der Volkssage geht unter; Goethe aber läßt seinen Faust durch das Wirrsal des Lebens zum Siege gelangen. Der Dichter ist überzeugt, daß in dem Streben nach tieferer Erkenntnis und vollerm Leben etwas Berechtigtes ist. Wie er selbst in rastloser Arbeit den Weg durch die Nöte und Widersprüche des Lebens gefunden und sich zur Klarheit und zu innerer Befriedigung hindurchgerungen hat, so führt er auch seinen Faust nicht hinab zur Hölle, sondern empor in himmlische Klarheit. Die Wege, die er ihn ziehen läßt, wollen wir zu verstehen suchen, falls Sie sich meiner Führung anvertrauen mögen.

Zweiter Vortrag.

Die Entstehung von Goethes Faust. Die Zueignung und das Vorspiel auf dem Theater.

Meine Zuhörer!

Sechzig Jahre liegen zwischen dem Zeitpunkte, wo Goethe den Plan zu seinem Faust faßte, und dem, wo er das Werk vollendete. Mehr als einmal hat er die Arbeit am Faust lange Jahre hindurch ruhen lassen; mehr als einmal wollte ihn dünken, die Dichtung müsse Fragment bleiben, weil er ein anderer geworden und dem Werke seiner Jugend gänzlich entfremdet sei. Und doch kamen immer wieder Zeiten in seinem Leben, wo es ihn zu seinem Faust zurückzog, und wenn er die Arbeit daran von neuem aufgenommen hatte, dann sagte er sich, es sei gut, daß er nicht früher damit zu Ende gekommen sei; jetzt erst habe er erlebt, was nötig sei, um ihn richtig zu vollenden; der Jüngling habe einst wohl die Frage stellen können nach dem Sinn und Ziel des Lebens, aber erst der gereifte Mann, ja erst der Greis, der auf ein abgeschlossenes Leben zurückblicken könne, sei imstande, diese

Frage zu beantworten. Wir dürfen dankbar sein, daß so verschiedene Lebensstufen an dieser Dichtung Anteil genommen haben. Wohl hat sie als Kunstwerk darunter gelitten, aber ihr Gehalt, ihr Reichthum beruht wesentlich darauf, daß der Jüngling, der Mann, der Greis daran gearbeitet haben.

Lassen Sie uns heute zunächst sehen, wie der Faust entstanden ist.

Im Jahre 1768 war der neunzehnjährige Student der Rechte aus Leipzig ins Vaterhaus zurückgekehrt. Er hatte in dem unregelmäßigen Leben in Leipzig sich eine ernste Krankheit zugezogen. In einer Sommernacht war er von einem heftigen Blutsturz befallen worden, so daß er an der Lungenschwindsucht hinsiechen zu müssen glaubte. Nur langsam erholte er sich. Der Arzt, der ihn in Frankfurt behandelte, ein Dr. Meß, war alchimistischen Studien ergeben. Er behandelte seine Kranken mit einem auf alchimistischem Wege gewonnenen Salze, und der junge Goethe war überzeugt, daß dieses Salz ihn gerettet habe. So begann auch er, Alchimie zu studieren; er gewann einen Einblick in die Gedankenwelt der Geheimwissenschaft, ohne daß er damals noch an eine Faustdichtung gedacht hätte. Der Faust begann ihn erst zu beschäftigen, als er in Straßburg unter dem Einfluß Herders ein tieferes Verständnis für das Wesen der Poesie gewonnen hatte, als ihm zum Bewußtsein gekommen war, daß sie mehr ist als ein Unterhaltungsmittel für müßige Stunden: eines der Mittel, durch die die Menschheit ihr innerstes Leben, ihr

tiefftes Empfinden zum Ausdruck bringt. Seit dieser Zeit sprach auch er in seinen Dichtungen aus, was er selbst erlebt hatte. Von Straßburg heimgekehrt strömte er seine Empfindungen auf Wanderungen durch Feld und Wald in Iyrischen Gedichten aus, und nun begannen auch Götz von Berlichingen, Prometheus und Faust ihn zu beschäftigen. Es kam jene Zeit erstaunlicher poetischer Fruchtbarkeit, wo ihm sein Talent jeden Augenblick zu Gebote stand, einerlei ob er sich zu Hause, im Freien, im Wagen oder im Gasthause befand. „Ich war so gewohnt, mir ein Liedchen vorzusagen,“ erzählt er, „ohne es wieder zusammenfinden zu können, daß ich einige Male an den Pult rannte und mir nicht die Zeit nahm, einen querliegenden Bogen zurechtzurücken, sondern das Gedicht von Anfang bis zu Ende, ohne mich von der Stelle zu rühren, in der Diagonale herunter schrieb.“

In dieser Zeit entstand der Götz. Prometheus blieb Fragment; dafür wurde der Werther geschrieben, der seinem Verfasser Weltruhm einbrachte; in dieser Zeit, von 1773 bis 1775, sind auch einige der herrlichsten Partieen des Faust entstanden.

Noch vor kurzer Zeit hat man allerlei Hypothesen über die Urgestalt des Faust gemacht. Wilhelm Scherer meinte nachweisen zu können, daß Goethe seinen Faust ursprünglich ganz in Prosa geschrieben und erst später umgearbeitet habe. Alte Stücke wurden von den Kritikern in späte Zeit verlegt. Aber allen Konstruktionen und Hypothesen wurde plötzlich ein Ende gemacht, als im

Jahre 1887 Erich Schmidt die überraschende Entdeckung des Urfaust machte. Er fand unter dem Nachlaß einer Hofdame der Herzogin Amalia, des Fräuleins Luise von Göckhausen, eine Abschrift des Faust in seiner ältesten Gestalt. Es ergab sich daraus, daß, als Goethe Ende 1775 nach Weimar kam, bereits geschrieben waren die drei ersten Szenen: Fausts Selbstgespräch, die Erscheinung des Erdgeistes, das Gespräch mit dem Famulus Wagner, ferner die Szene in Auerbachs Keller und die Hauptscenen der Gretchentragödie, einiges in Prosa, das meiste in Versen. Anderes war noch nicht fertig, aber doch skizziert.

Auch während der ersten Weimarer Periode, 1776 bis 1788, ruhte der Faust nicht ganz; doch wissen wir nicht sicher, was in dieser Zeit entstanden ist. Ernst Traumann hat wahrscheinlich gemacht, daß das Selbstgespräch in der Szene Wald und Höhle, das bedeutende Goethesforcher für eine Frucht der italienischen Reise halten, der ersten Weimarer Zeit angehört. Auf der italienischen Reise, in Rom, mitten unter den Eindrücken der Antike und des Südens, nahm Goethe sein Jugendwerk wieder vor. „Es war eine reichhaltige Woche,“ schrieb er am 1. März 1788, „die mir in der Erinnerung wie ein Monat vorkommt. Zuerst ward der Plan zu Faust gemacht, und ich hoffe, diese Operation soll mir geglückt sein. Natürlich ist es ein ander Ding, das Stück jetzt oder vor fünfzehn Jahren ausschreiben; ich denke, es soll nichts dabei verlieren, besonders da ich jetzt glaube, den Faden wiedergefunden zu

haben. Auch was den Ton des Ganzen betrifft, bin ich getröstet; ich habe schon eine neue Szene ausgeführt, und wenn ich das Papier räuchere, so dünkte ich, sollte sie mir niemand aus den alten herausfinden.“ Diese Szene ist die Hexenküche.

Nach der Heimkehr aus Italien wurde das bis dahin Geschaffene teilweise umgearbeitet, die meisten prosaischen Bestandteile in Verse gebracht. Namentlich wurde in dieser Zeit das Gespräch Mephistos mit dem Schüler, das nur in dürftiger Gestalt vorhanden war, ausgeführt, wahrscheinlich auch das Gespräch zwischen Faust und Mephisto, das in der Szene Wald und Höhle dem Selbstgespräch folgt, geschrieben.

Aber immer deutlicher mochte über dieser Arbeit der Dichter empfinden, wie schwer, ja unmöglich es war, die vorhandenen Szenen zu einer einheitlichen Dichtung zu gestalten; deshalb veröffentlichte er im Jahre 1790 seinen Faust als Fragment. Was er damals gab, war etwas umfangreicher als der Urfaust; es umfaßte etwa die Hälfte des ersten Teils.

Von der Walpurgisnacht findet sich im Urfaust noch nichts, im neunziger Fragment nur ein Hinweis darauf, der den Schluß gestattet, daß sie dem Dichter bereits vor-schwebte.

Es folgten die Jahre der Freundschaft mit Schiller. Dieser mahnte, den Faust wieder aufzunehmen. Goethe scheute vor den Schwierigkeiten, die ihm längst zum Bewußtsein gekommen waren, zurück. Aber Schiller

drängte immer wieder. Er hatte gehört, daß noch Bruchstücke vorhanden seien, die in das Fragment von 1790 nicht aufgenommen worden waren, und wünschte wenigstens diese kennen zu lernen. „Mit wahrer Sehnsucht“, so schrieb er 1794, „würde ich die Bruchstücke von Ihrem Faust, die noch ungedruckt sind, lesen; denn ich gestehe Ihnen, daß mir das, was ich von diesen Stücken gelesen, der Torso des Herkules ist. Es herrscht in diesen Szenen eine Kraft und eine Fülle des Genies, die den ersten Meister unverkennbar zeigt, und ich möchte diese große und kühne Natur, die darin atmet, so weit als möglich verfolgen.“ Goethe antwortete: „Vom Faust kann ich jetzt nichts mitteilen, ich wage nicht, das Packet aufzuschneiden, das ihn gefangen hält. Ich könnte nicht abschreiben, ohne auszuarbeiten, und dazu fühle ich in mir keinen Mut. Kann mich künftig etwas dazu vermögen, so ist es gewiß Ihre Teilnahme.“ Schiller ließ nicht ab, und endlich hatte er Erfolg. Im Juni 1797 schrieb ihm Goethe: „Ich habe mich entschlossen, an meinen Faust zu gehen und ihn, wo nicht zu vollenden, doch wenigstens um ein gutes Teil weiter zu bringen Nun wünschte ich aber, daß Sie die Güte hätten, die Sache einmal in schlafloser Nacht durchzudenken, mir die Forderungen, die Sie an das Ganze machen würden, vorzulegen und so mir meine Träume als ein wahrer Prophet zu erzählen und zu deuten.“ Schiller sollte, mit anderen Worten, ihm sagen, wie er sich die Weiterführung denke. Er antwortete, daß er die Schwierigkeiten wohl fühle;

Goethes Faust sei ein individuell gezeichneter Mensch und müsse doch zugleich der Träger allgemein menschlicher Bestrebungen werden. Er werde ihn deshalb unter anderem auch ins handelnde Leben einführen müssen, was eine große Umständlichkeit und Breite fordere, aber er meinte, Goethe werde sich schon zu helfen wissen.

Wahrscheinlich sind in dieser Zeit die drei Stücke entstanden, die jetzt die Einleitung zum Faust bilden: die Zueignung, das Vorspiel auf dem Theater und der Prolog im Himmel; das Jahr darauf wurde die Kerkerzene in Verse gebracht. Aber Schiller bekam von dem allem nichts zu sehen, da Goethe auch den Vertrautesten den Einblick in seine Werkstatt versagte. Er schrieb von seiner Arbeit am Faust als von Pöffen, die er vorgenommen habe, weil er gerade nichts Besseres tun könne, äußerte aber doch, wenn er nur einen ruhigen Monat hätte, so sollte das Werk zu jedermanns Verwunderung und Entsetzen wie eine große Schwammfamilie aus der Erde wachsen.

Die Hauptschwierigkeit bestand nun darin, die große Lücke zwischen dem ersten Gespräch mit Wagner und dem Eintritt Fausts in die Welt auszufüllen; denn abgesehen von dem Gespräch Mephistos mit dem Schüler und dem Bruchstück eines vorhergehenden Gesprächs Mephistos mit Faust war noch nichts da. Obwohl er in den neugeschaffenen Szenen sich auf Wegen bewegte, die sich von den Gedanken des Urfaust weit entfernten, und er sich nicht verhehlen konnte, daß das Werk nie volle künstlerische

Einheit gewinnen könne, schrieb er Jahr für Jahr daran, meist im Frühling, bis 1801. Aber erst im Jahre 1808, mitten unter den großen politischen Ereignissen, mit denen damals Napoleon die Welt erfüllte, wurde der erste Teil des Faust, so wie er heute ist, herausgegeben.

Wieder gingen Jahre vorüber, ohne daß der Gedanke eines zweiten Teils, der noch aus Goethes Jugendjahren stammte, verwirklicht worden wäre. Im Jahre 1800 hatte er Schiller eines der bereits vorliegenden Fragmente mitgeteilt, in dem die Helena auftrat, und das der Gipfelpunkt des zweiten Teiles werden sollte. Erst sechzehn Jahre später zeichnete er ein Schema des zweiten Teiles auf, das er der Fortsetzung von Dichtung und Wahrheit einzufügen beabsichtigte. Mit diesem Schema sollte die Welt sich begnügen. Aber die Fortsetzung von Dichtung und Wahrheit verzögerte sich, und bis zum Jahre 1824 blieb das Schema liegen. Da trat Eckermann dazwischen, der sich dank seinem ungewöhnlichen Bildungstrieb vom Schweinehirten zum Sekretär und Mitarbeiter Goethes bei der Redaktion seiner Werke emporgerungen hatte. Er bat den Dichter, ihn die Vorarbeiten zum zweiten Teil durchsehen zu lassen, damit er prüfen könne, ob sich das Werk nicht doch so vollenden ließe, daß man der Welt etwas Besseres als das Schema bieten könnte, und nun entschloß sich der fünfundsiebzigjährige Goethe, die vorhandenen Fragmente und Entwürfe zu einem Ganzen zusammenzuarbeiten. Unter dem Titel: „Ein Zwischenstück zu Faust“, wurde 1827 das Helenafragment heraus-

gegeben. Nun galt es, zunächst die Lücke zwischen dem Schluß des ersten Theils und der Helena, dann die zwischen der Helena und dem Schluß, der ebenfalls geschrieben war, auszufüllen. Im nächsten Jahr erschien wieder ein Fragment, Stücke des ersten Akts. Goethe arbeitete weiter, fast drei Jahre. Er hatte sich vorgenommen, bis zum dreiundachtzigsten Geburtstag fertig zu werden, und es gelang ihm: im Sommer 1830 war das Werk druckfertig.

Schwer war dem Greis in den letzten Jahren die Arbeit geworden. Die Zeiten, wo ihm sein poetisches Talent jeden Augenblick zur Verfügung stand, waren längst vorbei. „Jetzt, am zweiten Teil meines Faust,“ sagte er einmal, „kann ich nur in den frühen Stunden des Tages arbeiten, wo ich mich vom Schlaf erquickt und gestärkt fühle und die Fragen des täglichen Lebens mich noch nicht verwirrt haben. Und doch, was ist es, das ich ausführe? Im allerglücklichsten Fall eine geschriebene Seite, in der Regel aber nur soviel, als man auf den Raum einer Handbreite schreiben könnte, und oft bei unproduktiver Stimmung noch weniger.“

Es kann uns nicht befremden, daß der Faust weder nach Form noch Inhalt eine einheitliche Dichtung ist. Anders malte sich die Welt im Kopfe des Jünglings, der nach Natur, nach Befreiung von den Schranken des Alltagslebens und des Zeitalters verlangte, anders im Kopfe des Mannes, der sich im praktischen Leben betätigt und in Italien sich in die Antike versenkt hatte, und wieder

anders in dem des Greises, der auf die Erfahrungen eines langen, arbeitsreichen Lebens zurückjah. Auch im Stil des Werkes mußte sich der Unterschied des Alters gewaltig fühlbar machen.

Hierauf näher einzutreten sei der Betrachtung der einzelnen Abschnitte vorbehalten. Lassen Sie uns nun dem Gang der Dichtung Schritt für Schritt folgen. Ich habe mich gefragt, ob es nicht ratsam wäre, die einzelnen Bestandteile nach der Zeit ihrer Entstehung zu betrachten, die ältesten zuerst, die jüngsten zuletzt. Das hätte manches für sich; es träten uns die ursprünglichen Gedanken des Dichters deutlicher entgegen und ebenso die neuen Richtungslinien, die das Gedicht später bekommen hat. Aber der Überblick über das Ganze müßte darunter leiden, und Wiederholungen würden unvermeidlich. Darum wollen wir nicht chronologisch zu Werke gehen, sondern alles in der Reihenfolge betrachten, in der es der Dichter vor uns hingestellt hat.

Zuerst ein paar Worte von der Zueignung, dem kurzen Gedicht von vier Ottaven, in dem der Dichter sich das Werk wieder zu eigen macht, nachdem es lange Jahre geruht hat und ihm fremd geworden ist. Die Zueignung ist, wie bereits erwähnt, im Juni 1797 geschrieben worden, als es Schiller gelungen war, den beinahe Fünfzigjährigen zur Wiederaufnahme des Faust zu bewegen.

Ein Vierteljahrhundert ist vergangen seit der Sturm- und Drangperiode, in der der Urfaust entstanden ist. Jetzt, wo er eine klare Lebensanschauung gewonnen

hat, fühlt er, wie unklar er empfand und dachte, als das Verlangen nach Natur, nach vollem Anteil an ihrem Leben und allerlei titanenhafte Ideen ihn erfüllten. Wie schwankende Lust- und Nebelgebilde erscheinen ihm die Gestalten seiner Dichtung. Aber mit ihnen steigen vor seiner Seele die Schatten der Freunde aus jener Zeit auf. Er muß gedenken jener beiden, denen er im Faust ein Denkmal gesetzt hat, des Frankfurter Gretchens, das der Fünfzehnjährige geliebt hat, und von dem er uns im fünften Buch von Dichtung und Wahrheit erzählt, und der Friederike von Sesenheim, deren Gedächtnis ihm so lange das Herz beschwert hat; dann aber auch der Freunde von Straßburg, von Weßlar, von der Rheinreise, die einst entzückt seinen Versen gelauscht haben, von denen manche schon dahingegangen sind, während andere das Leben von ihm getrennt hat. Die Vergangenheit wird ihm zur Gegenwart; tiefe Wehmut ergreift seine Seele, es kommt über ihn wie Sehnsucht nach der Welt der Abgeschiedenen. Lesen Sie die wenigen Strophen der Zueignung, in denen er diesen Gefühlen Ausdruck gegeben hat*). Es sind wunderbare, herzbewegende Worte, aus der innersten Seele des Dichters herausgeflossen, den man so oft für

*) In der fünften Zeile der dritten Strophe lesen auch gute neuere Ausgaben: „Mein Leid“ statt: „Mein Lied“. Ich halte das für einen Druckfehler, der sich durch alle Ausgaben, die zu Goethes Lebzeiten erschienen sind, hindurchgerettet hat. Von Beifall für sein Leid kann der Dichter nicht reden, wohl aber von Beifall für sein Lied. Und wie sollte Goethe den Faust sein Leid nennen? Wohl erzählt er uns darin von vielem, was er gelitten hat, aber als Ganzes ist der Faust doch kein Klagegesang.

kalt und herzlos erklärt hat. Mich dünkt, wer sie hört, dem greifen sie ins Herz; er muß den Menschen, der so empfindet, lieb gewinnen.

Und nun das Vorspiel auf dem Theater, das Geistvollste, was je ein Dichter über dramatische Kunst gesagt hat. Er spricht darin die Gedanken aus, die ihm beim Blick auf seine Schöpfung kommen. Er will ihr darin eine Entschuldigung mit auf den Weg geben wegen der Eigentümlichkeiten, der Gebrechen, die ihr anhaften. Er weiß, daß sein Faust kein einheitliches Kunstwerk ist: Neben Partien, in denen er die tiefsten Schmerzen einer Dichterseele, einer ringenden Menschenseele ausspricht, stehen andere, in denen sich die heitere Lust an Spiel und Scherz offenbart; neben Szenen, die durch und durch persönlich sind, und die nur kongeniale Naturen verstehen können, solche, die auch ein Unterhaltung und Zerstreuung suchendes Publikum ergötzen werden. Ihr müßt, will er uns sagen, meinen Faust so nehmen, wie er entstanden ist, und er tröstet sich: Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.

Goethe wurde zu diesem Vorspiel ohne Zweifel durch die Sakuntala, das berühmte Gedicht des indischen Dichters Kalidasa, angeregt, das er durch eine Übersetzung kennen gelernt hatte. Im Vorspiel dazu bespricht sich der Leiter des Theaters mit einer Schauspielerin über das Drama. Er zweifelt, daß er dem Publikum genügen könne, aber die Schauspielerin beruhigt ihn. Goethe läßt in seinem Vorspiel den Theaterdirektor sich mit dem

Dichter und der lustigen Person, dem Hanswurst, unterreden. Es ist nicht lang. Statt eine ausführliche prosaische Paraphrase zu geben, will ich lieber die etwa zweihundert Verse desselben vollständig mittheilen und den Reden jeder Person kurze Bemerkungen vorausschicken, die das Verständniß erleichtern.

Der Direktor wünscht ein Stück, das der Menge zugesagt, ein Kassenstück. Hören wir, wie er sich äußert.

Ihr beiden, die ihr mir so oft
In Not und Trübsal beigestanden,
Sagt, was ihr wohl in deutschen Landen
Von unsrer Unternehmung hofft.
Ich wünschte sehr, der Menge zu behagen,
Besonders weil sie lebt und leben läßt.
Die Pfosten sind, die Bretter aufgeschlagen,
Und jedermann erwartet sich ein Fest.
Sie sitzen schon mit hohen Augenbraunen
Gelassen da und möchten gern erstaunen.
Ich weiß, wie man den Geist des Volks versöhnt;
Doch so verlegen bin ich nie gewesen:
Zwar sind sie an das Beste nicht gewöhnt,
Allein sie haben schrecklich viel gelesen.
Wie machen wir's, daß alles frisch und neu
Und mit Bedeutung auch gefällig sei?
Denn freilich mag ich gern die Menge sehen,
Wenn sich der Strom nach unsrer Bude drängt
Und mit gewaltig wiederholten Wehen
Sich durch die enge Gnadenpforte zwängt,
Bei hellem Tage, schon vor Bieren,
Mit Stößen sich bis an die Kasse sicht
Und, wie in Hungersnot um Brot an Bäckerstüren,
Um ein Billet sich fast die Hälse bricht.
Dies Wunder wirkt auf so verschiedne Leute
Der Dichter nur; mein Freund, o tu es heute!

Der Dichter will nichts von der Menge hören; sein Bestes kann er nur einem engen Freundeskreise geben, und was der Menge behagt, das wirkt nur im Augenblick; für die Nachwelt ist es verloren.

O sprich mir nicht von jener bunten Menge,
Bei deren Anblick uns der Geist entflieht!
Verhülle mir das wogende Gedränge,
Das wider Willen uns zum Strudel zieht.
Nein, führe mich zur stillen Himmelsenge,
Wo nur dem Dichter reine Freude blüht,
Wo Lieb' und Freundschaft unsres Herzens Segen
Mit Götterhand erschaffen und erpflegen.

Ach, was in tiefer Brust uns da entsprungen,
Was sich die Lippe schüchtern vorgelallt,
Mißraten jetzt und jetzt vielleicht gelungen,
Verschlingt des wilden Augenblicks Gewalt.
Ist, wenn es erst durch Jahre durchgedrungen,
Erscheint es in vollendeter Gestalt.
Was glänzt, ist für den Augenblick geboren;
Das Gute bleibt der Nachwelt unbetoren.

Dieses Wort verdrießt den Hanswurst, der berufen ist, die Gegenwart zu unterhalten, und der von ihrem Beifall lebt.

Wenn ich nur nichts von Nachwelt hören sollte!
Gesezt, daß ich von Nachwelt reden wollte,
Wer machte denn der Mitwelt Spaß?
Den will sie doch und soll ihn haben.
Die Gegenwart von einem braven Knaben
Ist, dächt' ich, immer auch schon was.
Wer sich behaglich mitzuteilen weiß,
Den wird des Volkes Laune nicht erbittern;
Er wünscht sich einen großen Kreis,
Um ihn gewisser zu erschüttern.
Drum seid nur brav und zeigt euch musterhaft;
Laßt Phantasie mit allen ihren Chören,

Vernunft, Verstand, Empfindung, Leidenschaft,
Doch merkt euch wohl, nicht ohne Narrheit hören!

Das entspricht dem Sinn des Direktors. Ja, und vor allem sorgt, daß es nicht an Handlung fehle. Das Publikum will etwas geschehen sehen, wenn es ins Theater kommt; ob das Stück ein geschlossenes Kunstwerk sei, danach fragt es nicht, wenn nur jeder etwas findet, was ihm zuzagt.

Besonders aber laßt genug geschöhn!
Man kommt, zu schaun, man will am liebsten sehn.
Wird vieles vor den Augen abgesponnen,
So daß die Menge staunend gaffen kann,
Da habt ihr in der Breite gleich gewonnen,
Ihr seid ein vielgeliebter Mann.
Die Masse könnt ihr nur durch Masse zwingen;
Ein jeder sucht sich endlich selbst was aus.
Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen,
Und jeder geht zufrieden aus dem Haus.
Gebt ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken!
Solch ein Ragout, es muß euch glücken;
Leicht ist es vorgelegt, so leicht als ausgedacht.
Was hilft's, wenn ihr ein Ganzes dargebracht?
Das Publikum wird es euch doch zerpfücken.

Dem Dichter aber widerstreben diese Grundsätze,
besser gesagt, diese Grundsatzlosigkeit, im Innersten.

Ihr fühlet nicht, wie schlecht ein solches Handwerk sei,
Wie wenig das dem echten Künstler zieme.
Der saubern Herren Puscherei
Ist, merk' ich, schon bei euch Maxime.

Aber der Direktor bleibt bei seiner Meinung. Er kennt seine Leute; er weiß: das Publikum macht keine hohen Ansprüche. Es kommt aus dem Getriebe der Welt

und kehrt dahin zurück. Nimmt der Dichter seine Aufgabe zu ernst, so dankt ihm kein Mensch dafür. Er gebe nur recht viel, daß die Aufmerksamkeit der Zuschauer beschäftigt wird und ihnen das Denken vergeht, dann hat er alles getan, was man von ihm verlangt.

Ein solcher Vorwurf läßt mich ungekränkt;
Ein Mann, der recht zu wirken denkt,
Muß auf das beste Werkzeug halten.
Bedenkt, ihr habet weiches Holz zu spalten,
Und seht nur hin, für wen ihr schreibt!
Wenn diesen Langeweile treibt,
Kommt jener satt vom übertischten Mahle,
Und, was das Aller schlimmste bleibt,
Gar mancher kommt vom Lesen der Journale.
Man eilt zerstreut zu uns wie zu den Maskenfesten,
Und Neugier nur beflügelt jeden Schritt;
Die Damen geben sich und ihren Fuß zum besten
Und spielen ohne Gage mit.
Was träumet ihr auf eurer Dichterhöhe?
Was macht ein volles Haus euch froh?
Beseht die Gönner in der Nähe!
Halb sind sie kalt, halb sind sie roh.
Der, nach dem Schauspiel, hofft ein Kartenspiel,
Der eine wilde Nacht an einer Dirne Busen.
Was plagt ihr armen Toren viel
Zu solchem Zweck die holden Musen?
Ich sag' euch: Gebt nur mehr und immer, immer mehr,
So könnt ihr euch vom Ziele nie verirren;
Sucht nur die Menschen zu verwirren,
Sie zu befriedigen ist schwer — —
Was fällt euch an? Entzückung oder Schmerzen?

Entrüstung befällt den Dichter bei diesen Reden. Verwirren soll er die Menschen, er, dem die Gabe verliehen ist, das verworrene Leben klar zu durchschauen, den scheinbar disharmonischen Weltlauf in seiner Har-

monie zu zeigen; er, der im einzelnen, zufälligen Ereignis einen tiefen, allgemeinen Sinn erkennt, dem die Naturvorgänge zu Gleichnissen der geistigen Welt werden? Das hieße seiner Aufgabe völlig treulos werden.

Geh hin und such dir einen andern Knecht!
Der Dichter sollte wohl das höchste Recht,
Das Menschenrecht, das ihm Natur vergönnt,
Um deinetwillen freventlich verscherzen?
Wodurch bewegt er alle Herzen?
Wodurch besiegt er jedes Element?
Ist es der Einklang nicht, der aus dem Busen dringt
Und in sein Herz die Welt zurückeschlingt?
Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge,
Gleichgültig drehend, auf die Spindel zwingt,
Wenn aller Wesen unharmon'sche Menge
Verdrießlich durcheinander klingt:
Wer teilt die fließend immer gleiche Reihe
Belebend ab, daß sie sich rhythmisch regt?
Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe,
Wo es in herrlichen Akkorden schlägt?
Wer läßt den Sturm zu Leidenschaften wüten?
Das Abendrot im ernstern Sinne glühn?
Wer schüttet alle schönen Frühlingsblüten
Auf der Geliebten Pfade hin?
Wer slicht die unbedeutend grünen Blätter
Zum Ehrenkranz Verdiensten jeder Art?
Wer sichert den Olymp, vereinet Götter?
Des Menschen Kraft, im Dichter offenbart.

An dem dunkeln Wort: „Wer sichert den Olymp, vereinet Götter?“ ist viel gedeutet worden. Man hat gemeint, Goethe wolle sagen: Wer sichert ausgezeichneten Menschen einen Sitz im Olymp? wer verhilft ihnen zur Unsterblichkeit und vereinigt sie so den Göttern? Aber dann müßte es heißen: Wer vereint den Göttern? nicht:

Wer vereinigt Götter? Der Dichter hat daran erinnert, daß er im Einzelnen das Allgemeine, im scheinbar Zufälligen und Sinnlosen Sinn und Zusammenhang nachzuweisen berufen ist. Dadurch sichert er den Olymp, d. h. er weist die Wirklichkeit einer höheren, geistigen Welt nach; dadurch vereinigt er Götter, er zeigt, daß die im Weltall wirkenden Mächte eine Einheit bilden. Er tut immer wieder dasselbe, was einst Homer tat, der die einzelnen, ursprünglich voneinander getrennten Götter zum Olymp, zu einer Einheit, verband. Es ist derselbe Gedanke, dem wir später am Schluß des „Prologs im Himmel“ wieder begegnen werden. Dort fordert der Herr die Erzengel auf: „Was in schwankender Erscheinung schwebt, befestiget mit dauernden Gedanken.“ Die Engel sollen die Ideen in die Materie hineinwirken, so daß das ungeordnet durcheinanderwogende Leben der Welt eine feste Ordnung und die flüchtige Erscheinung ewigen Gehalt gewinnt. Schiller spricht denselben Gedanken aus, wenn er vom Dichter in den „vier Weltaltern“ sagt:

Er breitet es lustig und glänzend aus,
Das zusammengefaltete Leben;
Zum Tempel weiht er das irdische Haus,
Ihm hat es die Muse gegeben.
Kein Dach ist so niedrig, keine Hütte so klein,
Er führt einen Himmel voll Götter herein.

Die lustige Person fühlt, daß der Dichter solche Kräfte hat; sie läßt sich diese Auffassung des Dichterberufs gefallen. Aber er soll sie dann auch wirklich brauchen. Weil er all das bunte Weltgetriebe harmonisch aufzufassen

und darzustellen weiß, soll er sich auch nicht lange be-
fassen und nicht zu wählerisch sein im Stoff. Bunte
Bilder und etwas tieferer Gehalt darin, nur nicht gar
zu viel — so wird man die Menschen, so besonders die
Jugend gewinnen, die im Grunde das allein dankbare
Publikum ist.

So braucht sie denn, die schönen Kräfte,
Und treibt die dichterischen Geschäfte,
Wie man ein Liebesabenteuer treibt!
Zufällig naht man sich, man fühlt, man bleibt,
Und nach und nach wird man verflochten;
Es wächst das Glück, dann wird es angefochten;
Man ist entzückt, nun kommt der Schmerz heran,
Und eh man sich's versieht, ist's eben ein Roman.
Laßt uns auch so ein Schauspiel geben!
Greift nur hinein ins volle Menschenleben!
Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt,
Und wo ihr's packt, da ist's interessant.
In bunten Bildern wenig Klarheit,
Viel Irrtum und ein Fünkchen Wahrheit,
So wird der beste Trank gebraut,
Der alle Welt erquickt und auferbaut.
Dann sammelt sich der Jugend schönste Blüte
Vor eurem Spiel und lauscht der Offenbarung;
Dann sauget jedes zärtliche Gemüte
Aus eurem Werk sich melanchol'sche Nahrung;
Dann wird bald dies, bald jenes aufgeregt,
Ein jeder sieht, was er im Herzen trägt.
Noch sind sie gleich bereit zu weinen und zu lachen,
Sie ehren noch den Schwung, erfreuen sich am Schein;
Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen;
Ein werdender wird immer dankbar sein.

Um so zu dichten, erwidert der Dichter, müßte ich
selber noch jung sein.

So gib mir auch die Zeiten wieder,
Da ich noch selbst im Werden war,
Da sich ein Quell gedrängter Lieder
Ununterbrochen neu gebar,
Da Nebel mir die Welt verhüllten,
Die Knospe Wunder noch versprach,
Da ich die tausend Blumen brach,
Die alle Täler reichlich füllten.
Ich hatte nichts, und doch genug:
Den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug.
Gib ungebändigt jene Triebe,
Das tiefe, schmerzenvolle Glück,
Des Hasses Kraft, die Macht der Liebe,
Gib meine Jugend mir zurück!

Aber die lustige Person antwortet ihm: Wer jung
gedichtet hat, der muß es auch im Alter noch können.
Jugend braucht man zum Kämpfen, Lieben und Zechen,
zum Dichten nicht.

Der Jugend, guter Freund, bedarfst du allenfalls,
Wenn dich in Schlachten Feinde drängen,
Wenn mit Gewalt an deinen Hals
Sich allerliebste Mädchen hängen,
Wenn fern des schnellen Laufes Kranz
Vom schwer erreichten Ziele winket,
Wenn nach dem heft'gen Wirbeltanz
Die Mächte schmausend man vertrinket.
Doch ins bekannte Saitenspiel
Mit Mut und Anmut einzugreifen,
Nach einem selbstgesteckten Ziel
Mit holdem Irren hinzuschweifen,
Das, alte Herrn, ist eure Pflicht,
Und wir verehren euch darum nicht minder.
Das Alter macht nicht kindisch, wie man spricht,
Es findet uns nur noch als wahre Kinder.

Der Direktor macht dem Streit ein Ende. Auch er
ist der Meinung: Wer ein Dichter sein will, der muß

dichten können mit und ohne Stimmung, er muß über sein Talent jederzeit frei verfügen können. Darum frisch ans Werk!

Der Worte sind genug gewechselt,
Laßt mich auch endlich Taten sehn!
Indes ihr Komplimente drechselt,
Kann etwas Nützliches geschehn.
Was hilft es, viel von Stimmung reden?
Dem Zaudernden erscheint sie nie.
Gebt ihr euch einmal für Poeten,
So kommandiert die Poesie!
Euch ist bekannt, was wir bedürfen:
Wir wollen stark Getränke schlürfen;
Nun braut mir unverzüglich dran!
Was heute nicht geschieht, ist morgen nicht getan,
Und keinen Tag soll man verpassen;
Das Mögliche soll der Entschluß
Beherzt sogleich beim Schopfe fassen;
Er will es dann nicht fahren lassen
Und wirkt weiter, weil er muß.
Ihr wißt, auf unsern deutschen Bühnen
Probiert ein jeder, was er mag;
Drum schonet mir an diesem Tag
Prospekte nicht und nicht Maschinen!
Gebraucht das groß' und kleine Himmelslicht,
Die Sterne dürfet ihr verschwenden;
An Wasser, Feuer, Felsenwänden,
An Tier und Vögeln fehlt es nicht.
So schreitet in dem engen Bretterhaus
Den ganzen Kreis der Schöpfung aus,
Und wandelt mit bedächt'ger Schnelle
Vom Himmel durch die Welt zur Hölle!

Wenn wir fragen, aus welcher der drei Personen Goethe zu uns rede, so scheint mir kein Zweifel bestehen zu können: Er redet aus allen dreien. Keiner gibt er

unbedingt recht, aber keine weist er auch völlig ab. Die drei verschiedenen Anschauungsweisen, die im Vorpiel zu Worte kommen, haben allezeit an das Theater Ansprüche gemacht; sie werden und dürfen es immer wieder tun. Und der Faust vermag, wie kaum ein anderes Stück, ihnen allen gerecht zu werden. Goethe wollte in seinem Faust sein innerstes Empfinden, seine eigensten Gedanken über Sinn und Ziel des Lebens zum Ausdruck bringen; er hat sich somit die Aufgabe des echten Dichters gesetzt. Aber er hat sein Werk in jugendlichem Alter begonnen, als neben dem Drang nach Wahrheit noch die Lust am Trug in ihm lebte, als er sich noch freute an den bunten Bildern, die das Entzücken der Jugend sind, wenn nur ein Fünkchen Wahrheit darin ist. Dadurch ist seiner Dichtung ein bestimmtes Gepräge ein für allemal aufgedrückt worden. Er mußte an ihr in derselben Weise weiterdichten auch später, als er ein anderer geworden war. Er mußte das tun, so gut er konnte; denn völlig vermochte er ja das Alter nicht zu verleugnen, völlig jung zu werden war ihm versagt. Und so ist denn seine Dichtung ein Stück in Stücken, nichts völlig Einheitliches geworden. Aber er tröstet sich darüber, und er darf's. Hätte er ein Ganzes dargebracht, so hätten das nur wenige zu würdigen gewußt; das Publikum hätte es doch zerpfückt. Und alles, was zu einem rechten Theaterstück gehört, ist ja da: Phantasie mit allen ihren Chören, Vernunft, Verstand, Empfindung, Leidenschaft, und auch an der Narrheit fehlt es nicht. Der Dichter, der Direktor,

der Hanswurst, sie kommen alle zu ihrer Sache, und ebenso das Publikum; nicht nur die, die dem Herzen des Dichters nahe stehen, sondern auch der große Kreis der Theaterfreunde; sogar die, die nichts als gaffen und staunen wollen, werden ihre Rechnung finden. Das etwa sind die Gedanken, die der Dichter in seinem Vorspiel ausgesprochen hat, um auf den eigentümlichen Charakter seiner Schöpfung vorzubereiten.

Auf ein Wort des Vorspiels muß ich heute noch näher eintreten, auf das Schlüsselwort nämlich. „Schreitet,“ so spricht der Dichter, „in dem engen Bretterhaus den ganzen Kreis der Schöpfung aus, und wandelt mit bedächt'ger Schnelle vom Himmel durch die Welt zur Hölle.“ Das hat die Fausterklärer viel Kopfzerbrechens gekostet. Vom Himmel durch die Welt zur Hölle — das stimmt ja nicht, hat man gesagt. Wohl beginnt Goethes Faust mit dem Prolog im Himmel, wohl wird Faust durch die Welt geführt, aber er endet im Gegensatz zu dem Faust des Volksstücks nicht mit einer Höllenfahrt, sondern mit einer Himmelfahrt. Man hat sich auf verschiedene Weise aus der Verlegenheit zu helfen gesucht. Man hat gesagt, das Vorspiel müsse in einer Zeit geschrieben worden sein, wo Goethe seinen Faust zur Hölle führen wollte. Aber das Vorspiel auf dem Theater ist keinesfalls vor 1797 geschrieben worden, und damals dachte der Dichter sicher nicht daran, seinen Faust in der Hölle enden zu lassen, selbst wenn, was mehr als unwahrscheinlich ist, er jemals diese Absicht gehabt hätte. Beachten wir zunächst, daß

nicht der Dichter diese Worte spricht, sondern der Direktor, der über die Absichten des Dichters nur unzulänglich unterrichtet ist. Er weiß nur, daß der Dichter einen Faust geben will, und da nimmt er ohne weiteres an, es werde in diesem Faust gehen, wie es im Faust stets gegangen ist, das Ende werde die Höllenfahrt sein. Nun könnte man dagegen einwenden, der Direktor müsse doch besser unterrichtet sein; er wisse ja, daß dieser Faust mit einer Szene im Himmel beginne, was bei keinem anderen Faust der Fall sei. Wisse er etwas vom Anfang des Stückes, so werde er auch etwas vom Ende wissen. Das ist aber keineswegs unbedingt nötig; es ließe sich denken, daß der Dichter ihm absichtlich den ungewöhnlichen Schluß vorenthalten habe, weil er sonst eine Einsprache gegen die Neuerung hätte erwarten müssen. Allein vielleicht hat Goethe sich gesagt, es werde ja in seinem Faust der Zuschauer wirklich durch die Welt zur Hölle geführt; denn am Ende des zweiten Theils öffnet sich wirklich der Höllenschlund, und es wimmeln daraus Teufel aller Art hervor, um Fausts Seele zu erhaschen; nur wird ihnen Fausts Unsterbliches durch Engel entführt.

Manche Ausleger haben gemeint, das Wort des Theaterdirektors „vom Himmel“ beziehe sich gar nicht auf das Vorspiel im Himmel, von dem er nichts wisse, sondern er spreche in seinen Schlußworten von der Reise Fausts, die er aus der Volkssage und dem Volksstück kenne, von der Reise, die durch den Himmel und die Welt zur Hölle führt. Das wäre nicht unmöglich, nur habe ich

Ein Bedenken dagegen: Jene Reise geht in der Volks-
sage durch den Himmel, dann durch die Hölle und zuletzt
durch die Welt. Es wären also die Worte: „Vom Himmel
durch die Welt zur Hölle,“ doch keine genaue Beschreibung
des Weges, den Faust im Volksstück geführt wird. So
scheint mir die erstere Erklärung doch bei weitem wahr-
scheinlicher zu sein.

Man hat dagegen eingewandt, Goethe hätte dann
das Publikum irregeführt, es zu der Annahme verleitet,
sein Faust werde in der Hölle enden. Aber auf eine kleine
Schalkheit ist es Goethe nie angekommen. Er weiß, sein
Publikum möchte gern erstaunen, und wie wird es er-
staunen, wenn es mit Faust am Ende nicht in die Hölle,
sondern in den Himmel geht!

Wenn das Problem Ihnen so wichtig erscheint wie
den Fausterklärern, so denken Sie darüber nach, und wenn
Ihnen etwas Besseres einfällt, so wollen Sie mir's, bitte,
sagen. Im übrigen lassen Sie uns hoffen, daß kein wich-
tigeres Problem im Faust uns ungelöst bleiben werde als
dieses vielbesprochene „Vom Himmel durch die Welt zur
Hölle“.



Dritter Vortrag.

Prolog im Himmel. Erster Monolog. Gespräch mit Wagner.

Meine Zuhörer!

Nachdem der Dichter durch das Vorspiel auf dem Theater sich wegen gewisser formeller Eigentümlichkeiten seines Werkes entschuldigt hat, gibt er uns in seinem Prolog im Himmel Winke über dessen Inhalt. Dieser Prolog stammt, wie wir bereits wissen, aus verhältnismäßig später Zeit, aus jener Zeit, wo Goethe durch Schiller die Anregung zur Weiterführung seines Faust empfangen hatte. Durch diesen Prolog hat er seiner Dichtung unveränderliche Richtungslinien gegeben. Lassen Sie uns heute sehen, welches diese Linien sind, indem wir uns ohne Umschweife der Betrachtung des Prologs zuwenden, um dann noch die ersten Szenen des Dramas betrachten zu können, in denen uns die ältesten Gedanken des Dichters begegnen.

Der Prolog im Himmel hat bei den Lesern des Faust mancherlei Bedenken geweckt. Es ist auch bedeuten-

den Geistern, besonders den Ausländern, schwer geworden, ihn zu verstehen, sich in seinen Ton hineinzufinden. Man hat ihn als nichts sagend bezeichnet, ihn für gottlos, ja gotteslästerlich, erklärt. In manchen Übersetzungen ist er weggelassen worden als zur Veröffentlichung nicht geeignet. Lewes, der bekannte englische Biograph Goethes, erzählt, daß Coleridge, ein berühmter englischer Dichter und Philosoph, ernstlich überlegt habe, ob es für seinen Ruf auch zuträglich sei, daß er durch Übersetzung des Prologs ins Englische Reden verbreiten helfe, an denen doch vieles gemein, frech und gotteslästerlich sei, und der Freidenker Lewes selbst gesteht, daß der Prolog auch auf ihn zuerst einen sehr ungünstigen Eindruck gemacht habe. Nur die Erwägung, daß das Gedicht in Inhalt und Darstellung der mittelalterlichen Faustsage folge, habe diesen Eindruck zu mildern vermocht.

Was hat den Prolog so anstößig gemacht? Er ist in dem Stil der mittelalterlichen Mysterien, der religiösen Volksschauspiele, geschrieben. In den naiven Ton der Volksdichtung vermögen sich auch heute noch manche Menschen nicht zu finden. Gott wird in diesen Dichtungen stark vermenschlicht. Ich erinnere an eines der jüngsten Volksspiele dieser Art, an die Komödie des Hans Sachs: „Die ungleichen Kinder Evae.“ Darin tritt der Herr auf und hält mit den Kindern Adams und Evas Kinderlehre wie ein Dorfpfarrer. Er läßt sie das Vaterunser, den Glauben und die zehn Gebote auffagen. Abel und seine frommen Brüder machen ihre Sache sehr brav,

Rain dagegen und seine Rotte ziehen vor dem Herrn ihre Hüttlein nicht ab und reichen ihm statt der rechten die linke Hand. Sie geben freche Antworten und wirren beim Auffagen alles durcheinander. Abel und den andern guten Kindern wird von dem Herrn Lob gespendet:

Ihr kindlein, ihr köndt meine wort.
Nun fahret darinn immer fort:
Dazu will ich geben mein geist,
Der euch lehret, tröstet und speist,
Das ihr kompt zum ewigen leben;
Will auch in dieser zeit euch geben
Glück und heyl auff dieser erden,
Daß groß leut auß euch sollen werden
Als Koeng, Fürstn und Potentaten,
Gelehrt prediger und prelaten,
Auff das in ehren werd erkand
Ewr nam ruhmreich in alle land.

Von Rain und seinen Gesellen aber spricht der Herr:

O wie gar ein glaublose rott,
Die ganz und gar helt nichts von Gott,
Weder vom glauben noch gebet,
Hängt nur an dem irrdischen stet,
Was wol thut ihrem fleisch und blut
Und der Sathan einblasen thut!
Derhalben so müßt ihr auff erden
Hart und armutseelig leut werden
Als Batvrn, koebler, schäfer und schinder,
Badknecht, holzhader und besenbinder,
Tagloener, hirtten, bütel und schergen,
Kärner, wagenleut unde fergen
Jacobs brüder, schuster und landsknecht,
Auff erd das hartseeligst geschlecht,
Und bleiben grob und ungeschicket,
Sergehn zerhadert und geflicket,
Sin und herwider in dem land
Vor iedermann zu spott und schand.

Das ist nicht frivol, sondern naiv. Wer sich aber in diesen Volkston nicht zu finden vermag, der wird auch an Goethes Prolog im Himmel Anstoß nehmen.

Wenn die Form dieses Prologs die des geistlichen Volksspiels ist, so lehnt er sich dem Inhalt nach an die Einleitung des Buches Hiob an. Dort wird erzählt:

Es geschah eines Tages, daß die Söhne Gottes kamen, sich vor den Herrn zu stellen, und auch der Satan kam unter ihnen. Der Herr aber sprach zum Satan: Wo kommst du her? Der Satan antwortete dem Herrn und sprach: Vom Durchstreifen der Erde und vom Umherwandeln auf ihr. Da sprach der Herr zum Satan: Hast du auch achtgehabt auf meinen Knecht Hiob? Denn es ist seinesgleichen nicht auf Erden, unsträflich und rechtschaffen, gottesfürchtig und dem Bösen feind. Der Satan erwiderte dem Herrn und sprach: Ist Hiob etwa umsonst gottesfürchtig? Hast nicht du selber ihn und sein Haus und alles, was ihm gehört, ringsum verwahrt? Seiner Hände Werk hast du gesegnet, und seine Herden breiten sich im Lande aus. Aber rede nur einmal deine Hand aus und taste an alles, was ihm gehört, was gilt's, er wird sich offen von dir lossagen! Da sprach der Herr zum Satan: Siehe, alles, was ihm gehört, sei in deiner Hand, nur an ihn selbst lege deine Hand nicht. Da ging der Satan von dem Herrn hinweg.

Betrachten wir nun den Prolog selbst. Der Himmel hat sich aufgetan. Der Herr sitzt auf seinem Thron, umgeben von den himmlischen Heerscharen. Die drei Erzengel treten vor und preisen in mächtiger Sprache die Werke der Schöpfung. Raphael hebt mit dem Preis der Sonne an, die auf ihrem donnernden Laufe durch den Weltraum mit andern Gestirnen um die Wette singt. Gabriel preist die Herrlichkeit der Erde mit ihrem Wechsel von Tag und Nacht, mit dem aus ihrem Felsengrunde aufschäumenden

Meere; Michael die Gewalt der Stürme und die Schrecken des Gewitters, in denen die Menschheit von altersher die Nähe der Gottheit empfand, während sie, die Boten Gottes, seine Herrlichkeit am tiefsten empfinden in dem sanften Wandeln seines Tages, seiner Erscheinung.

Das Wort Michaels: „Doch deine Boten, Herr, verehren das sanfte Wandeln deines Tags,“ klingt an die Erzählung an von der Erscheinung des Herrn am Sinai vor dem Propheten Elias (1. Kön. 19, 11 ff.):

Der Herr zog vorüber, und ein großer und heftiger Sturmwind, der Berge zerriß und Felsen zerschmetterte, ging dem Herrn voran; der Herr aber war nicht in dem Sturmwind. Nach dem Sturmwind aber kam ein Erdbeben; der Herr war nicht in dem Erdbeben. Und nach dem Erdbeben kam ein Feuer; der Herr war nicht in dem Feuer. Nach dem Feuer aber ließ sich ein sanftes Säufeln vernehmen. Als Elias das hörte, verhüllte er sein Antlitz mit seinem Mantel.

Alle die hohen Werke Gottes erscheinen den Engeln herrlich wie am ersten Tag. Aber nun naht ein anderer dem Thron Gottes, Mephistopheles. Auch er, obwohl ein Geist der Hölle, ist Gottes Diener. Seine Sinnesweise tritt sofort in seiner Rede hervor. Sein Zwiegespräch mit dem Herrn ist für das Verständnis unserer Dichtung so wichtig, daß wir es Schritt für Schritt verfolgen wollen.

Da du, o Herr, dich einmal wieder nahest
Und fragst, wie alles sich bei uns befinde,
Und du mich sonst gewöhnlich gerne sahst,
So siehst du mich auch unter dem Gesinde.
Verzeih, ich kann nicht hohe Worte machen,
Und wenn mich auch der ganze Kreis verhöhnt;

Mein Pathos brächte dich gewiß zum Lachen,
Hättst du dir nicht das Lachen abgewöhnt.
Von Sonn' und Welten weiß ich nichts zu sagen,
Ich sehe nur, wie sich die Menschen plagen.
Der kleine Gott der Welt bleibt stets von gleichem Schlag
Und ist so wunderbar als wie am ersten Tag.
Ein wenig besser würd' er leben,
Hättst du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben:
Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
Nur tierischer als jedes Tier zu sein.
Er scheint mir, mit Verlaub von Euer Gnaden,
Wie eine der langbeinigen Zitaden,
Die immer fliegt und fliegend springt
Und gleich im Gras ihr altes Liedchen singt;
Und läg' er nur noch immer in dem Grase!
In jeden Quark begräbt er seine Nase.

Der Grundzug in Mephistopheles Charakter ist Frechheit. Er kann, sagt er, auf den Gesang der Engel anspielend, nicht hohe Worte machen; ihm fehlt der Sinn für das Hohe, die Ehrfurcht vor dem Erhabenen; drum weiß er nichts zu sagen von Sonne und Welten, drum empfindet er nichts von der Herrlichkeit der Schöpfung, oder, besser gesagt, er will nichts davon empfinden. Sein Gebiet ist da, wo man kritisieren, tadeln, verneinen kann. So beschränkt sich seine Beobachtung auf die Menschenwelt, und er sieht auch da nur das Schlechte. Mit frechem Spott redet er von dem Menschen, den er, weil Gott ihn zu seinem Bilde, zum Herrn der Erde geschaffen haben soll, den kleinen Gott der Welt nennt. In der Menschheit sieht es auch aus wie am ersten Tag, aber nicht herrlich, nicht wunderbar, sondern bloß wunderbarlich. Die Menschen plagen sich und führen ein jäm-

merliches Leben. Und wer anders ist daran schuld als der Herr? Seiner Schöpferweisheit macht der Mensch wenig Ehre; den schwersten Fehler hat Gott damit begangen, daß er ihm die Vernunft gegeben hat; denn sie braucht der Mensch nur, um sich noch unter das Tier zu erniedrigen. Der Mensch gleicht den Heuschrecken, die immer fliegen wollen, aber nie von der Erde loskommen; er strebt nach dem Höchsten und endet dabei stets im Staube, ja im Kot.

Unwillig aber gelassen erwidert ihm der Herr:

Hast du mir weiter nichts zu sagen?

Kommst du nur immer anzulagen?

Ist auf der Erde ewig dir nichts recht?

Mephisto darauf:

Nein Herr! Ich find' es dort wie immer herzlich schlecht.
Die Menschen dauern mich in ihren Jammertagen,
Ich mag sogar die armen selbst nicht plagen.

Der Herr:

Kennst du den Faust?

Mephistopheles, spöttisch:

Den Doktor?

Der Herr, entriistet:

Meinen Knecht!

Mephistopheles:

Fürwahr! er dient Euch auf besondere Weise.
Nicht irdisch ist des Loxen Trank noch Speise.
Ihn treibt die Gärung in die Ferne;
Er ist sich seiner Tollheit halb bewußt:
Vom Himmel fordert er die schönsten Sterne
Und von der Erde jede höchste Lust,
Und alle Näh' und alle Ferne
Befriedigt nicht die tiefbewegte Brust.

Der Herr:

Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient,
So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen.
Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
Daß Blüt' und Frucht die künft'gen Jahre zieren.

Beachten wir, wie Mephistopheles den Faust und sein Wesen schildert. Er strebt empor von der Erde; nichts im weiten All vermag seiner Seele zu genügen. Er ist sich mehr oder minder klar darüber, daß er Unmögliches erstrebt, aber er kann davon nicht lassen.

Der Herr läßt seine Beschreibung gelten; er gibt zu: Es ist verworrener Dienst, den Faust übt, und doch nennt er ihn seinen Knecht und weist auf ihn hin, um dem Teufel zu zeigen, daß doch nicht alles auf Erden so ganz schlecht ist. Noch hat zwar sein Leben keine Frucht getrieben, nicht einmal Blüten, aber sein Streben ist in den Augen des Herrn dem ersten Grünen des Bäumchens gleich, das Blüten und Früchte verspricht. Faust soll unter Gottes Leitung aus trüber Gärung zur Klarheit gelangen.

Der Teufel glaubt nicht an solche Läuterung, nicht an einen Aufstieg des Menschen. Zwar an eine Entwicklung glaubt auch er, aber nur an eine Entwicklung abwärts. Allmählich, ganz unvermerkt hofft er Faust in seine Gewalt zu bekommen.

Was wettet Ihr? Den sollt Ihr noch verlieren,
Wenn Ihr mir die Erlaubnis gebt,
Ihn meine Straße sacht zu führen.

Der Herr erinnert ihn, daß er das Recht hat, seine Macht an Faust zu versuchen.

So lang er auf der Erde lebt,
So lange sei dir's nicht verboten.
Es irrt der Mensch, solang er strebt.

Bei diesem Wort: „Es irrt der Mensch, solang er strebt“, müssen wir einen Augenblick verweilen. Der Herr sagt nicht bloß: der strebende Mensch kann irren, sondern: er wird irren, und zwar immer wieder, so lang er strebt. Darum ist er der Macht der Versuchung auch immer wieder zugänglich, und sie hat ein Recht an ihn. Wo sie angreifen kann, da darf sie angreifen; denn Gott erlaubt jeder Kraft da zu wirken, wo sie ein freies Feld für ihre Betätigung findet. Aber wenn der Teufel sich auf das unausbleibliche Irren verläßt, so verläßt sich der Herr auf das Streben. Mag der Mensch irren: wenn nur das Streben nicht aufhört; denn im Streben ist die Möglichkeit der Erlösung gegeben. Wir werden später das Wort hören: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.“ Alles menschliche Streben ist gut; solange der Mensch strebt, ist das Band zwischen ihm und der himmlischen Welt nicht zerschnitten. Das Böse ist die Trägheit, die Zufriedenheit eines Wesens mit dem, was es hat und ist.

Mephistopheles hält sich bei seiner Antwort an das erste Wort des Herrn: „Solang er auf der Erde lebt, solange sei dir's nicht verboten“.

Da dank' ich Euch; denn mit den Toten
Hab' ich mich niemals gern befangen.
Am meisten lieb' ich mir die vollen, frischen Wangen.
Für einen Leichnam bin ich nicht zu Haus;
Mir geht es wie der Katze mit der Maus.

An unsere Lebenskraft knüpft die Versuchung an; nicht aus dem, was wir entbehren, sondern aus dem, was wir besitzen, aus der Fülle, dem Reichthum unseres Lebens, gehen die größten Gefahren hervor. Das weiß auch Mephistopheles. Die Abgeschiedenen hofft er nicht mehr zu verführen, wohl aber die, die Fleisch und Blut haben.

Der Herr bestätigt sein Wort:

Nun gut, es sei dir überlassen!
Zieh diesen Geist von seinem Urquell ab,
Und führ' ihn, kannst du ihn erfassen,
Auf deinem Wege mit herab,
Und steh beschämt, wenn du bekennen mußt:
Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

Sehr schön ist der Gegensatz: dunkler Drang und wohl bewußt. Ein dunkler Drang ist das Gegenteil vom Bewußtsein, und doch ist in dem dunkeln Drang, weil er ein Streben ist, so viel Gutes, daß er das klare Bewußtsein des rechten Weges zu ersehen vermag. Wir erinnern uns dabei jenes andern Wortes Goethes: „Ganz leise spricht ein Gott in unsrer Brust; ganz leise, ganz vernehmlich.“

Obwohl der Herr Mephistopheles eine beschämende Niederlage in Aussicht stellt, geberdet dieser sich sehr zuversichtlich.

Schon gut! nur dauert es nicht lange.
Mir ist für meine Wette gar nicht bange.
Wenn ich zu meinem Zweck gelange,
Erlaubt Ihr mir Triumph aus voller Brust.
Staub soll er fressen, und mit Lust,
Wie meine Mähme, die berühmte Schlange.

Das dünkt Mephistopheles der höchste Triumph, einen, den der Herr als seinen auserwählten Knecht betrachtet, im Staube enden zu lassen. Mit dem gewöhnlichen Menschenvolk mag er sich nicht abgeben, aber hier ist's ihm der Mühe wert, seine Kraft einzusetzen. Du hast, spricht er zum Herrn, meine Ruhme Staub zu fressen gezwungen, ich aber will den Knecht, auf den du so stolz bist, mit Lust Staub fressen lassen.

Der Herr läßt sich durch die teuflische Frechheit nicht erregen. Mit himmlischer Ruhe erinnert er Mephisto noch einmal, daß er volle Freiheit habe und ihm sein Recht nicht verkürzt werden solle.

Du darfst auch da nur frei erscheinen;
Ich habe deinesgleichen nie gehaßt.
Von allen Geistern, die verneinen,
Ist mir der Schalk am wenigsten zur Last.
Des Menschen Tätigkeit kann allzuleicht erschlaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh;
Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen.

Da erklärt der Herr, warum er dem Teufel erlaubt, sich an den Menschen zu machen. Der Mensch, auch der strebende, bedarf der Versuchung, wenn er nicht doch zuletzt der Trägheit verfallen soll; darum gibt ihm Gott den ruhelosen Verjucher zur Seite, der ihm das Leben zu einem Kampf macht. Das Wort von dem Gesellen, der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen, ist so gedeutet worden, als wolle Goethe sagen, der Teufel müsse, auch wenn er sich bemühe, zu zerstören, doch schließ-

lich schaffen, am Werke des Schöpfers mitarbeiten. Der Gedanke ist an sich richtig, aber hier ist er doch nicht ausgesprochen; er paßt nicht in den Zusammenhang hinein. Hier will das Wort schaffen nur ausdrücken, daß der Teufel keine Ruhe hat und darum auch andern nicht Ruhe läßt.

Auch das Wort: „Von allen Geistern, die verneinen, ist mir der Schalk am wenigsten zur Last“, scheint einer Erklärung zu bedürfen. Runo Fischer hat gemeint, Mephisto werde mit dem Worte Schalk als der listigste und verschlagenste, als der Meister in allen Künsten der Täuschung und Verückung bezeichnet. Aber diesen Sinn hat doch das Wort Schalk nicht; es wäre auch nicht zu verstehen, warum gerade dieser Teufel dem Herrn am wenigsten zur Last sein sollte. Als Schalk wird Mephisto bezeichnet, weil er nicht mit finsterner Wut, sondern mit einem gewissen Humor sein Werk betreibt. Mephisto liebt, das Böse von der Seite zu betrachten, von der aus angesehen es als Torheit erscheint. Macht es ihm Vergnügen, daß die Menschen schlecht sind, so macht es ihm noch mehr Vergnügen, daß sie dumm sind. So begleitet er all ihr Treiben mit Spott und Ironie, ja mit Humor. Im Humor liegt noch etwas Gutes, Göttliches. Der Humor läßt uns mit einer gewissen Überlegenheit auf unser eigenes Tun hinunterschauen; im Humor offenbart sich, daß wir die Unzulänglichkeit unserer Bestrebungen erkennen und auch unser Mißgeschick zu ertragen vermögen, weil wir noch glauben, daß eine höhere Macht

alles zum besten wenden werde. Ein Teufel aber, der noch Humor besitzt, beweist dadurch, daß er noch nicht völlig verteufelt ist, sondern noch einen Rest göttlicher Natur besitzt. Eben darum ist der Schalk dem Herrn am wenigsten zur Last. Und auch der Dichter kann nur einen solchen Teufel brauchen; das absolut Böse wäre für uns unerträglich, ja kaum darstellbar.

Von seinem Zwiegespräch mit Mephisto wendet sich der Herr zu den Engeln:

Doch ihr, die echten Götterjöhne,
Erfreut euch der lebendig reichen Schöne!
Das werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfaß' euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken!

Das werdende, das ewig wirkt und lebt, ist das Göttliche, das alles Geschaffene, so auch die Erzengel, liebend umfaßt, aber zugleich ihm Schranken zieht, weil es ihm seine Gesetze auferlegt; holde Schranken, weil sie von der ewigen Liebe gezogen werden. Goethe hatte zuerst geschrieben: „Das Sein des Seins, das ewig wirkt und lebt.“ Als werdendes bezeichnet er das Göttliche, weil es in der Welt aus schwachen Anfängen sich immer höher entwickelt.

Das Wort: „Was in schwankender Erscheinung schwebt, befestiget mit dauernden Gedanken“, habe ich schon früher berührt. Die ewig wechselnde Erscheinungswelt gewinnt Bestand, Festigkeit, ja Existenzrecht, nur dadurch, daß göttliche Gedanken sich in ihr verwirklichen.

Die Engel sind als die Werkzeuge gedacht, die die ewigen Gottesgedanken in den Weltstoff hineinweben.

Der Himmel schließt sich, die Erzengel verteilen sich, Mephisto bleibt allein zurück.

Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern
Und hüte mich, mit ihm zu brechen.

Es ist gar hübsch von einem großen Herrn,
So menschlich mit dem Teufel selbst zu sprechen.

Er weiß wohl, warum er mit dem Herrn nicht bricht.

Aufs neue hat er empfunden, daß auch er des Herrgotts Kostgänger ist, Teufel von Gottes Gnaden, der nichts wäre, wenn er mit dem Herrn keine Verbindung mehr hätte. Aber er spricht das nach seiner Art mit leichtfertiger, frivol-er Wendung aus.

Dies der Prolog im Himmel, den man nichts sagend, gottlos, ja gotteslästerlich genannt hat. Ich denke, wir verstehen, daß er von alledem nichts ist. In der naiven Form des Volksspiels enthält er schwerwiegende, tief-ernste, heilige Gedanken. Befremdet hat Sie, meine Zuhörer, vielleicht nur eins: daß ich so viel Erklärung einzelner Worte für nötig befunden habe. Aber wenn Sie einmal in drei oder vier Fausterklärungen hineinschauen, so werden Sie sich überzeugen, wie schwer es auch geistreichen Menschen gefallen ist, diesen Prolog zu verstehen. Es schien mir deshalb notwendig, seinen Sinn genau festzustellen, zumal da der Prolog im Himmel den Schlüssel zum ganzen Faust bildet. Aus diesem Grunde müssen Sie sich auch gefallen lassen, daß ich noch einige allgemeine Betrachtungen anknüpfe.

Wer ist Faust? so wollen wir zuerst fragen. Die Antwort kann nicht schwer sein. Der Dichter führt uns einen einzelnen Menschen, einen forschenden Gelehrten, vor Augen, aber dieser Mensch ist der Repräsentant unseres ganzen Geschlechts. Es handelt sich im Faust um allgemein menschliche Fragen, um die große Grundfrage vor allem: Wohin führt der Drang des Menschen nach etwas Höherem, als die Welt ihm zu geben vermag? Ist dieser Drang berechtigt, oder ist er eine Verirrung?

Und wer ist Mephistopheles? Wir werden zunächst sagen müssen: Er ist ein böser Geist aus einer ganzen Schar böser Geister, ein Teufel unter Teufeln, und zwar der Schalk unter ihnen. Wie Faust, so trägt auch er individuelle Züge. Aber wie jener der Repräsentant oder Typus der Menschheit ist, so ist auch Mephisto der Repräsentant des Reichs der Finsternis. Wir werden später sehen, wie ihn der Dichter verschieden behandelt, bald als einen Teufel neben andern, bald als den Teufel schlechweg.

Der Prolog zeigt uns, wie der Dichter das menschliche Leben aufgefaßt wissen will. Es handelt sich darin um einen Kampf zwischen Gott und Teufel, zwischen Gut und Böse, und dieser Kampf bildet den Kern in allem menschlichen Leben. Gehört die Menschheit Gott, oder ist sie des Teufels? Wird das Streben des Menschen nach dem Höchsten, weil es mit Irren und Fehlen verbunden ist, ihn zugrunde richten, oder wird es ihn zur Klarheit und zur Erlösung führen? Auf diese Frage soll

der Faust die Antwort geben. Sie wird im Prolog nicht nur gestellt, sie erhält darin schon eine vorläufige Antwort. Wir sehen voraus, daß der Herr dem Teufel gegenüber recht behalten wird. Auch dem Bösen ist seine Macht von Gott verliehen, aber sie muß Gottes Absichten dienen, die auf Läuterung und Vollendung des Menschen zielen. Und im Streben des Menschen ist die Bürgschaft für diese Vollendung gegeben; denn an dieses Streben kann die göttliche Hilfe anknüpfen.

Da geht uns der tiefe, fundamentale Unterschied auf zwischen der mittelalterlichen Faustsage und der Auffassung Goethes. Nach der alten Sage, auch in ihrer protestantischen Fortbildung, ist das hohe Streben Fausts vom Bösen. Er hatte, heißt es im Faustbuch, einen unsinnigen und hoffärtigen Kopf, er nahm Adlersflügel an und wollte alle Gründe im Himmel und auf Erden erforschen. Er wird den Titanen verglichen, die wider Gott Krieg führen wollten, dem bösen Engel, der sich wider Gott setzte, und diese seine Hoffart richtet ihn zugrunde. Bei Goethe dagegen ist das Streben Fausts nach dem Höchsten die Äußerung seiner wahren menschlichen Natur; darum führt es trotz aller Verirrungen, die dabei mit unterlaufen, schließlich zur Vollendung.

— Wenden wir uns nun der ersten Szene des Dramas zu, die sich schon im Urfaust findet, also in frühester Zeit geschrieben worden ist. Sie zeigt uns, wie es in der Seele des Mannes aussieht, den der Herr im Prolog, obwohl er ihm nur verworren dient, seinen Knecht nennt, und an

dem der Teufel erkennen soll, daß nicht alles auf Erden so schlecht ist, wie er behauptet.

Wir finden Faust zu nächtllicher Stunde in seinem hochgewölbten, engen gothischen Zimmer am Pulte. Er spricht zu sich selber:

Gabe nun, ach! Philosophie,
Juristerei und Medizin
Und leider auch Theologie
Durchaus studiert mit heißem Bemühn.
Da steh' ich nun, ich armer Tor,
Und bin so klug als wie zuvor;
Heiße Magister, heiße Doktor gar
Und ziehe schon an die zehen Jahr
Gerauf, herab und quer und krumm
Meine Schüler an der Nase herum —
Und sehe, daß wir nichts wissen können.
Das will mir schier das Herz verbrennen.

Nicht um die Lösung dieser oder jener wissenschaftlichen Einzelfrage hat sich Faust bemüht, sondern um das, was im Grunde uns alle quält, um die Lösung des Welt-räthsels. Er möchte die Welt in ihrem Wesen ergründen, den Sinn und Zweck des Lebens verstehen, sich klar werden, welchen Zielen wir nachstreben müssen, um die Herrschaft über die Welt zu gewinnen und im tiefsten Innern Befriedigung zu finden. Keine Schulwissenschaft hat ihn das gelehrt, nirgends hat er erlösende Weisheit gefunden, auch in der Theologie nicht, und dabei soll er andere Lehren. Im wahren Grunde betrügt er sie — das ist's, was ihm die Seele verbrennt.

Ich kann seinem Selbstgespräch nicht Wort für Wort folgen, nur die Hauptgedanken sollen angedeutet werden.

Zwar ist, fährt er fort, mit der Erkenntnis von der Nichtigkeit aller Schulweisheit alle Furcht aus meiner Seele geschwunden; Skrupel und Zweifel und Furcht vor der Hölle kenne ich nicht mehr, aber es ist auch alle Freude aus meinem Leben gewichen, ich bilde mir nicht ein, irgend einem Menschen etwas sein zu können.

In solch innerer Öde vermag Faust es nicht auszuhalten.

Es möchte kein Hund so länger leben!
Drum hab' ich mich der Magie ergeben,
Ob mir durch Geistes Kraft und Mund
Nicht manch Geheimnis würde kund,
Daß ich nicht mehr mit saurem Schweiß
Zu sagen brauche, was ich nicht weiß;
Daß ich erkenne, was die Welt
Im Innersten zusammenhält,
Schau' alle Wirkenskraft und Samen
Und tu nicht mehr in Worten kramen.

Aber der aufgehende Mond erinnert ihn, daß er dieses Ziel noch nicht erreicht hat. Noch trifft er ihn wie bisher so manche Nacht an der Stätte toter Gelehrsamkeit in seiner Klausur unter nutzlosen Büchern und Geräthen. Es erwacht in ihm das Verlangen, dieser seiner Welt zu entinnen.

Statt der lebendigen Natur,
Da Gott die Menschen schuf hinein,
Umgibt in Rauch und Moder nur
Dich Tiergeripp und Totenbein.

In die Natur möchte er fliehen, unmittelbaren Verkehr mit ihren Geistern gewinnen.

Und doch, der eben noch so verächtlich von den Büchern

gespröchen hat, kann die Bücher nicht völlig los werden. Ein Zauber- und Beschwörungsbuch will er mitnehmen; denn nicht darum ist es ihm zu thun, durch ein Leben in naturgemäßen Verhältnissen oder durch praktische Thätigkeit zur wahren Lebensweisheit zu gelangen, sondern durch Magie will er sein Ziel erreichen. Mit Hilfe seines Buches hofft er Anteil zu gewinnen an dem Leben der in der Welt wirkenden Geister und so eine Erkenntnis der Natur und eine Macht über sie zu gewinnen, wie die Schulwissenschaft sie nicht gewährt.

So flieht er doch nicht hinaus ins weite Land, sondern er schlägt sein Zauberbuch auf. Es fällt ihm darin das Zeichen des Makrokosmos, der gesamten, Himmel und Erde, Geist und Natur umfassenden Welt, ins Auge. Es beglückt ihn der Anblick der symbolischen Zeichen, die das harmonische Zusammenwirken aller Kräfte des Weltalls darstellen. Aber im nächsten Augenblick wendet er sich unbefriedigt ab.

Welch Schauspiel! aber, ach! ein Schauspiel nur!

Was hilft's, den unerschöpflichen Reichtum an Kraft und Leben im Universum zu sehen, wenn man selber so arm und ohnmächtig ist? Sehen, beschreiben, klassifizieren kann unsere Wissenschaft, aber erklären, ergründen, in die Tiefe dringen kann sie nicht. Darum möchte Faust trinken aus den Quellen, denen die unendliche Fülle des Lebens entsprungen ist, Anteil gewinnen an den ungeheuren Kräften, die im Weltall wirken. Aber er fühlt, daß ihm das versagt ist, daß er seine Wünsche zu hoch gespannt hat.

Er schlägt unwillig das Buch um und erblickt das Zeichen des Erdgeistes. Der Erdgeist ist der Inbegriff der Naturkräfte, die in der irdischen Welt wirken, die durch Verbindung und Auflösung der Elemente alles Leben auf dem Erdball erzeugen. Diesem Geist fühlt sich Faust, da auch er ein Erdenwesen ist, näher verwandt. Das Zeichen des Erdgeistes weckt in ihm den Wunsch und die Hoffnung, alles das wenigstens zu erleben, was die Erde an Lust und Leid bietet. Auch das schon hieße das Wesen der Dinge besser erkennen, als die Wissenschaft es erkennt. Was läge daran, daß es schmerzlich wäre, daß man darob zugrunde gehen könnte! Es wäre doch ein wahrhaftes Erfassen der Dinge.

Ich fühle Mut, mich in die Welt zu wagen,
Der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen,
Mit Stürmen mich herumzuschlagen
Und in des Schiffbruchs Anirrschen nicht zu zagen.

Er fühlt, daß der Erdgeist ihn umschwebt, und er verlangt, daß er ihm sichtbar erscheine.

Du mußt! du mußt! und kostet' es mein Leben.

Aber als der Geist ihm in rötlicher Flamme wirklich erscheint, da vermag er das schreckliche Gesicht nicht zu ertragen. Er zittert in allen Lebenstiefen, ein furchtsam weggekrümmter Wurm. Doch er ermannt sich, er sucht sich einzureden, daß er dem Erdgeist wesensgleich sei. Aber der Geist bringt ihm den Unterschied zum Bewußtsein:

In Lebensfluten, im Tatensturm
Wall' ich auf und ab,

Webe hin und her.
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben,
So schaff' ich am tausenden Webstuhl der Zeit
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Du bist, will der Erdgeist sagen, ein Erzeugnis dieser Erde, ein Teilchen nur von ihr, geboren in der Zeit und zum Vergehen bestimmt, während ich das Ganze bin, in allem Wechsel bleibe und ihn erzeuge; ich bin das ewige Meer und seine Bewegung, du aber bist nichts als eine Welle in diesem Meer, die sich hebt, um wieder zu zerfließen.

Noch ergibt sich Faust nicht. Noch immer meint er, ihm gleich zu sein, weil auch er wie der Erdgeist mit seinen Gedanken die weite Welt umschweift. Aber der Geist schmettert ihn nieder mit den Worten:

Du gleichst dem Geist, den du begreifst,
Nicht mir.

Faust bricht erschüttert in die Wehklage aus:

Nicht dir?

Wem denn?

Ich, Ebenbild der Gottheit!

Und nicht einmal dir!

Auf falschem Wege hat Faust seine Größe gesucht. Obwohl dem Erdgeist verwandt steht er doch tief unter ihm, weil er nur ein geringes Teilchen der Erde ist. Aber sein Ausruf: „Ich, Ebenbild der Gottheit!“ erinnert uns daran, daß er in anderer Hinsicht doch über dem Erdgeist steht, weil er mehr als Naturwesen ist.

Faust zieht einen falschen Schluß, wenn er sagt: Wie kann ich Ebenbild der Gottheit sein, wenn ich nicht einmal dem Erdgeist gleich bin? Die Schranken des Einzelwesens kann er freilich nicht durchbrechen, aber auch als Einzelwesen kann er Anteil am Höchsten gewinnen. Alles, was auf Erden geschieht, innerlich mitzuerleben, das ist dem Menschen versagt, aber seine Größe beruht darauf, daß er Böses und Gutes unterscheiden kann wie Gott; im sittlichen Leben gewinnt er trotz seiner Beschränktheit Gottähnlichkeit.

In dem Augenblick, wo Faust, an menschlicher Größe verzweifelnd, zusammenbricht, klopft es an seine Thür, und herein tritt in Schlafrock und Nachtmütze Wagner, sein Famulus, ein älterer Student, der ihm bei seinen gelehrten Arbeiten und seinen Amtsgeschäften an die Hand geht. Das Zwiegespräch mit diesem zeigt uns, daß Faust, obwohl er in seinem Streben irrt, doch dem rechten Wege näher ist als die vulgäre Schulgelehrsamkeit, die sich an einer Summe von Kenntnissen und Fertigkeiten genügen läßt, mit denen sie der Welt imponieren kann.

Wir erfahren sofort, welches Geistes Kind Wagner ist.

Verzeiht! ich hör' Euch deklamieren;
Ihr laßt gewiß ein griechisch Trauerspiel?
In dieser Kunst möcht' ich was profitieren;
Denn heutzutage wirkt das viel.
Ich hab' es öfters rühmen hören,
Ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren.

Faust darauf:

Ja, wenn der Pfarrer ein Komödiant ist,
Wie das denn wohl zuzeiten kommen mag.

Wagner möchte die Welt durch Ueberredung leiten und hofft das zu lernen durch das Studium der Rhetorik, in dem er einen Ersatz für die fehlende Weltkenntnis erblickt. Aber Faust erwidert ihm:

Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt.

Was ihr durch eure Rhetorik gewinnt, das ist
Bewundrung von Kindern und Affen,
Wenn euch darnach der Gaumen steht;
Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen,
Wenn es euch nicht von Herzen geht.

Von der Redekunst kommt das Gespräch auf die Erkenntnis. Wir haben bereits Fausts Klage vernommen über die Unzulänglichkeit aller Erkenntnis. Auch Wagner klagt über ihre Schwierigkeiten auf seine Weise. Man muß so viel lernen, daß einem oft um den armen Kopf hange wird; auch sind die Bücher so teuer, und mancher muß sterben, ehe er ans Ziel gelangt ist. Aber Faust erwidert ihm: Aus Büchern gewinnt man nichts, Erquickung quillt nur aus der eigenen Seele.

Wagner gibt sich nicht so bald überwunden. Bücher müssen wir doch haben, wenn wir nicht auf unsere eigenen Gedanken beschränkt bleiben, sondern erfahren wollen, wie andere vor uns gedacht haben, überhaupt, wenn wir die Geschichte kennen lernen wollen.

Verzeiht! es ist ein groß Ergehen,
Sich in den Geist der Zeiten zu versehen,
Zu schauen, wie vor uns ein weiser Mann gedacht,
Und wie wir's dann zulezt so herrlich weit gebracht.

Aber Faust spottet:

O ja, bis an die Sterne weit!

Er hat ja soeben tief empfunden, wie wenig all
unser Wissen bedeutet. So fährt er denn fort, indem
er die Geschichtswissenschaft und Geschichtsphilosophie
verhöhnt:

Mein Freund, die Zeiten der Vergangenheit
Sind uns ein Buch mit sieben Siegeln.
Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln.
Da ist's denn wahrlich oft ein Jammer!
Man läuft euch bei dem ersten Blick davon.
Ein Rehrichthaus und eine Kumpelkammer
Und höchstens eine Haupt- und Staatsaktion
Mit trefflichen pragmatischen Maximen,
Wie sie den Puppen wohl im Munde ziemen!

Jammervoll, zum Davonlaufen findet Faust, was
die Geschichtsforscher über die Vergangenheit zu sagen
wissen. Eine Masse Einzelheiten, wertlose Einzelheiten,
erzählen sie und dazwischen etwa ein großes politisches
Ereignis, eine Haupt- und Staatsaktion, aus der sie
pragmatische Maximen, nützliche Grundsätze, ableiten,
die in den Mund der Personen eines Puppentheaters
passen.

Der Gedanke an das Puppentheater kommt dem
Dichter, weil im 17. und 18. Jahrhundert historische
Volkschauspiele geschrieben wurden, die man Haupt- und

Staatsaktionen nannte. Er will sagen: Was die Geschichtsschreiber über die Vergangenheit zu sagen wissen, ist nicht mehr wert, als was die Dichter solcher Schauspiele ihren Bühnenhelden in den Mund legen.

Wagner gegenüber hat Faust ohne Zweifel recht. Aber unbedingte Wahrheit spricht er doch nicht aus. Es ist wahr, die Einzelwissenschaft führt nicht zur höchsten Erkenntnis, aber sie ist trotzdem unentbehrlich. Faust in seiner pessimistischen Stimmung schüttet das Kind mit dem Bade aus. Weil die Einzelwissenschaft nicht das Höchste geben kann, will er überhaupt nichts von ihr wissen. Aber Goethe selbst hatte solch pessimistische Anwendungen gerade der Geschichtswissenschaft gegenüber. Er äußerte sich einmal im Gespräch: „Die Geschichte eines Volks? das Leben eines Volks? Wie wenig enthält auch die ausführlichste Geschichte, gegen das Leben eines Volks gehalten! Und von dem Wahren — ist irgend etwas über den Zweifel hinaus? Bleibt nicht vielmehr alles ungewiß, das Größte wie das Geringsste?“

Wagner bleibt bei seiner Meinung: Man möchte doch die Welt und des Menschen Herz und Geist erkennen. Aber Faust erwidert ihm: Es gibt kein Erkennen. Die wenigen, die etwas tiefere Erkenntnis gewonnen hatten,

Die töricht gnug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.

Auch dazu lassen sich bei Goethe parallele Äußerungen finden. „Die Geschichtsforschung“, sagte er

einmal, „zeigt, daß es zu aller Zeit und in allen Ländern miserabel gewesen ist.“ Trotzdem dürfen wir nicht annehmen, daß dies seine tiefste Überzeugung gewesen sei. Ungefähr so spricht auch Mephisto im Prolog, aber der Herr redet dort von Welt und Menschenleben anders. Ob Goethe so pessimistisch gedacht hat, als er die Unterredung zwischen Faust und Wagner schrieb, wer weiß das? Ich möchte aber glauben, daß er auch damals die Worte, die er seinem Faust in den Mund legte, nicht für unbedingte Wahrheit gehalten habe.

Das aber müssen wir festhalten: Goethe war sich zeitlebens bewußt, daß man durch die Erfahrungswissenschaft allein, sei sie Natur-, sei sie Geisteswissenschaft, nie und nimmer zu einer Weltanschauung gelangt. Es ist nicht so, wie man sich heute vielfach einbildet, daß dazu nur die Scholastik nicht ausreichte, während die moderne Wissenschaft dazu imstande wäre; nein, auch die vollkommenste Erfahrungswissenschaft vermag die Welt rätsel nicht zu lösen. Das müssen wir denen immer wieder sagen, die heute auf Grund der Naturwissenschaften das Gebäude einer Weltanschauung errichten wollen. Wenn sie dabei den Namen Goethes im Munde führen, als hätte er sie diesen Weg gewiesen, so zeigen sie sich schlecht unterrichtet. Für Versuche dieser Art hat er stets nur Spott gehabt oder fühle Ablehnung; er würde sich die Verehrung der modernen Naturalisten, die sich einbilden, seine Schüler zu sein, dringend verbitten und sie an den Famulus Wagner verweisen. Aber

nicht wesentlich anders als über die Naturwissenschaften hat Goethe über die Geisteswissenschaften gedacht, über Philosophie und Theologie. Von den alten Griechen her herrscht unter uns die Meinung, es gebe eine Wissenschaft von Gott oder von den letzten Gründen alles Seienden, es lasse sich auf dem Wege des Denkens über die höchsten Fragen Gewißheit erlangen. So hat die Scholastik des Mittelalters gemeint, die Lehren der Kirche, wenn nicht vollständig, doch zu einem guten Teil als vernünftig, d. h. als denknotwendig, erweisen zu können, und dieser Wahn ist mit der Scholastik keineswegs ausgestorben; es ist noch heute die Meinung der meisten Gebildeten, der gläubigen und der ungläubigen, zu den Wahrheiten, auf die wir unsere Lebensauffassung gründen, komme man durch die Erfahrungswissenschaften oder durch logisches Denken. Der Philosoph Kant, der das menschliche Erkenntnisvermögen zum Gegenstand einer kritischen Untersuchung gemacht hat, hat uns längst gezeigt, wie unhaltbar diese Anschauung ist, und schon der junge Goethe war sich vollkommen klar darüber, daß die Erkenntnis des Höchsten auf anderem Wege gesucht werden muß, daß die höchsten Wahrheiten nur erlebt werden können. Darum hat er seinen Faust an allem Wissen irre werden lassen, darum hat er ihm ein so leidenschaftliches Verlangen geliehen, alles Glück und alles Weh der Erde zu erleben. Er wußte, daß, wenn es nicht eine unmittelbarere Erkenntnis gibt, als das Wissen sie gewährt, das Höchste uns ewig verschlossen bleibt.

Wagner hätte sich gern noch weiter so gelehrt mit Faust unterhalten:

Zwar weiß ich viel, doch möcht' ich alles wissen.

Aber Faust bricht ab und schiekt den Famulus zu Bette.

Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,

Der immerfort an schalem Zeuge klebt,

Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt

Und froh ist, wenn er Regentwürmer findet!

Auch wir müssen hier abbrechen; denn der nun folgende Monolog Fausts, so eng er sich an das Vorhergehende anschließt, will für sich allein betrachtet sein. Er ist nämlich ungefähr fünfundzwanzig Jahre später geschrieben als der erste Monolog und das Gespräch mit Wagner, und es knüpfen sich schwierige Fragen an ihn, die wohl erwogen sein wollen.



Vierter Vortrag.

Der verzweifelnde Denker und der Oster- gesang. Spaziergang vor dem Thor.

Meine Zuhörer!

Wir haben einen Blick in die Seele Fausts getan. Im Selbstgespräch hat er uns sein tiefes Gefühl von der Unzulänglichkeit aller menschlichen Erkenntnis enthüllt. Er, der andere lehren soll, weiß selbst nichts Rechtes. Das vermag er nicht mehr zu ertragen; ihn verlangt nach einer höheren Weisheit, nach einer unmittelbareren Gemeinschaft mit den Mächten, die im Weltall wirken; darum hat er sich der Magie ergeben. Und wenn er sich auch nicht verhehlen kann, daß sein Geist das Universum nie zu umspannen vermag, so hofft er doch, das ganze Leben dieser Erde in sein Inneres aufnehmen und miterleben zu können. Aber nun hat ihn der Erdgeist an die Schranken des Individuums erinnert, so daß er verzweifelnd zusammengebrochen ist.

Wir haben gefühlt, daß Faust auf einem Irrwege ist. Aber trotz seines Irrrens ist sein Streben nach tieferer Erkenntnis und höherem Leben berechtigt; das hat der Dichter uns zum Bewußtsein gebracht in Fausts Zwiegespräch mit seinem Famulus Wagner, der in der Schulgelehrsamkeit volle Befriedigung findet. An dieser Stelle haben wir abgebrochen. Faust hat den Menschen, dessen schale Reden ihm unerträglich geworden sind, fortgeschickt. Er selbst fährt fort in seinen Betrachtungen.

Wir haben uns bereits gesagt, daß der nun folgende Monolog beinahe ein Vierteljahrhundert später geschrieben ist als der erste und das Zwiegespräch mit Wagner. Man hat nachzuweisen versucht, daß zwischen dem ersten und dem zweiten Monologe Widersprüche bestehen, daß die Gedanken des jungen Goethe sich auf andern Bahnen bewegten, als die des fünfzigjährigen. Wenn dem so ist, so kann uns das nicht befremden, und es mag die Frage nahe liegen, wie der zweite Monolog wohl ausgefallen wäre, wenn ihn der junge Goethe geschrieben hätte. Aber auf diese Dinge können wir jetzt noch nicht eintreten. Wir haben zunächst zu betrachten, was der Dichter uns gegeben hat. Wenden wir uns darum jetzt dem zweiten Monolog zu.

Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
Der immerfort an schalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet!

So hat Faust dem abgehenden Famulus nachgerufen, und nun fährt er fort:

Darf eine solche Menschenstimme hier,
Wo Geisterfülle mich umgab, ertönen?
Doch, ach! für diesmal dank' ich dir,
Dem ärmlichsten von allen Erdenjöhnen.
Du riffest mich von der Verzweiflung los,
Die mir die Sinne schon zerstören wollte.
Ach! die Erscheinung war so riesengroß,
Daß ich mich recht als Zwerg empfinden sollte.

Ich, Ebenbild der Gottheit, das sich schon
Ganz nah gedünkt dem Spiegel ew'ger Wahrheit,
Sein selbst genoß in Himmelsglanz und Klarheit
Und abgestreift den Erdensohn;
Ich, mehr als Cherub, dessen freie Kraft
Schon durch die Andern der Natur zu fließen
Und, schaffend, Götterleben zu genießen
Sich ahnungsvoll vermaß, wie muß ich's büßen!
Ein Donnerwort hat mich hinweggerafft.

Die Worte bedürfen nicht viel Erklärung. Faust hat bei den Worten des Erdgeistes: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir“, tief empfunden, daß er sich diesem nicht gleichstellen darf. Zu schaffen, wie der Erdgeist schafft, der der Gottheit lebendiges Kleid wirkt von Jahrtausend zu Jahrtausend, das kann ihm nicht verliehen sein. Aber dieses Bewußtsein war für ihn Vernichtung, darum dankt er dem Famulus, der ihn durch seinen Eintritt aus dem Gefühl der Verzweiflung gezogen hat, indem er ihn nötigte, sich andern Gedanken hinzugeben. Allein so deutlich er die Überlegenheit des Erdgeistes empfindet, der Drang nach höherem Leben ist darum nicht aus seiner Seele gewichen:

Nicht darf ich dir zu gleichen mich vermessen.
Hab' ich die Kraft dich anzuziehn besessen,
So hatt' ich dich zu halten keine Kraft.

In jenem sel'gen Augenblicke
Ich fühlte mich so klein, so groß;
Du stießest grausam mich zurücke
Ins ungewisse Menschenlos.
Wer lehret mich? was soll ich meiden?
Soll ich gehorchen jenem Drang?

Jenem Drang, durch die Adern der Natur zu fließen
und, schaffend, Götterleben zu genießen, der so über-
mächtig in mir ist, soll ich ihm nicht dem Erdgeist zum
Trog doch nachgeben? so fragt er sich, und er gibt sich
selbst die Antwort: Es kann nichts nützen, daß ich ihm
nachgebe: hat das Wissen zu nichts geführt, so führt auch
das tätige Leben zu nichts:

Ah, unsre Taten selbst, so gut als unsre Leiden,
Sie hemmen unsres Lebens Gang.

Wie auch unfere Taten uns hemmen, das wird so-
fort erklärt. Die Entwürfe des Geistes werden gehemmt
durch den Stoff der Welt, der kein gefügiges Material
für die Arbeit des Geistes ist. Und wenn uns nur etwas
Gutes gelungen ist, geben wir uns bald zufrieden und
überreden uns, das Bessere, das uns vorschwebte, sei ein
Trugbild. Und endlich kommt ins Herz die Sorge und
Furcht um den kleinen Besitz, den wir errungen haben.
Gewöhnlich ist's grundlose Sorge, unnötige Furcht, aber
sie übt doch ihre lähmende Wirkung. Ich kann die Worte
nicht alle geben. Nur der Schluß, zu dem Faust geführt
wird:

Den Göttern gleich' ich nicht! Zu tief ist es gefühlt;
Dem Wurme gleich' ich, der den Staub durchwühlt,
Den, wie er sich im Staube nährend lebt,
Des Wandrers Tritt vernichtet und begräbt.

Wurm im Staube bin ich — dieser Gedanke wird weiter ausgeführt. Staub sind meine Bücher, meine wissenschaftlichen Geräte.

Ist es nicht Staub, was diese hohe Wand
Aus hundert Fächern mir verenget;
Der Trödel, der mit tausendfachem Tand
In dieser Mottenwelt mich dränget?
Hier soll ich finden, was mir fehlt?
Soll ich vielleicht in tausend Büchern lesen,
Daß überall die Menschen sich gequält,
Daß hie und da ein Glücklicher gewesen?

Sein Blick fällt auf den Totenschädel, der über seinem Pulte steht.

Was grindest du mir, hohler Schädel, her?
Als daß dein Hirn, wie meines, einst verwirret,
Den leichten Tag gesucht und in der Dämmerung schwer,
Mit Lust nach Wahrheit, jämmerlich geirret!

Und die physikalischen und alchimistischen Instrumente, die ihm zum Schlüssel der Erkenntnis werden sollten — so kompliziert sie sind, sie schließen das Tor der Erkenntnis nicht auf.

Ihr Instrumente freilich spottet mein
Mit Rad und Rämmen, Walz' und Bügel.
Ich stand am Tor, ihr solltet Schlüssel sein;
Zwar euer Bart ist kraus, doch hebt ihr nicht die Riegel.
Geheimnisvoll am lichten Tag
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.

Endlich die Hauptsache: Soviel wissenschaftliches Geräte sein Vater ihm vererbt hat, es kann ihm nichts nützen; denn alles, was andere sich als Mittel für die

Erkenntnis geschaffen haben, bleibt uns fremd und unbrauchbar. Wir müssen, was für uns fruchtbar werden soll, geistig neu erschaffen, nur so wird es wirklich unser Besitz. Das spricht Faust aus in den Worten:

Du alt Geräte, das ich nicht gebraucht,
Du stehst nur hier, weil dich mein Vater brauchte.
Du alte Rolle, du wirst angeraucht,
So lang an diesem Pult die trübe Lampe schmauchte.
Weit besser hätt' ich doch mein Weniges verpraßt,
Als, mit dem Wenigen belastet, hier zu schwitzen!
Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.
Was man nicht nützt, ist eine schwere Last,
Nur was der Augenblick erschafft, das kann er nützen.

So schließt denn die Rechnung ab mit der Erkenntnis völliger Armut. Da heftet sich der Blick des Verzweifelnden auf ein Giftfläschchen, das hoch auf einem Schranke steht. Das ist, so redet er sich ein, das einzige Mittel, das helfen kann. Es kann mich erlösen aus meiner dumpfen Existenz.

Ich grüße dich, du einzige Phiole!
Die ich mit Andacht nun herunterhole,
In dir verehr' ich Menschenwitz und -Kunst.
Du Inbegriff der holden Schlummeräfte,
Du Auszug aller tödlich feinen Kräfte,
Erweise deinem Meister deine Gunst!
Ich sehe dich, es wird der Schmerz gelindert,
Ich fasse dich, das Streben wird gemindert,
Des Geistes Flutstrom ebbet nach und nach.
Ins hohe Meer werd' ich hinausgewiesen,
Die Spiegelflut erglänzt zu meinen Füßen,
Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag.

Verstehen wir Fausts Gedanken richtig! Er sucht

im Selbstmord Vinderung seiner Schmerzen, Ruhe vor der Gedankenflut, die ihn bedrängt, aber nicht, wie man's gewöhnlich versteht, weil er vom Selbstmord den Tod erwartet, das Erlöschen des Bewußtseins, sondern weil er sich von ihm Befreiung verspricht von den Schranken der Endlichkeit, den Übergang zu höhern Sphären. Auf diesem Wege hofft er das peinvolle Streben, das dem an die Erde gebundenen Geiste eigen ist, loszuwerden und, eins geworden mit dem All, nicht untätiges, aber ruhiges Götterleben zu genießen. Allerdings, der Gedanke kommt ihm auch, der Tod könnte ins Nichts führen oder auch in die Qual der Hölle, von der die Menschen sich furchtbare Phantasiebilder gemacht haben, aber er erwartet doch Besseres vom Tode und will die Gefahr der Vernichtung wie der Hölle auf sich nehmen. Daß wir Faust so und nicht anders zu verstehen haben, zeigen uns deutlich die nächsten Worte:

Ein Feuerwagen schwebt auf leichten Schwingen
An mich heran. Ich fühle mich bereit,
Auf neuer Bahn den Äther zu durchdringen
Zu neuen Sphären reiner Tätigkeit.
Dies hohe Leben, diese Götterwonne!
Du, erst noch Wurm, und die verdienst du?
Ja, lehre nur der holden Erdensonne
Entschlossen deinen Rücken zu!
Vermesse dich, die Pforten aufzureißen,
Vor denen jeder gern vorüberschleicht!
Hier ist es Zeit, durch Taten zu beweisen,
Daß Manneswürde nicht der Götterhöhe weicht,
Vor jener dunkeln Höhle nicht zu beben,
In der sich Phantasie zu eigner Qual verdammt,
Nach jenem Durchgang hinzustreben,

Um dessen engen Mund die ganze Hölle flammt;
Zu diesem Schritt sich heiter zu entschließen,
Und wär' es mit Gefahr, ins Nichts dahinzufließen.

Ein festlicher Augenblick soll der Tod ihm werden,
von dem er sich so Großes versprechen darf; darum holt
er einen kristallinen Becher aus seinem Futteral hervor.
Einst hat diesen Becher bei festlichen Gelagen einer dem
andern dargereicht, indem er an die darauf eingegrabenen
Bilder ein sinnreiches oder witziges Wort knüpfte. Jetzt
will Faust ihn keinem Nachbar reichen und nicht seinen
Witz an ihm zeigen; denn er füllt ihn mit einem Saft,
der eilig trinken macht.

Den ich bereitet, den ich wähle,
Der letzte Trunk sei nun mit ganzer Seele
Als festlich hoher Gruß dem Morgen zugebracht!

Aber wie Faust die Schale an den Mund setzt, er-
tönt von einer nahen Kirche her Glockenton und Chor-
gesang. Der Ostermorgen ist angebrochen. In Wechsel-
gesängen von Engeln, Jüngern und Jüngerinnen ver-
kündet der Chor den Sieg des Lebens über den Tod.

Die Klagen der Menschen werden übertönt von dem
Jubelgesang der Engel:

Christ ist erstanden!
Freude dem Sterblichen,
Den die verderblichen,
Schleichenden, erblichen
Mängel umwanden.

Der Gesang der Engel verkündet zugleich, daß die
Anfechtungen des Lebens nicht eine unnütze Last, son-
dern eine heilsame Prüfung seien:

Christ ist erstanden!
Selig der Liebende,
Der die betriübende,
Heilsam' und übende
Prüfung bestanden.

Der Gesang zieht Faust das Glas von dem Munde.
Vergeblich widerstrebt er.

Was sucht ihr, mächtig und gelind,
Ihr Himmelstöne, mich am Staube?
Klingt dort umher, wo weiche Menschen sind!
Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube;
Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.
Zu jenen Sphären wag' ich nicht zu streben,
Woher die holde Nachricht tönt;
Und doch, an diesen Klang von Jugend auf gewöhnt,
Ruft er auch jetzt zurück mich in das Leben.

Aber wenn Faust nicht glauben kann, was ist's denn, das ihn von dem Selbstmord zurückhält? Es sind die Jugendgefühle, die der Ostergesang in ihm geweckt hat. Er erinnert sich, wie glücklich er war als Kind, wenn die Osterklänge in seiner Seele die Ahnung einer himmlischen Liebe weckten, wenn die Sonntagsstille und das Glockengeläute ihn zum Gebete trieben und der Frühling in der Natur, verbunden mit den Stimmen des frommen Glaubens, ihn mit Freude und Hoffnung erfüllte. Die Erinnerung an das, was einst in den Kinderjahren die Erde ihm an reinem Seelenglück geboten hat, macht es ihm unmöglich, ihr undankbar den Rücken zu kehren.

Aber lassen Sie uns die wunderbaren Worte des Dichters selbst hören. Sagen sie uns doch, wie Goethe selbst in seiner Kindheit empfunden hat.

Sonst stürzte sich der Himmelsliebe Kuß
Auf mich herab in ernster Sabbathstille;
Da klang so ahnungsvoll des Glockentones Fülle,
Und ein Gebet war brünstiger Genuß;
Ein unbegreiflich holdes Sehnen
Trieb mich, durch Wald und Wiesen hinzugehn,
Und unter tausend heißen Tränen
Fühlt' ich mir eine Welt entstehn.
Dies Lied verkündete der Jugend muntre Spiele,
Der Frühlingsfeier freies Glück;
Erinrung hält mich nun mit kindlichem Gefühle
Vom letzten, ernstestn Schritt zurück.
O tönet fort, ihr süßen Himmelslieder!
Die Träne quillt, die Erde hat mich wieder.

Noch einmal erhebt sich im Gesang die Klage der
Jünger, daß zwar der Meister in der Herrlichkeit sei, sie
aber an der Erde Brust zum Leide da seien. Aber der
Engelgesang tröstet sie damit, daß er allen, die mit ihm
aufstehen und ihm nachfolgen, nahe sei:

Christ ist erstanden
Aus der Verwesung Schoß.
Reißet von Banden
Freudig euch los!
Tätig ihn preisenden,
Liebe beweisenden,
Brüderlich speisenden,
Predigend reisenden,
Bonne verheißenden,
Euch ist der Meister nah,
Euch ist er da!

So schließt der erste Hauptabschnitt, der erste Akt,
wenn Sie wollen, unserer Dichtung. Der Mann, dem
diese Welt nichts bieten zu können schien, dem ihre
Schranken das Leben unerträglich machten, und der im

Selbstmord Befreiung von diesen Schranken suchen wollte, den hat die Erinnerung an das Glück der Kinderzeit wieder an diese Welt gebunden. Die Erde hat ihn wieder. Ich denke, wir verstehen den Dichter; denn es geht uns wie ihm:

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar.

Wir wenden uns zum zweiten Abschnitt: 'Spaziergang vor dem Thor am Ostersonntag. Haben wir in Faust einen Menschen kennen gelernt, der durch das Ringen seines Geistes an den Rand des Selbstmords geführt worden ist, so führt uns der Dichter nun Menschen vor, die von Fausts Fragen und Seelennöten nichts wissen, sondern das Leben unbefangen genießen, allerdings aber auch von den nächstliegenden Interessen nicht loskommen.

Gruppen von Handwerksburschen schreiten aus dem Tore der Stadt. Sie wollen sich einen guten Tag machen; die einzige Frage ist für sie die nach dem Wo, ob im Jägerhaus oder in der Mühle oder im Wasserhof. Typisch ist besonders die kurze Rede dessen, der auf die Frage: „Was tust denn du?“ die Antwort gibt: „Ich gehe mit den andern.“ So machen es ja nicht wenige ihr Leben lang: sie gehen mit den andern. Einer der Burschen rühmt Burgdorf als einen besonders reizenden Ort. „Dort findet ihr die schönsten Mädchen und das beste Bier und Händel von der ersten Sorte.“ Kaufen gehört ihm wie Bier und Mädchen zum Sonntagsvergnügen, während ein anderer, der Prügel gedenkend, die er dort erhalten hat, erklärt: „Mir graut es vor dem Orte.“

Nun kommen die Dienstmädchen. Die eine weiß, daß in nächster Nähe ihr Schatz auf sie wartet. Die andere findet das wenig tröstlich:

Er wird an deiner Seite gehen,
Mit dir nur tanzt er auf dem Plan.
Was gehn mich deine Freuden an!

Aber sie läßt sich beschwichtigen: Er hat ja noch einen Kameraden bei sich.

Zwei Schüler folgen, Studenten. Auch sie haben andere Interessen als Faust. Der eine will sich sofort an die Dienstmädchen machen. Sein Sinn ist auf das Verbe gerichtet:

Ein starkes Bier, ein reizender Toback
Und eine Magd im Putz, das ist nun mein Geschmack.

Bürgermädchen, die eben aus dem Tore schreiten, ärgern sich über den Gang der Jünglinge fürs Küchenpersonal:

Da sieh mir nur die schönen Knaben!
Es ist wahrhaftig eine Schmach;
Gesellschaft könnten sie die allerbeste haben,
Und laufen diesen Mägden nach!

Zwar zeigt der zweite Student feinern Geschmack als der erste. Er möchte sich lieber den Bürgermädchen zuwenden, unter denen er seine Nachbarin erblickt. Aber der erste zieht ihn mit sich fort:

Die Hand, die Samstags ihren Besen führt,
Wird Sonntags dich am besten kareffieren.

Jetzt erscheinen die Bürger. Der erste kritisiert wie üblich den neuen Bürgermeister, der, seit er's ist, immer dreister wird und immer mehr Steuern fordert. Ein

andrer hat einen etwas weitem Horizont. Warum sich ärgern über die Stadtverwaltung? Richtet doch den Blick auf die großen Weltereignisse!

Nichts Bessers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
Wenn hinten, weit, in der Türkei,
Die Völker aufeinander schlagen.

Die Kriegenot, die anderswo herrscht, erhöht den behaglichen Genuß für die, die in Sicherheit sind.

Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus
Und sieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten;
Dann kehrt man abends froh nach Haus
Und segnet Fried und Friedenszeiten.

Der Nachbar stimmt ihm bei: Anderswo mag alles durcheinander gehn, wenn es zu Hause beim alten bleibt; da soll kein neuer Bürgermeister sich unterstehn, den Frieden zu stören. Der behagliche Egoismus des Bürgertums schreitet natürlich auch an dem Bettler mit dem Leierkasten vorbei, ohne die Hand zu öffnen. Vergeblich erinnert dieser:

Nur der ist froh, der geben mag.

Die Bürgermädchen stehen noch immer verlassen am Wege, wartend, ob etwas käme und sie mitnähme. Da macht sich eine Alte an sie, ihnen Kupplerdienste anzubieten:

Was ihr wünscht, das wüß' ich wohl zu schaffen.

Aber die Mädchen wollen auf offener Straße nichts mit ihr zu tun haben, obwohl sie sich insgeheim in der St. Andreasnacht — Andreas ist der Schutzpatron der jungen Mädchen — von ihr haben wahrjagen und den

künftigen Geliebten zeigen lassen. Zuletzt erscheinen die Soldaten, eroberungslustig in jedem Sinne des Wortes, immer bereit das Leben zu lassen, aber nimmer die Freiheit:

Die Trompete

Lassen wir werben,
Wie zu der Freude,
So zum Verderben.
Das ist ein Stürmen!
Das ist ein Leben!
Mädchen und Burgen
Müssen sich geben.
Rühn ist das Mühren,
Herrlich der Lohn,
Und die Soldaten
Ziehen davon.

Man hat gefragt, wann diese Szene gedichtet worden sei. Manche Erklärer weisen sie entschieden dem jungen Goethe zu; die Vergnügungsorte, die darin genannt werden, sagen sie, lägen in der Nähe von Frankfurt und deuteten darum auf Goethes Frankfurter Zeit. Aber der Schluß ist nicht zwingend. Warum soll der ältere Goethe von diesen Orten, an denen er sich in seiner Jugend vergnügt hat, nichts mehr wissen? Mit Recht hat man darauf hingewiesen, daß die Szene kunstvoll gegliedert sei, eine Folge typischer Gestalten vorführe mit sentenziösen Schlagworten im Munde, die sich nach der Art des ältern Goethe in vierzeiligen Reihen zuspitzten, und daß die Soldaten mit einem opernhaften Chor abschließen, was ebenfalls der Weise des ältern Dichters entspreche. Die Szene trägt in der That nicht den Naturalismus der

Jugenddichtungen an sich; sie findet sich denn auch im Urfaust nicht, und sie hängt aufs engste mit den folgenden Szenen zusammen, die sicher einer spätern Zeit angehören.

Gehen wir weiter! Faust, von dem Famulus Wagner begleitet, schreitet durch das Thor. Das letzte Erlebnis der Osternacht, die Erinnerung an die Jugendzeit, hat auf ihn gewirkt. Er redet weich, menschenfreundlich, nicht mehr so pessimistisch wie in den Monologen und in dem Zwiesgespräch mit Wagner. Wie in den Tagen der Kindheit kann er sich freuen an der neuerwachenden Natur und an dem natürlichen Treiben der Menschen. Auf die bekannte und leicht verständliche Rede: „Vom Eise befreit sind Strom und Bäche“, brauche ich nicht näher einzutreten. In seiner Freude an den natürlichen Menschen wird Faust gestört durch seinen Famulus.

Mit Euch, Herr Doktor, zu spazieren
Ist ehrenvoll und ist Gewinn;
Doch würd' ich nicht allein mich her verlieren,
Weil ich ein Feind von allem Rothen bin.
Das Fiedeln, Schreien, Regelschieben
Ist mir ein gar verhaßter Klang;
Sie toben, wie vom bösen Geist getrieben,
Und nennen's Freude, nennen's Gesang.

Er geht spazieren nur um der Ehre willen, die für ihn an der Seite des berühmten Doktors abfällt; für das Natürliche an der Volksfreude hat er kein Verständnis, nur das Rothe daran kommt ihm zum Bewußtsein, und dagegen muß er als gebildeter Mensch protestieren. Aus seiner Rede spricht die Verständnislosigkeit, die zu allen

Zeiten die sogenannte höhere Bildung dem Naturwüchßigen entgegengebracht hat.

Unter der Dorflinde Tanz und Gesang. Bei dem Liede, das gesungen wird, müssen wir einen Augenblick verweilen. Sein Inhalt ist kurz folgender: Ein zum Tanz gepukter Schäfer stößt im Gewühle mit dem Ellbogen unabsichtlich an eine friische Dirne. Sie schilt ihn im Gefühle gesellschaftlicher Überlegenheit einen dummen Jungen. Aber sie läßt sich dann doch von ihm zum Tanze führen, und als überm Tanz ihr das Blut warm geworden ist, da gewinnt er die Oberhand, sie wird von ihm beiseite an ein stilles Plätzchen geführt und betört, während die laute Lust der Jugend unbekümmert ihren Gang weitergeht.

Man darf in diesem Liede keine tiefere Beziehung suchen, keine Beziehung etwa zu der Geschichte Gretchens, die einen ähnlichen Anfang hat und einen ähnlichen Verlauf nimmt, noch viel weniger eine Absicht des Dichters, warnend zu zeigen, wohin die ungebundene Freude der Jugend führt. Die vorhergehende Szene atmet Freude am natürlichen Leben, und das Lied redet von der Macht der Natur. Der Dichter will uns zeigen, wie die Natur und ihre Triebe der vermeintlich überlegenen gesellschaftlichen Form stets über sind. Das Lied dürfte ältern Datums sein als die übrige Szene, aber der Dichter hat es, nicht unpassend, hier eingefügt.

Faust und Wagner haben sich während des Gesangs unter die zechenden Bauern gemischt. Ein alter Bauer

erkennt den Doktor und erinnert sich, wie dieser einst an der Seite seines Vaters, eines geschätzten Arztes, zur Zeit der Pest dem Volke aufopfernd mit seiner Kunst gedient hat. Man bringt Faust einen Ehrentrank dar:

Die Zahl der Tropfen, die er hegt,
Sei Euern Tagen zugelegt.

Wagner beneidet den verehrten Mann:

Welch ein Gefühl mußt du, o großer Mann,
Bei der Verehrung dieser Menge haben!
O glücklich, wer von seinen Gaben
Solch einen Vorteil ziehen kann!

Faust aber hat den Dank des Volkes abgewehrt und auf den höhern Helfer hingewiesen. Er will dem Volke seinen Glauben nicht nehmen, weder den an Gott, noch den an den Arzt; seinem Famulus aber bekennt er gleich darauf, welch ein Gefühl er bei der Verehrung der Menge hat: Sein Vater und er haben nichts Gutes gestiftet; denn die Arznei, die sie in der Pestzeit dem Volke reichten, taugte nichts; der Vater hatte zwar mit vieler Mühe einen vermeintlich heilsamen alchimistischen Trank gebraut, aber dieser Trank hat nur geschadet.

Hier war die Arznei, die Patienten starben,
Und niemand fragte: wer genas?
So haben wir mit höllischen Latwergen
In diesen Tälern, diesen Bergen
Weit schlimmer als die Pest getobt.
Ich habe selbst den Gift an Tausende gegeben;
Sie welkten hin, ich muß erleben,
Daß man die frechen Mörder lobt.

Hier muß ich einen Augenblick verweilen bei der Schilderung, die Faust von dem alchimistischen Treiben

seines Vaters gibt. „Mein Vater“, sagt er, „war ein dunkler Ehrenmann.“ Das will wohl heißen, daß er ein ehrlicher Mann war, aber geheime, dunkle Wissenschaft trieb und darum mit einer gewissen Scheu betrachtet wurde. Die Ausdrücke Adept, schwarze Küche, roter Leu, Lilie, junge Königin gehören dem alchimistischen Sprachgebrauch an. Adepten nannten sich die, welche die Panacee, die alle Krankheiten heilende Arznei, erfunden zu haben meinten. Das Laboratorium hieß die schwarze Küche. Aus Gold meinte man den sogenannten männlichen Metallstamm zu gewinnen, er wurde der rote Leu genannt. Dieser wurde mit dem weiblichen Elemente des Silbers vermischt in einem Glaskolben, den man das Brautgemach nannte. Durch Erhitzung wechselte die Mischung wiederholt ihre Farbe, das buntschimmernde Endprodukt hieß die junge Königin.

Nun verstehen wir Fausts Rede:

Mein Vater war ein dunkler Ehrenmann,
Der über die Natur und ihre heil'gen Kreise
In Redlichkeit, jedoch auf seine Weise,
Mit grillenhafter Mühe sann;
Der in Gesellschaft von Adepten
Sich in die schwarze Küche schloß
Und nach unendlichen Rezepten
Das Widrige zusammengoß.
Da ward ein roter Leu, ein kühner Freier,
Im lauen Bad der Lilie vermählt
Und beide dann mit offnem Flammenfeuer
Aus einem Brautgemach ins andere gequält.
Erschien darauf mit bunten Farben
Die junge Königin im Glas,

Hier war die Arznei, die Patienten starben,
Und niemand fragte: wer genas?

Es befremdet, daß Faust hier auch die Magie für eine nichtige Kunst erklärt, während er doch im Anfang des ersten Monologes sagt, er habe sich aus Überdruß an der Schulwissenschaft der Magie ergeben. Man hat darin einen Widerspruch gefunden. Allein die Magie wandelte verschiedene Wege. Faust kann das Suchen nach der Panacee für wertlos halten und doch von der Magie durch die Verbindung mit dem Erdgeiste und andern Geistern sich eine höhere Weisheit versprechen.

Wagner begreift die Selbstanklagen Fausts nicht:

Lut nicht ein braver Mann genug,
Die Kunst, die man ihm übertrug,
Gewissenhaft und pünktlich auszuüben?

Wenn der Patient nach den Vorschriften der neuesten Wissenschaft behandelt wird, so darf der Arzt sich nicht grämen, auch wenn der Kranke an seiner Behandlung stirbt. Er überläßt der Nachwelt, es besser zu machen. Und wenn es ihm gar gelingt, fährt Wagner fort, den Schatz des medizinischen Wissens zu vermehren, so hat er vollkommen seine Pflicht getan und darf sich trösten, daß seine Nachfolger noch weiter kommen werden.

Es ist dies der Standpunkt, den man auch in unsern Tagen so oft vertreten hört. Im stetigen Fortschritt des Wissens und Könnens soll der Forscher, der Mensch überhaupt, seine Befriedigung finden. Er soll sich sagen, daß er nicht umsonst gelebt habe, dem Zweck des Daseins gerecht geworden sei, wenn es ihm beschieden war, die

Wissenschaft, sei's auch nur um einen kleinen Schritt, weiterzubringen. Aus einer stetig wachsenden Summe von Wahrheiten, meint man, werde dann am Ende die Wahrheit, aus stetig sich mehrenden Gütern das höchste Gut hervorgehen. Das ist der Standpunkt Wagners und der des landläufigen Idealismus, wie er in akademischen Festreden und populärwissenschaftlichen Vorträgen sich geltend macht. Faust und Goethe wissen, daß das Unsinn ist, daß man durch alle Steigerung der Erfahrungswissenschaften nicht zur höchsten Wahrheit und durch das Wachsen irdischer und geistiger Güter nicht zum höchsten Gut kommt. Faust spricht das deutlich aus:

O glücklich, wer noch hoffen kann,
Aus diesem Meer des Irrtums aufzutauchen!
Was man nicht weiß, das eben brauchte man,
Und was man weiß, kann man nicht brauchen

— nicht brauchen zur Lösung der Welträtsel, zur Ergründung dessen, was Sinn und Ziel des Menschenlebens ist.

Faust sucht den großen Schmerz seines Lebens zu vergessen. Er will sich den schönen Frühlingsabend durch ihn nicht verkümmern lassen, sondern richtet den Blick auf die im Glanze der Abendsonne leuchtende Landschaft. Aber der Anblick der untergehenden Sonne weckt seinen Kummer von neuem. O daß ich sie überwinden könnte, die Schranken der Erde, daß ich, der Sonne gleich, die Erde zu meinen Füßen sehen könnte in klarem, ruhigem Lichte, daß ich der Sonne nacheilen könnte über Land und

Meer, so daß, wenn hinter mir die Nacht aufstiege, ich,
der davoneilenden Sonne folgend, stets im vollen Lichte
bliebe!

Ich muß Ihnen die wundervolle Stelle lesen:

Sie rückt und weicht, der Tag ist überlebt,
Dort eilt sie hin und fördert neues Leben.
O daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nach zu streben!
Ich sah' im ewigen Abendstrahl
Die stille Welt zu meinen Füßen,
Entzündet alle Höh'n, beruhigt jedes Thal,
Den Silberbach in goldne Ströme fließen.
Nicht hemmte dann den göttergleichen Lauf
Der wilde Berg mit allen seinen Schluchten;
Schon tut das Meer sich mit erwärmten Buchten
Vor den erstaunten Augen auf.
Doch scheint die Göttin endlich wegzusinken;
Allein der neue Trieb erwacht,
Ich eile fort, ihr ew'ges Licht zu trinken,
Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht,
Den Himmel über mir und unter mir die Wellen.
Ein schöner Traum, indessen sie entweicht.
Ach! zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen.
Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimat strebt.

Aber von diesem Verlangen verstehen Wagner und
seine Gesinnungsgenossen von heute nichts.

Ich hatte selbst oft grillenhafte Stunden,
Doch solchen Trieb hab' ich noch nie empfunden.
Man sieht sich leicht an Wald und Feldern satt;
Des Vogels Fittich werd' ich nie beneiden.
Wie anders tragen uns die Geistesfreuden
Von Buch zu Buch, von Blatt zu Blatt!
Da werden Winternächte hold und schön,
Ein selig Leben wärmet alle Glieder,
Und ach! entrollst du gar ein würdig Pergamen,
So steigt der ganze Himmel zu dir nieder.

Faust fühlt, daß Wagner ihn nicht versteht. Er preist ihn glücklich in seiner engen Zufriedenheit. Zwei Triebe, sagt er, leben im Menschen. Der eine hält ihn fest an dieser Welt und ihren Genüssen; dieser allein lebt in Wagner; denn auch seine Bücher und Pergamente gehören zu dem Staube dieser Welt. Der andre hebt den Menschen empor zu den Gefilden hoher Ahnen, zu den geistigen Mächten höherer Regionen, die dem Urgrunde der Dinge näher stehen. Und dieser Trieb ist in Faust übermächtig. Hören wir seine eigenen Worte:

Du bist dir nur des einen Triebes bewußt;
O lerne nie den andern kennen!
Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen;
Die eine hält in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dufte
Zu den Gefilden hoher Ahnen.
O gibt es Geister in der Luft,
Die zwischen Erd' und Himmel herrschend weben,
So steigt nieder aus dem goldnen Dufte,
Und führt mich weg zu neuem, buntem Leben!
Ja, wäre nur ein Zaubermantel mein,
Und trüg' er mich in fremde Länder,

Mir sollt' er um die köstlichsten Gewänder,
Nicht feil um einen Königsmantel sein.

Für Wagner bleibt Fausts Sehnsucht fast so unbegreiflich wie für manche Erklärer seiner Worte. Bei den Geistern in der Luft, die Faust anruft, vermag er zunächst nur an die Windgeister zu denken, und der Wind ist des Stubenhockers größter Feind. Er wünscht, daß Faust die Winde in Ruhe lasse; der Nordwind bläst einen durch und durch, der Ostwind verursacht gefährliche Lungenkatarrhe, der Süd bringt versengende Hitze und der West Regengüsse und Überschwemmungen. Er drängt nach Hause, da es kühl wird und der Nebel fällt. Da sieht er die Augen seines Gefährten starr auf einen Punkt geheftet.

Gibt es Geister in der Luft, hat Faust gesprochen und sie herbeigerufen. Wagner fürchtet diese Geister, man darf sie, sagt er, nicht beschwören:

Sie hören gern, zum Schaden froh gewandt,
Gehorchen gern, weil sie uns gern betrügen,
Sie stellen wie vom Himmel sich gesandt
Und lispeln englisch, wenn sie lügen.

Und wirklich, es scheint, als habe er diesmal tiefere Wahrheit gesprochen, als er selber ahnt. Es sind Geister in der Luft, Geister anderer, schlimmerer Art, als Faust sich denkt. Dem Dichter schwebt die Stelle des Epheserbriefes (6, 12) vor: „Wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in der Finsternis dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistesmächten in der

überirdischen Welt.“ Einen dieser Geister kennen wir bereits aus dem Prolog im Himmel; wir wissen, ihm ist über Faust Macht gegeben. Der Herr hat zu ihm gesprochen:

Nun gut, es sei dir überlassen!
Zieh diesen Geist von seinem Urquell ab,
Und führ' ihn, kannst du ihn erfassen,
Auf deinem Wege mit herab.

Mephisto hat in dem Augenblick, wo Faust die Geister in der Luft rief, sein Werk begonnen. Wagner fragt:

Was stehst du so und blickst erstaunt hinaus?
Was kann dich in der Dämmerung so ergreifen?

Faust darauf:

Siehst du den schwarzen Hund durch Saat und Stoppel streifen?

Wagner:

Ich sah ihn lange schon, nicht wichtig schien er mir.

Faust:

Betracht' ihn recht! Für was hältst du das Tier?

Wagner:

Für einen Pudel, der auf seine Weise
Sich auf der Spur des Herren plagt.

Faust:

Bemerkst du, wie in weitem Schneckenkreise
Er um uns her und immer näher jagt?
Und irr' ich nicht, so zieht ein Feuerstrudel
Auf seinen Pfaden hinterdrein.

Wagner:

Ich sehe nichts als einen schwarzen Pudel;
Es mag bei Euch wohl Augentäuschung sein.

Faust:

Mir scheint es, daß er magisch leise Schlingen
Zu künft'gem Band um unsre Füße zieht.

Wagner:

Ich seh' ihn ungewiß und furchtsam uns umspringen,
Weil er statt seines Herrn zwei Unbekannte sieht.

Faust:

Der Kreis ist eng, schon ist er nah!

Wagner:

Du siehst, ein Hund, und kein Gespenst ist da.
Er knurrt und zweifelt, legt sich auf den Bauch,
Er wedelt — alles Hundebrauch.

Faust:

Gefelle dich zu uns! Komm hier!

Wagner:

Es ist ein pudelnärrisch Tier.
Du stehst still, er wartet auf;
Du sprichst ihn an, er strebt an dir hinauf;
Verliere was, er wird es bringen,
Nach deinem Stoß ins Wasser springen.

Faust:

Du hast wohl recht; ich finde nicht die Spur
Von einem Geist, und alles ist Dressur.

Wagner:

Dem Hunde, wenn er gut gezogen,
Wird selbst ein weiser Mann gewogen.
Ja, deine Gunst verdient er ganz und gar,
Er, der Studenten trefflicher Stolar.

Wagner sieht in dem schwarzen Hund nichts als einen dressierten Pudel, der die Spur seines Herrn verloren hat. Ihm gefällt der Hund; für gelehrte Leute wie er muß er ein sympathisches Tier sein; denn auch er hat gelernt wie sie und versteht allerlei Künste wie sie. Er hegt für ihn, wie Runo Fischer treffend bemerkt, das Gefühl einer wohl-

wollenden Kollegialität. Und Faust beruhigt sich: Es ist am Ende wirklich, wie Wagner sagt: Keine Spur von Geist, alles Dressur. So kehren sie, von dem Fudel gefolgt, nach der Stadt zurück.

Wagner verschwindet hier aus der Tragödie, um erst spät, im zweiten Teil, als Professor wieder zu erscheinen. Faust gewinnt in Mephisto einen Diener und Gefährten anderer Art, und sein Leben nimmt damit eine entscheidende, verhängnisvolle Wendung.

Wagner aber möchte ich bei seinem Scheiden noch ein kurzes Abschiedswort widmen. Man sagt gern, Goethe habe in seiner Gestalt die unfruchtbare Scholastik gegeißelt, die Büchergelehrsamkeit des Mittelalters, die sich darin gefiel, wiederzukäuen, was die großen Denker des Altertums gelehrt hatten. Aber Goethe — ich habe schon am Schluß des letzten Vortrags darauf hingewiesen — hat sicher nicht bloß an die Scholastik gedacht, sondern an Erscheinungen seiner Zeit, an Erscheinungen, die heute vielleicht noch häufiger sind als damals. Auf allen Gebieten der Wissenschaft macht sich das Spezialistentum geltend, das in der Sammlung von Einzelerkenntnissen das Ziel der Forschung sieht. Gewiß, dieses Spezialistentum hat seine Berechtigung; ohne gründliche Erforschung der Tatsachen bis ins kleinste und unbedeutendste hinein gibt es keinen wissenschaftlichen Fortschritt. Aber die Bedeutung und Tragweite der so gewonnenen Erkenntnisse wird häufig überschätzt. Jedes Fündlein wird als epochemachende Entdeckung ausgeschrieben, jeder Regentwurm, den

man aus der Erde grübelt, als ein Schatz gepriesen. Man vergißt, daß es Probleme gibt, die über der Erfahrungswissenschaft liegen. Die Frage nach dem Urgrund aller Dinge, nach dem Sinn und Zweck der Welt, dem Wesen und der Bestimmung des Menschen, die weltbewegenden Probleme, die einem Faust das Herz verbrennen, werden über den kleinen Entdeckungen vergessen. Sie drängen sich freilich immer wieder auf; aber dann bildet man sich ein, sie an Hand der Erfahrungswissenschaften ohne große Mühe lösen zu können und behandelt sie in höchst oberflächlicher Weise. Man geberdet sich, als ob man den Geist aus dem Stoff, das Lebendige aus dem Toten erklären könne, und als ob alle Welträtsel bis vielleicht auf eines gelöst seien. Ihren klassischen Ausdruck hat diese Denkweise in Häckels „Welträtseln“ gefunden. Wir werden sehen, wie Goethe im zweiten Teil seines Faust auf die Wissenschaft im Stile Wagners zurückkommt. In den beiden Gestalten Fausts und Wagners hat er uns gezeigt, wie ganz, ganz anders er über die höchsten Fragen denkt als viele, die sich heute als seine echten Schüler geberden, während sie in Wirklichkeit nur in dem Sinne seine Schüler sind, wie Wagner der Schüler Fausts ist.



Fünfter Vortrag.

Der Bund mit dem Teufel.

Meine Zuhörer!

Wir haben heute einen der bedeutungsvollsten Abschnitte unserer Dichtung zu besprechen, den Abschnitt, der für Fausts Leben die entscheidende Wendung bedeutet. Mephistopheles ist ihm, wie wir gesehen haben, in der Gestalt eines schwarzen Pudels nach der Stadt und auf sein Studierzimmer gefolgt. Was Faust ahnend ausgesprochen hat in den Worten: „Mir scheint es, daß er magisch leise Schlingen zu künft'gem Band um unsre Füße zieht,“ das beginnt sich nun zu erfüllen. Immer näher rückt ihm der Versuchter, immer enger zieht er seine Kreise. Sehen wir, wie er es anstellt, das Opfer in seine Gewalt zu bekommen.

Wir finden Faust nach dem Spaziergang am Ostersonntag wieder da, wo wir ihm in der ersten Szene be-

gegneten, in seinem Studierzimmer. Die Nacht ist hereingebrochen, die Lampe brennt, aber seine Stimmung ist eine andere als in jenem ersten Monolog. Der Verkehr mit den Menschen und der Aufenthalt in der freien Natur haben wohlthätig auf sein Gemüt gewirkt. Der ungestüme Drang nach Befreiung aus den Schranken dieser Erde, der ihn bis an den Rand des Selbstmords geführt hat, ist entschlummert und hat andern Gefühlen Raum gemacht.

Verlassen hab' ich Feld und Auen,
Die eine tiefe Nacht bedeckt,
Mit ahnungsvollem, heil'gem Grauen
In uns die hehre Seele weckt.
Entschlafen sind nun wilde Triebe
Mit jedem ungestümen Tun;
Es reget sich die Menschenliebe,
Die Liebe Gottes regt sich nun.

Bei der Nennung des Namens Gottes wird der Fudel unruhig, er rennt im Zimmer hin und wieder und schnobert an der Schwelle. Faust sucht ihn zu beruhigen, er bereitet ihm ein Lager hinter dem Ofen und fährt dann in seinen Betrachtungen fort.

Ach, wenn in unsrer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Dann wird's in unserm Busen helle,
Im Herzen, das sich selber kennt.
Vernunft fängt wieder an zu sprechen
Und Hoffnung wieder an zu blüh'n;
Man sehnt sich nach des Lebens Bächen,
Ach! nach des Lebens Quelle hin.

Auch diese Worte sind noch ganz aus der neuen Friedensstimmung herausgesprochen. Faust freut sich

des freundlichen Lampenlichts und des Lichts in seiner Seele. Aber wo eine Grundstimmung den Menschen übermächtig ergriffen hat, da führen alle Gefühle und Gedanken immer nur zu ihr zurück. So geht es auch hier. Von Selbsterkenntnis, Vernunft, Hoffnung hat Faust gesprochen, aber das verzehrende Verlangen seiner Seele klingt leise bereits wieder an in dem Wort von der Sehnsucht nach des Lebens Bächen, des Lebens Quelle. Und wieder stört ihn das Knurren des Pudels in seinen Gefühlen. Der Friede, der ihm aus der eigenen Seele zu quellen schien, beginnt zu versiegen.

Aber ach! schon fühl' ich bei dem besten Willen
Befriedigung nicht mehr aus dem Busen quillen,
Aber warum muß der Strom so bald versiegen
Und wir wieder im Durste liegen?
Dabon hab' ich so viel Erfahrung.
Doch dieser Mangel läßt sich ersetzen:
Wir lernen das Überirdische schätzen,
Wir sehnen uns nach Offenbarung,
Die nirgends würd'ger und schöner brennt
Als in dem Neuen Testament.
Mich drängt's, den Grundtext aufzuschlagen,
Mit redlichem Gefühl einmal
Das heilige Original
In mein geliebtes Deutsch zu übertragen.

In unserm Innern lebt wohl ein Hoffen, ein Sehnen, aber, so muß Faust sich gestehen, keine Befriedigung. Er fühlt, daß eine höhere Macht uns zu Hilfe kommen muß, wenn wir zum Frieden kommen sollen. Noch redet er nicht wie in den frühern Monologen, wo er an allem Heil verzweifeln wollte, noch gibt sich die neu erwachte ver-

jöhnte Stimmung darin kund, daß er von der Heiligen Schrift als einer Quelle göttlichen Lebens redet. Man hat in dieser Rückkehr Fausts zur Bibel einen unlösllichen Widerspruch zu den frühern Äußerungen finden wollen, nach denen er über die Heilige Schrift und den Glauben an eine göttliche Offenbarung hinaus zu sein schien. Aber ebensogut könnte man einen Widerspruch darin finden, daß er früher von seinem Studierzimmer als einem verfluchten, dumpfen Mauerloch geredet und auf die trübe Lampe gescholten hat, während er jetzt von der freundlich brennenden Lampe in der engen Zelle redet. Faust ist ein unruhig Suchender und als solcher widersprechenden Stimmungen unterworfen; so kann er in einem Augenblick der Heiligen Schrift den Rücken kehren und in einem andern sich doch zu ihr zurückwenden und von ihr als einer Quelle göttlicher Offenbarung sprechen.

Er schlägt das Evangelium Johannis auf und beginnt zu übersetzen.

Geschrieben steht: Im Anfang war das Wort.
 Hier stod' ich schon. Wer hilft mir weiter fort?
 Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen,
 Ich muß es anders übersetzen,
 Wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin.
 Geschrieben steht: Im Anfang war der Sinn.
 Bedenke wohl die erste Zeile,
 Daß deine Feder sich nicht übereile!
 Ist es der Sinn, der alles wirkt und schafft?
 Es sollte stehn: Im Anfang war die Kraft.
 Doch, auch indem ich dieses niederschreibe,
 Schon warnt mich was, daß ich dabei nicht bleibe.
 Mir hilft der Geist. Auf einmal seh' ich Rat
 Und schreibe getrost: Im Anfang war die Tat.

Im Anfang war das Wort. Der griechische Ausdruck *Logos*, den Luther mit „Wort“ übersetzt hat, bezeichnet in der hellenistischen Philosophie den Inbegriff des göttlichen Lebens, das Gott in dieser Welt nach und nach zu verwirklichen beabsichtigt, das aber von Ewigkeit her Gegenstand des göttlichen Bewußtseins und Willens ist. Faust fühlt sich von dem Ausdruck „Wort“ unbefriedigt, nicht ohne Grund. Er übersetzt daher: „Der Sinn“; den Gedanken meint er, der jedem Geschaffenen zugrunde liegt. Aber auch das befriedigt ihn nicht. Der Sinn oder Gedanke, sagt er sich, hat keine schöpferische Kraft; Leben gewinnt er erst aus der Kraft Gottes, drum will er schreiben: „Im Anfang war die Kraft.“ Aber noch einmal überlegt er: Die Kraft bewährt sich als solche nur in der That, in ihr erst wird die Schöpferkraft wirksam. So schreibt er denn: „Im Anfang war die That.“ Es ist eine Uebersetzung, wie sie dem Geiste Fausts entspricht, der des tatenlosen Denkerlebens überdrüssig geworden ist. Er gefällt sich, hat ein Ausleger, Friedrich Vischer, treffend gesagt, in der Vergegenwärtigung des Vollen und Resoluten, das in der Vorstellung der That liegt; er hat, wie Runo Fischer bemerkt, unwillkürlich sein eigenes Wesen in den *Logos* hineinerklärt.

Bei Fausts Beschäftigung mit der Bibel wird es dem Budel immer unbehaglicher. Er heult und bellt, so daß Faust ihn aus dem Zimmer jagen will. Da wird er gewahr, wie der Budel hinter dem Ofen zum Ungeheuer

auffchwilt mit feurigen Augen und schrecklichem Gebiß. Er merkt, daß ein Geist hinter ihm steckt, aber er läßt sich dadurch nicht schrecken; versteht er doch die Kunst, Geister zu beschwören.

Während er sich zu der Beschwörung anschickt, hören wir draußen auf dem Gange Mephistos Genossen, einen Schwarm böser Geister, einander zurufen:

Drinne gefangen ist einer!
Bleibet haufen, folg' ihm keiner!
Wie im Eisen der Fuchs
Bagt ein alter Höllenluchs.
Aber gebt acht!
Schwebet hin, schwebet wider,
Auf und nieder,
Und er hat sich losgemacht.
Könnt ihr ihm nützen,
Laßt ihn nicht sitzen!
Denn er tat uns allen
Schon viel zu Gefallen.

Faust vermutet in dem Pudel einen Naturgeist, einen Geist, der einem der vier Elemente, Feuer, Wasser, Luft, Erde, angehört. Er braucht erst einen Spruch aus Salomonis Schlüssel, einem bewährten Zauberbuch, der den Geist nötigen soll, sich in seinem wahren Wesen zu zeigen. Aber er merkt bald, daß er es weder mit einem Salamander, noch einer Undene, d. h. weder mit einem Feuer- noch einem Wassergeist, aber auch nicht mit einem Luft- noch einem Erdgeist, Schlphe und Kobold oder Incubus, zu tun hat; denn das Ungeheuer bleibt bei der Beschwörung ruhig liegen und grinst ihn an. Somit muß ein Höllen-

geist in ihm stecken. Faust hält ihm das Zeichen des Namens Christi vor. Da sträuben sich dem Untier die Haare, es schwillt auf und sucht, in einen Nebel aufgelöst, zur Decke zu entfliehen, und als Faust in höchster Erregung ihm mit dem dreimal glühenden Lichte droht, dem Zeichen der heiligen Dreifaltigkeit, da tritt, als fahrender Schüler gekleidet, Mephistopheles hinter dem Ofen hervor und fragt mit überlegener weltmännischer Ruhe:

Wozu der Lärm? Was steht dem Herrn zu Diensten?

Fahrende Schüler, die sich magischer Künste rühmten, zogen einst in großer Zahl in der Welt herum, um durch allerlei Gaukelspiel ihr Brot zu verdienen. Faust ist überrascht und enttäuscht, daß hinter dem Budel nicht mehr steckt:

Das also war des Budels Kern!

Ein fahrender Scolast? Der Casus macht mich lachen.

Mephistopheles gratuliert ihm etwas spöttisch zu seiner Beschwörungskunst:

Ich salutiere den gelehrten Herrn.

Ihr habt mich weidlich schwitzen machen.

Aber Faust sagt sich sofort, daß hinter dem fahrenden Schüler mehr stecke, als der Schein verrate, darum richtet er an ihn die Frage:

Wie nennst du dich?

Auf diese Frage antwortet Mephisto mit spottender Anspielung auf Fausts Bibelübersetzung:

Die Frage scheint mir klein

Für einen, der das Wort so sehr verachtet,

Der, weit entfernt von allem Schein,

Nur in der Wesen Tiefe trachtet.

Faust rechtfertigt seine Frage nach dem Namen:

Bei euch, ihr Herrn, kann man das Wesen
Gewöhnlich aus dem Namen lesen,
Wo es sich allzu deutlich weist,
Wenn man euch Fliegengott, Verderber, Lügner heißt.

Er nennt die Namen der höllischen Geister in deutscher Sprache: Fliegengott ist Beelzebub, Verderber Apollhon, Lügner Diabolos. Aber da Mephisto seinen Namen nicht hat nennen wollen, fragt er:

Nun gut, wer bist du denn?

Und nun gibt Mephisto hinter einander vier Erläuterungen seines Wesens. Ich bin, lautet die erste,

Ein Teil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

Man hat gemeint, diese Rede sei in Mephistos Munde wenig passend; der Dichter hätte ihm kein so ausgesprochenes Bewußtsein leihen sollen, daß alles Böse schließlich doch der göttlichen Weltordnung dienen müsse. Aber man hat dabei übersehen, was die Absicht des Teufels ist: Er will Faust sicher machen, sich als einen harmlosen, unschuldigen Teufel geben, der sich bewußt ist, Gottes Diener zu sein.

Faust ist das Wort dunkel geblieben; er fragt:

Was ist mit diesem Rätselwort gemeint?

Und nun erklärt sich Mephisto deutlicher:

Ich bin der Geist, der stets verneint.
Und das mit Recht; denn alles, was entsteht,
Ist wert, daß es zugrunde geht;
Drum besser wär's, daß nichts entstünde.
So ist denn alles, was ihr Sünde,
Zerstörung, kurz, das Böse nennt,
Mein eigentliches Element.

Man hat behauptet, diese zweite Erklärung stehe mit der ersten in Widerspruch, Mephisto habe ja erst sich bekannt als einen Geist, der das Gute schaffe und bekenne sich nun als Zerstörer, er gebe also die erste Definition preis. Aber das heißt ihn schlecht verstehen. Er bleibt dabei: Ich schaffe das Gute, ich schaffe es durch Zerstören; denn alles Geschaffene taugt nichts und verdient darum den Untergang. Zwar ihr Menschen nennt die Verneinung des Bestehenden böse, Sünde, aber in Wahrheit ist sie das Gute.

Faust geht auf diese Äußerungen Mephistos nicht ein. Er knüpft mit seiner weitem Frage an das Wort Mephistos an: Ich bin „ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft“.

Du nennst dich einen Teil und stehst doch ganz vor mir?

Nun antwortet ihm Mephisto:

Bescheidne Wahrheit sprech' ich dir.
Wenn sich der Mensch, die kleine Narrentwelt,
Gewöhnlich für ein Ganzes hält:
Ich bin ein Teil des Teils, der anfangs alles war,
Ein Teil der Finsternis, die sich das Licht gebar,
Das stolze Licht, das nun der Mutter Nacht
Den alten Rang, den Raum ihr streitig macht;
Und doch gelingt's ihm nicht, da es, so viel es strebt,
Verhaftet an den Körpern klebt.
Von Körpern strömt's, die Körper macht es schön,
Ein Körper hemmt's auf seinem Gange;
So, hoff' ich, dauert es nicht lange,
Und mit den Körpern wird's zugrunde gehn.

Bei der dritten Erklärung seines Wesens denkt Mephisto an das erste Kapitel der Bibel, das die Er-

schaffung der Welt erzählt. Es war finster auf der Tiefe, da sprach Gott: Es werde Licht. Die Finsternis war einst das All, sie hat aus sich — das göttliche Schöpferwort ignoriert Mephisto — das Licht geboren, und nun macht das undankbare Licht seiner Mutter den Rang und Raum streitig. Aber da das Licht stets an Körper gebunden ist, also an Vergängliches, hofft er, es werde mit den Körpern zugrunde gehen.

Nun verstehe ich dich, antwortet Faust.

Nun kenn' ich deine würd'gen Pflichten:
Du kannst im Großen nichts vernichten
Und fängst es nun im Kleinen an.

Wieder hat man diese Antwort unmotiviert gefunden. Mephisto habe, so sagt man, durch nichts angedeutet, daß er bloß im Kleinen zu vernichten suche. In der That, das hat er nicht ausdrücklich gesagt, aber Faust sagt sich, daß das Licht sich überall in der Welt als übermächtig erweise; nur im Kleinen sehen wir da und dort die Nacht siegen; einzelne leuchtende Körper verschwinden; also, schließt er, muß der Teufel sich begnügen, im Kleinen zu zerstören, im Großen richtet er nichts aus.

Mephisto gibt ihm recht. In der That, im Großen vermag ich nichts, und auch im Kleinen nur wenig:

Und freilich ist nicht viel damit getan.
Was sich dem Nichts entgegenstellt,
Das Etwas, diese plumpe Welt,
So viel als ich schon unternommen,
Ich wußte nicht ihr beizukommen
Mit Wellen, Stürmen, Schütteln, Brand;

Geruhig bleibt am Ende Meer und Land.
Und dem verdammten Zeug, der Tier- und Menschenbrut,
Dem ist nun gar nichts anzuhaben.
Wie viele hab' ich schon begraben!
Und immer zirkuliert ein neues, frisches Blut.
So geht es fort, man möchte rasend werden!
Der Luft, dem Wasser wie der Erden
Entwinden tausend Reime sich,
Im Trocknen, Feuchten, Warmen, Kalten.
Hätt' ich mir nicht die Flamme vorbehalten,
Ich hätte nichts Aparts für mich.

Ein höchst unpassendes Selbstbekenntnis, hat man gemeint. Wenn der Teufel so gut wüßte, daß er nichts ausrichtet, so müßte er sein Zerstörungswerk aufgeben. Allein wieder hat man übersehen, daß Mephisto von Anfang an bestrebt ist, sich als recht harmlos und ohnmächtig hinzustellen, um Faust in Sicherheit zu wiegen. Und das ist ihm auch gelungen; Faust verachtet den ohnmächtigen Teufel. Er antwortet ihm:

So sehest du der ewig regen,
Der heilsam schaffenden Gewalt
Die kalte Teufelsfaust entgegen,
Die sich vergebens tückisch ballt!
Was anders suche zu beginnen,
Des Chaos wunderlicher Sohn!


Mephisto fährt fort, den Machtlosen zu spielen. Mit heuchlerischer Unterwürfigkeit antwortet er:

Wir wollen wirklich uns besinnen;
Die nächsten Male mehr davon!
Dürft' ich wohl diesmal mich entfernen?

Faust wundert sich, daß er um Erlaubnis fragt; das Fenster, die Thür, im Notfall sogar der Rauchfang, steht

dir zur Verfügung. Da bekennt der Teufel demütig, daß er sich als Gefangener fühle:

Gesteh' ich's nur! Daß ich hinausspaziere,
Verbietet mir ein kleines Hindernis,
Der Drudenfuß auf Eurer Schwelle.

Der Drudenfuß oder das Pentagramma  wurde einst gern auf der Schwelle angebracht, um bösen Geistern den Eintritt zu verwehren.

Faust wundert sich, wie er hereingekommen sei, wenn dieses Zeichen ihn banne; da zeigt ihm Mephisto, daß es nicht ganz richtig gezogen sei:

Der eine Winkel, der nach außen zu,
Ist, wie du siehst, ein wenig offen.

Faust freut sich des glücklichen Zufalls, der den Teufel zu seinem Gefangenen gemacht hat. Auf seine Frage:

Warum gehst du nicht durchs Fenster?
erhält er die Antwort:

's ist ein Gesetz der Teufel und Gespenster:
Wo sie hereingeschlüpft, da müssen sie hinaus.
Das erste steht uns frei, beim zweiten sind wir Knechte.

Und nun spricht Faust das Wort, das uns auf das Kommende vorbereitet:

Die Hölle selbst hat ihre Rechte?
Das find' ich gut, da ließe sich ein Pakt,
Und sicher wohl, mit euch, ihr Herren, schließen?

Mephisto bejaht diese Frage; sie ist ihm ohne Zweifel hoch willkommen, aber er will es nicht merken lassen, nicht zudringlich erscheinen, darum bittet er nochmals um seine Freilassung.

Faust eilt es damit nicht:

Den Teufel halte, wer ihn hält!

Er wird ihn nicht so bald zum zweiten Male fangen.

Und Mephisto fügt sich; nur bittet er um Erlaubnis, ihm durch seine Künste würdig die Zeit zu vertreiben, und verspricht ihm in einer Stunde mehr Genuß für seine Sinne, als sonst ein ganzes Jahr ihm bringe.

Faust wirft sich in den Lehnstuhl, und Mephistos hilfreiche Geister singen ihn in den Schlaf, indem sie ihm reizende Bilder des Genußlebens vorspiegeln: Blauen Himmel statt der dunkeln Zimmerwölbung, Sterngefunkel, milden Sonnenschein; himmlische Genien schweben anmutig durch den Luftraum und verhüllen gefällig die Lauben, in denen Liebende kosen; Winzer lesen Trauben und keltern den Wein. Ein Bild löst sich ins andere auf; die Bäche des Weins werden zu Seen, die von grünenden Hügeln umgeben und von Vogelschwärmen umflattert sind. Auf herrlichen Inseln schwärmen selige Geschöpfe, andere spielen im Wasser, noch andere wiegen sich in den Lüften, schweben empor

Alle zum Leben,
Alle zur Ferne
Liebender Sterne,
Seliger Huld.

Dieser Geistergesang, eine poetische Nachahmung des Traumlebens, in welchem sich ein Bild in das andere auflöst, ist von unvergleichlichem Reiz. Faust wird, wie Mephisto es wünscht, in ein Meer des Wahns getaucht, damit er an das Glück des Genußlebens glauben lerne,

und der fromme Schluß des Gesanges soll ihn denken lassen, daß Genießen etwas Unschuldiges sei.

Während er schläft, macht Mephisto sich frei:

Du bist noch nicht der Mann, den Teufel festzuhalten!

Er ruft eine Ratte herbei, damit sie die nach innen gefehrte Spitze des Pentagrammas, das ihn ins Zimmer bannt, zernage, und als das geschehen ist, entweicht er. Faust erwacht, und alles, was er eben erlebt hat, erscheint ihm wie ein Traum. So schließt die an dramatischem Leben wie an Iyrischer Empfindung und philosophischem Tieffinn überreiche Szene.

Bald genug soll Faust erfahren, daß er nicht geträumt hat. Mephisto kommt wieder. In der folgenden Szene erscheint er, um Faust hinauszuführen in die Welt. Zunächst aber soll der Vertrag geschlossen werden, den Faust gewünscht hat.

Wir werden, hoff' ich, uns vertragen;
Denn dir die Grillen zu verjagen
Bin ich als edler Junker hier,
In rotem, goldberbräntem Kleide,
Das Mäntelchen von starrer Seide,
Die Gahnenfeder auf dem Hut,
Mit einem langen, spitzen Degen,
Und rate nun dir kurz und gut,
Vergleichen gleichfalls anzulegen,
Damit du, losgebunden, frei,
Erfahrest, was das Leben sei.

Losgebunden, frei — das klingt harmlos, aber wir hören die Absicht des Teufels hindurch, Faust nicht nur aus den Schranken enger Verhältnisse, sondern auch von

den Banden der sittlichen Welt zu lösen. Und auch in dem „Erfahren, was das Leben sei“, ahnen wir den furchtbaren Doppelsinn.

Faust, der an der Erkenntnis der Welt irre geworden ist, glaubt, wie wir bereits aus dem Monolog vor dem Selbstmordsversuch erfahren haben, auch nicht an das Glück der Welt.

In jedem Kleide werd' ich wohl die Pein
Des engen Erdelebens fühlen.
Ich bin zu alt, um nur zu spielen,
Zu jung, um ohne Wunsch zu sein.
Was kann die Welt mir wohl gewähren?
Entbehren sollst du! sollst entbehren!
Das ist der ewige Gesang,
Der jedem an die Ohren klingt,
Den unser ganzes Leben lang
Uns heiser jede Stunde singt.
Nur mit Entsetzen wach' ich morgens auf,
Ich möchte bittre Tränen weinen,
Den Tag zu sehn, der mir in seinem Lauf
Nicht e i n e n Wunsch erfüllen wird, nicht e i n e n,
Der selbst die Ahnung jeder Lust
Mit eigensinnigem Krittler mindert,
Die Schöpfung meiner regen Brust
Mit tausend Lebensfragen hindert.
Auch muß ich, wenn die Nacht sich niedersenk't,
Mich ängstlich auf das Lager strecken;
Auch da wird keine Last geschenkt,
Mich werden wilde Träume schrecken.
Der Gott, der mir im Busen wohnt,
Kann tief mein Innerstes erregen;
Der über allen meinen Kräften thront,
Er kann nach außen nichts bewegen.
Und so ist mir das Dasein eine Last,
Der Tod erwünscht, das Leben mir verhaßt.

Wir müssen bei einzelnen dieser Worte einen Augenblick verweilen. Der Sinn des Ganzen ist klar: Weder bei Tag noch bei Nacht finde ich Frieden. Aber was meint Faust, wenn er sagt, daß der Tag ihm selbst die Ahnung jeder Lust mit eigensinnigem Krittel mindre? Er will ohne Zweifel sagen, daß in allem, was ihm Lust gewähren könnte, das Licht des Tages etwas zeige, was ihm zuwider sei und ihm die Lust störe. Und wenn er weiter sagt, daß ihm der Tag die Schöpfung seiner regen Brust mit tausend Lebensfragen hindre, so soll das heißen, daß die freie Entfaltung seines innern Lebens durch die widerwärtigen Verhältnisse des äußern Lebens tausendfach gehemmt werde. Schwieriger ist die Stelle: „Der Gott, der mir im Busen wohnt, kann tief mein Innerstes erregen; der über allen meinen Kräften thront, er kann nach außen nichts bewegen.“ Der Gott, der ihm im Busen wohnt und über allen seinen Kräften thront, ist das allen andern Trieben überlegene Verlangen nach Leben und Genügen. Dieses Verlangen, will Faust sagen, kann mich wohl in tiefster Seele erregen, aber es besitzt keine Macht über die Außenwelt, es vermag mir diese nicht dienstbar zu machen; eben deshalb sehne ich mich nach dem Tode als dem Erlöser aus diesem friedelosen Ervendasein.

Mephisto wendet ein:

Und doch ist nie der Tod ein ganz willkommener Gast.

Aber Faust besteht darauf:

O selig der, dem er im Siegesglanze
Die blut'gen Lorbeern um die Schläfe windet,
Den er, nach rasch durchrastem Tanze,
In eines Mädchens Armen findet!
O wär' ich vor des hohen Geistes Kraft
Entzückt, entseelt dahingesunken!

Er denkt an den Augenblick, wo ihm der Erdgeist
erschien und er sich so klein und doch so groß fühlte, über-
wältigt von des Geistes Größe und doch selig, weil er ihm
zu gleichen meinte. Darauf höhnt ihn Mephisto:

Und doch hat jemand einen braunen Saft
In jener Nacht nicht ausgetrunken.

Dieses Hohntwort trifft Faust im Innersten. Er
hat gemeint, die Erinnerung an das Glück einer frommen
Jugend und die Dankbarkeit gegen die Erde, die solches
Glück ihm geboten, habe ihn damals vom letzten, ernstestn
Schritt zurückgehalten, und nun gibt ihm der Teufel zu
verstehen, daß nichts als der gemeine, allem Lebendigen
eingeborene Selbsterhaltungstrieb ihn vom Selbstmord
abgeschreckt habe, und er fühlt, daß der Teufel recht haben
möchte. Aber er soll nicht recht haben. Um zu beweisen,
daß er nicht im geringsten mehr am Erdenleben hange
und auch die Schwäche, die ihn in jener Stunde an-
wandelte, überwunden habe, spricht er einen furchtbaren
Fluch aus über alles, was dem Leben Reiz und Wert gibt
und den Trieb der Selbsterhaltung nähren kann.

Wenn aus dem schrecklichen Gewühle
Ein süß bekannter Ton mich zog,
Den Rest von kindlichem Gefühle
Mit Anklang froher Zeit betrog:

So fluch' ich allem, was die Seele
Mit Lock- und Gaukelwerk umspannt
Und sie in diese Trauerhöhle
Mit Blend- und Schmeichelkräften bannt.

Nun nennt er das Lock- und Gaukelwerk, das einst die Seele in den Körper hineingezogen hat und sie darin festhält, im einzelnen. Zuerst die hohen Ideen, die der menschliche Geist von sich hegt, als sei er das Ebenbild der Gottheit, dann aber auch die Schönheit der Welt, die uns die Sinne gefangen nimmt:

Verflucht voraus die hohe Meinung,
Womit der Geist sich selbst umfängt!
Verflucht das Blenden der Erscheinung,
Die sich an unsre Sinne drängt!

Aber auch der Wahn hält uns am Leben fest, daß Ruhm und ein unsterblicher Name etwas Begehrtenwerthes sei, oder der Besitz von Haus und Hof, von Weib und Kind, der Reichtum, der uns zu gewagten Unternehmungen antreibt oder uns behagliche Ruhe in Aussicht stellt.

Verflucht, was uns in Träumen heuchelt,
Des Ruhms, der Namensdauer Trug!
Verflucht, was als Besitz uns schmeichelt,
Als Weib und Kind, als Knecht und Pflug!
Verflucht sei Mammon, wenn mit Schätzen
Er uns zu kühnen Taten regt,
Wenn er zu müzigem Ergehen
Die Polster uns zurechte legt!

Von den Genüssen der Welt, von Wein und Liebe,
Lassen wir uns verleiten, dieses Leben zu lieben, darum:

Fluch sei dem Balsamsaft der Trauben!
Fluch jener höchsten Liebeshuld!

Aber auch himmlische Mächte halten uns fest:

Glaube, Hoffnung und besonders die Geduld, die uns das Ärgste tragen lehrt.

Fluch sei der Hoffnung! Fluch dem Glauben!
Und Fluch vor allem der Geduld!

Alles, alles hat Faust verflucht, böse und gute Lebensmächte. Da hebt wieder der Chor der Geister an, der Gefährten Mephistos, die mit Aufmerksamkeit verfolgen, wie dieser den Faust mit seinen Netzen umspannt.

Weh! weh!
Du hast sie zerstört,
Die schöne Welt,
Mit mächtiger Faust;
Sie stürzt, sie zerfällt.
Ein Halbgott hat sie zerschlagen.
Wir tragen
Die Trümmern ins Nichts hinüber
Und klagen
über die verlorne Schöne.
Mächtiger
Der Erdenjöhne,
Prächtiger
Baue sie wieder,
In deinem Busen baue sie auf!
Neuen Lebenslauf
Beginne
Mit hellem Sinne,
Und neue Lieder
Tönen darauf!

Sie schmeicheln ihm, als hätte er durch sein Fluchen sich als Halbgott erwiesen, als wären leidenschaftliche Gefühlsergüsse titaniſche Taten, und fordern schmeichelnd, aber in Wahrheit höhrend, ihn auf, sich eine schönere Welt in seiner verödeten Brust zu schaffen.

Mephisto erklärt dem Lauschenden den Sinn des Geistergesanges:

Dies sind die Kleinen
Von den Meinen.
Höre, wie zu Lust und Laten
Attklug sie raten!
In die Welt weit
Aus der Einsamkeit,
Wo Sinnen und Säfte stoßen,
Wollen sie dich locken.

Und er stimmt ihnen zu, er fordert Faust auf, von seinem Gram zu lassen, sich zu den Menschen zu gesellen, und bietet sich ihm zum Diener an:

Hör' auf, mit deinem Gram zu spielen,
Der wie ein Geier dir am Leben frißt!
Die schlechteste Gesellschaft läßt dich fühlen,
Daß du ein Mensch mit Menschen bist.
Doch so ist's nicht gemeint,
Dich unter das Paß zu stoßen.
Ich bin keiner von den Großen;
Doch willst du mit mir vereint
Deine Schritte durchs Leben nehmen,
So will ich mich gern bequemen,
Dein zu sein, auf der Stelle.
Ich bin dein Gefelle,
Und mach' ich dir's recht,
Bin ich dein Diener, bin dein Knecht.

Aber Faust weiß, daß der Teufel nichts umsonst tut, er fürchtet Gefahr:

Und was soll ich dagegen dir erfüllen?

Mephisto sucht auszuweichen:

Dazu hast du noch eine lange Frist.

Aber Faust will eine deutliche Antwort.

Nein, nein! der Teufel ist ein Egoist
Und tut nicht leicht um Gottes willen,

Was einem andern nützlich ist,
Sprich die Bedingung deutlich aus!
Ein solcher Diener bringt Gefahr ins Haus.

Jetzt sagt ihm Mephisto deutlich, unter welcher Bedingung er ihm dienen will:

Ich will mich hier zu deinem Dienst verbinden,
Auf deinen Wink nicht rasten und nicht ruhn;
Wenn wir uns drüben wiederfinden,
So sollst du mir das gleiche tun.

Faust läßt sich das gefallen. Was kümmert mich das Drüben! Für das Erdenleben ist die Frage des Jenseits völlig bedeutungslos. Unsere Freuden wie unsere Leiden stammen nur aus dieser Welt. Ja, er verbietet ihm mit leidenschaftlicher Entschiedenheit, ihm überhaupt vom Jenseits zu sprechen.

Das Drüben kann mich wenig kümmern;
Schlägst du erst diese Welt zu Trümmern,
Die andre mag darnach entstehen.
Aus dieser Erde quillen meine Freuden,
Und diese Sonne scheinete meinen Leiden;
Kann ich mich erst von ihnen scheiden,
Dann mag, was will und kann, geschehn.
Dabon will ich nichts weiter hören,
Ob man auch künftig haßt und liebt,
Und ob es auch in jenen Sphären
Ein Oben oder Unten gibt.

Gerade aus dem strengen Verbot, ihm vom Jenseits zu sprechen, fühlen wir die heimliche Furcht vor dem Jenseits heraus, die den Menschen nie verläßt. Mephisto aber freut sich des Verbotes: Wenn du den Gedanken an das Jenseits dir so gründlich vom Leibe hältst, dann

wüßte ich nicht, was dich hindern könnte, den Bund mit mir einzugehen.

In diesem Sinne kannst du's wagen.
Verbinde dich! Du sollst in diesen Tagen
Mit Freuden meine Künste sehn.
Ich gebe dir, was noch kein Mensch gesehn.

Aber Faust glaubt nicht, daß Mephisto ihm etwas zu bieten habe:

Was willst du, armer Teufel, geben?

Du vermagst das hohe Streben des Menschengeistes nicht zu fassen. Du hast Speise, die nicht sättigt, Gold, das in der Hand zerrinnt, Liebe, die nichts von Treue weiß, Ehre, die wie ein Meteor verschwindet, Früchte, die faulen, ehe man sie bricht.

Mephisto stellt sich, als verstünde er den Spott in diesen Worten nicht: O ja, das alles habe ich;

Doch, guter Freund, die Zeit kommt auch heran,
Wo wir was Guts in Ruhe schmausen mögen.

Faust wird unwillig, daß Mephisto ihm noch immer zutraut, er werde sich an irgend etwas, was die Erde bietet, genügen lassen, drum fährt er auf:

Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So sei es gleich um mich getan!
Kannst du mich schmeichelnd je belügen,
Daß ich mir selbst gefallen mag,
Kannst du mich mit Genuß betrügen:
Das sei für mich der letzte Tag!
Die Wette biet' ich.

Mephisto:

Lopp!

Faust:

Und Schlag auf Schlag!
Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zugrunde gehn.
Dann mag die Totenglocke schallen,
Dann bist du deines Dienstes frei,
Die Uhr mag stehn, der Zeiger fallen,
Es sei die Zeit für mich vorbei!

Noch einmal warnt der Teufel, der seiner Sache sicher ist, den leidenschaftlich erregten Faust. Er spielt bereits mit seiner Beute wie die Katze mit der Maus: *da!*

Bedenk' es wohl! Wir werden's nicht vergessen:

Faust darauf:

Dazu hast du ein volles Recht.
Ich habe mich nicht freventlich vermessen;
Wie ich beharre, bin ich Knecht,
Ob dein, was frag' ich, oder wessen.

Sobald ich in etwas Befriedigung finde, bin ich der Knecht des Guten, aus dem meine Befriedigung stammt. Was kann mir daran liegen, ob ich dein oder eines andern Knecht sei? Wenn ich Knecht bin, hat mein Leben doch keinen Wert mehr.

Der Vertrag wird geschlossen. Beachten wir wohl: Er lautet nun nicht einfach so, wie Mephisto ihn vorgeschlagen hat: Ich diene dir hier, du mir drüben. Es ist eine Wette daraus geworden. Ich wette, sagt Faust, es wird nie ein Augenblick kommen, der mich befriedigt, und dem ich darum Dauer wünsche. Wenn aber solch ein Augenblick kommen sollte, dann will ich dem Tode ver-

fallen sein, und dann magst du mit mir schalten, wie du kannst und darfst.

Mephisto verlangt das schriftlich zu haben:

Um Lebens oder Sterbens willen
Bitt' ich mir ein paar Zeilen aus.

Darüber ärgert sich Faust: Ist's im Grunde nicht schon töricht, in dieser ewig wechselnden Welt ein bindendes Versprechen von einem Menschen erzwingen zu wollen? Wie töricht vollends, zu meinen, daß das Versprechen durch eine äußerliche Verschreibung fester werde! Fest wird ein Versprechen allein durch die Treue, die zu jedem Opfer willig ist, um ihr Wort halten zu können. Aber da nun einmal die Welt an die Kraft von Pergament und Siegelwachs glaubt, so will sich Faust der Forderung fügen; er unterzeichnet, wie Mephisto es verlangt, mit einem Tropfen Blut.

Nur keine Furcht, daß ich dies Bündnis breche!
Das Streben meiner ganzen Kraft
Ist grade das, was ich verspreche.

Du könntest fürchten, will er sagen, daß mich eines Tages mein Versprechen gereue, weil ich's müde geworden wäre, mir immer neue Genüsse oder Aufregungen von dir spenden zu lassen, aber diese Furcht ist unbegründet; denn ruheloses Streben macht mein eigenstes Wesen aus.

Und nun sucht Faust den Schritt, den er soeben getan hat, vor sich selbst zu rechtfertigen. Der Erdgeist, von dem ich eine tiefere, auf innerlichem Miterleben beruhende Erkenntnis begehrte, hat mich abgewiesen, und

der Wissenschaft bin ich längst überdrüssig geworden. Was bleibt mir also übrig, der ich von rastlosem Streben nicht lassen kann, als mich ins Genußleben und ins Weltgetriebe zu stürzen?

Ich habe mich zu hoch gebläht;
In deinen Rang gehör' ich nur.
Der große Geist hat mich verschmäht,
Vor mir verschließt sich die Natur.
Des Denkens Faden ist zerrissen,
Mir ekelt lange vor allem Wissen.
Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns glühende Leidenschaften stillen!
In undurchdrungenen Zauberhüllen
Sei jedes Wunder gleich bereit!
Stürzen wir uns in das Rauschen der Zeit.
Ins Rollen der Begebenheit!
Da mag denn Schmerz und Genuß,
Gelingen und Verdruß
Miteinander wechseln, wie es kann;
Nur rastlos betätigt sich der Mann.

Mephisto darauf: Das soll euch werden.

Euch ist kein Maß und Ziel gesetzt.
Beliebt's Euch, überall zu naschen,
Im Fliehen etwas zu erhaschen,
Bekomm' Euch wohl, was Euch ergeht.
Nur greift mir zu und seid nicht blöde!

Noch immer hast du mich nicht verstanden, erwidert ihm Faust. Bekomm' Euch wohl, was Euch ergeht, hast du eben gesagt, das ist sinnlos.

Du hörst ja, von Freud' ist nicht die Rede.
Dem Taumel weih' ich mich, dem schmerzlichsten Genuß,
Verliebt'm Haß, erquickendem Verdruß.
Mein Busen, der vom Wissensdrang geheilt ist,
Soll keinen Schmerzen künftig sich verschließen,
Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,

Will ich in meinem innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchste und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern
Und, wie sie selbst, am End' auch ich zerscheitern.

Das ist nun doch nicht ganz nach Mephistos Sinn. Wohl mag es ihm gefallen, daß in Faust ein rasender Wille lebt, daß er in wilder, zügelloser Jagd sich durch die Welt stürzen will, um alles zu kosten, wessen die Menschheit an Freude und Schmerz fähig ist. Aber es liegt in dem Entschluß: Nichts Menschliches soll mir fremd bleiben, auch etwas Edles, Ideales, was dem Teufel nicht gefällt, ein Herausgehen aus der engen Selbstsucht, ein Leben in anderer Wohl und Weh. Deshalb sucht er ihm das auszureden: Einem Einzelwesen ist dergleichen nicht verliehen, das muß ich wissen, der sich schon manche tausend Jahre mit der Welt zu schaffen gemacht hat.

O glaube mir, der manche tausend Jahre
An dieser harten Speise kaut,
Daß von der Wiege bis zur Bahre
Kein Mensch den alten Sauerteig verdaut!
Glaub' unser einem, dieses Ganze
Ist nur für einen Gott gemacht!
Er findet sich in einem ew'gen Glanze,
Uns hat er in die Finsternis gebracht,
Und euch taugt einzig Tag und Nacht.

Als Faust darauf erwidert: Allein ich will, da er teilt ihm Mephisto spottend den Rat, sich mit einem schlechten Dichter in Verbindung zu setzen; der würde es verstehen, in e i n e r Person alle Vorzüge und Tugenden der menschlichen Natur und die verschiedenartigsten

Gegensätze, Großmut und Arglist, kalten Verstand und glühende Leidenschaft, zu vereinigen und so einen Menschen zu schaffen, der das sei, was Faust sein wolle, ein Mikrokosmos, eine Welt im Kleinen. Faust fühlt die Wahrheit in Mephistos Rede, aber als er zu klagen anhebt, daß ihm die Krone der Menschheit versagt bleibe, tröstet ihn Mephisto: Du hast Hände und Füße und Kopf und vor dir eine Welt, reich genug, um dich beim Streben nach Genuß zu unterstützen.

Drum frisch! Laß alles Sinnen sein,
Und grad mit in die Welt hinein!
Ich sag' es dir: Ein Kerl, der spekuliert,
Ist wie ein Tier, auf dürrer Heide
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
Und rings umher liegt schöne grüne Weide.

Vor allem fort aus diesem Marterort, der Studierstube! Gib dein Lehramt auf!

Das Beste, was du wissen kannst,
Darfst du den Buben doch nicht sagen.

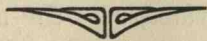
Während Faust und Mephisto ihren Bund geschlossen haben, hat draußen auf dem Gange ein Schüler auf Faust gewartet, der eben seine Studien beginnen und sich dazu den Rat des Professors erbitten will. Faust ist's unmöglich, ihn zu sehen. Aber Mephisto erbietet sich, den Doktor zu spielen, und borgt sich zu diesem Zwecke Fausts Rock und Mütze. Während Faust abgeht, um sich zur Fahrt zu rüsten, erteilt er dem Schüler Audienz. Aber ehe dieser eintritt, gibt er seiner Freude über das, was ihm mit Faust gelungen ist, in einem kurzen Monologe Ausdruck:

Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft,
Laß nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeist bestärken,
So hab' ich dich schon unbedingt. —
Ihm hat das Schicksal einen Geist gegeben,
Der ungebändigt immer vorwärts dringt,
Und dessen übereiltes Streben
Der Erde Freuden überspringt.
Den schlepp' ich durch das wilde Leben,
Durch flache Unbedeutenheit,
Er soll mir zappeln, starren, Heben,
Und seiner Unerfülllichkeit
Soll Speis' und Tranck vor gier'gen Lippen schweben;
Er wird Erquickung sich umsonst erlehnen;
Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zugrunde gehn!

Hier zeigt uns Mephisto, was seine eigentliche Absicht ist. Daran liegt ihm gar nichts, den Augenblick herbeizuführen, dem Faust Dauer wünscht. Ob Faust oder er die Wette gewinnt, kann ihm gleichgültig sein. Auf etwas anderes muß er sein Streben richten. Faust ist nur dann wahrhaft sein eigen, wenn es ihm gelingt, ihn sittlich zugrunde zu richten, und dieses Ziel zu erreichen, kann, so meint er, nicht schwer sein bei einem Geiste, der Vernunft und Wissenschaft verachtet und ungebändigt vorwärts dringt. Faust soll erfahren, daß die Genüsse der Erde doch größern Reiz für ihn haben, als er bisher gemeint hat. Und wenn es Mephisto auch nicht gelingen sollte, ihn in einer Leidenschaft festzuhalten, so will er ihn in einem wilden Leben von Genuß zu Genuß führen, ohne daß er je Befriedigung gewinnt. Auf diese

Weise hofft er ihn nicht nur zu quälen, sondern auch sittlich zu verderben, und wenn ihm das gelingt, dann hat er die erste, wichtigere Wette gewonnen, die mit dem Herrn; es ist ihm geglückt, diesen Geist von seinem Urquell abzuziehen und ihn seine Straße sacht zu führen.

Hier lassen Sie uns für heute stehen bleiben. Ehe wir weiter gehen, müssen wir auf alles bisher Betrachtete einen Rückblick werfen. Wir wissen, daß sich darin Szenen finden, die der jugendliche Goethe, und andere, die der beinahe Fünzigjährige geschrieben hat; der Dichter hat sie miteinander verbunden. Ob die Verbindung völlig gelungen ist, ob nicht Widersprüche stehen geblieben, ob nicht wenigstens Rähte sichtbar geblieben sind, darüber wollen wir, ehe wir Faust in die Welt begleiten, uns Klarheit zu verschaffen suchen.



Sechster Vortrag.

Ein Rückblick. Mephisto und der Schüler. Auerbachs Keller.

Meine Zuhörer!

Wir sind in der Betrachtung unserer Dichtung an einem Wendepunkt angelangt. Faust hat mit seinem bisherigen Leben gebrochen. An der Erkenntnis der Wahrheit verzweifelnd hat er sich dem Teufel ergeben. Dieser soll ihn hinausführen in die Welt, damit er, losgebunden, frei, erfahre, was das Leben sei. Alles, was die Welt einem Menschen geben kann, will er kosten; nicht weil er sich davon Befriedigung versprache, sondern im Gegenteil, weil er sich selber den Beweis leisten will, daß im Weltgenuß gerade so wenig als in der Erkenntnis Genügen zu finden sei. Er ist seiner Sache so gewiß, daß er in dem Augenblicke dem Teufel verfallen sein will,

wo er sich von irgend etwas befriedigt fühlt. Mephisto aber hofft, sein Opfer auf der Weltfahrt moralisch zugrunde zu richten und dadurch völlig in seine Gewalt zu bekommen, nachdem er es schon vorher gründlich gequält hat.

Wir haben am Schluß des letzten Vortrags die Frage aufgeworfen: Bilden die Szenen, die wir bisher betrachtet haben, eine Einheit oder nicht? Manche Ausleger des Faust bejahen sie; von andern wird sie verneint. Wir wissen bereits, daß diese Szenen aus sehr verschiedener Zeit stammen. Der erste Monolog Fausts, die Erscheinung des Erdgeistes, das Gespräch mit dem Famulus Wagner stammen aus der Frankfurter Zeit; der zweite Monolog, der mit dem Entschluß zum Selbstmord endigt, und der Ostergesang, durch den Faust von diesem Entschluß zurückgebracht wird, sind fünfundzwanzig Jahre später in Weimar geschrieben worden. Aus der Weimarer Zeit stammt sodann der Spaziergang am Ostersonntag vor dem Thor, ebenso die erste und zweite Unterredung mit Mephisto, die zu dem Bund mit diesem führt, bis zu den Versen: „Mein Busen, der vom Wissensdrang geheilt ist, soll keinen Schmerzen künftig sich verschließen.“ Mit den unmittelbar darauf folgenden Versen: „Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, will ich in meinem innern Selbst genießen“, beginnt ein Stück, das schon früher entstanden ist. Es steht zwar noch nicht im Urfaust, wohl aber in dem 1790 gedruckten Fragment; es stammt aus der Zeit des Aufenthalts in

Italien oder aus der Zeit, die diesem Aufenthalt unmittelbar folgte. Der Prolog im Himmel endlich, der die Dichtung eröffnet, stammt wieder aus der Weimarer Zeit, 1797 oder später. Wir haben somit Stücke beisammen, die der Fünfundzwanzigjährige, der Vierzigjährige und der Fünfzigjährige geschrieben hat. Die Frage liegt nahe: Hat Goethe in Italien und besonders in Weimar zur Zeit seines Verkehrs mit Schiller die Dichtung so weitergeführt, wie er es von Anfang an beabsichtigte, oder ist er von dem ursprünglichen Plane abgewichen, weil er selbst inzwischen ein anderer geworden war? Um darüber Klarheit zu gewinnen, werden wir zunächst den Dichter hören müssen. Wie Sie sich vielleicht erinnern, haben wir eine Äußerung Goethes darüber aus der Zeit der italienischen Reise. Er schrieb am 1. März 1788 in Rom: „Zuerst ward der Plan zu Faust gemacht, und ich hoffe, diese Operation soll mir geglückt sein. Natürlich ist es ein ander Ding, das Stück jetzt oder vor fünfzehn Jahren ausschreiben; ich denke, es soll nichts dabei verlieren, besonders da ich jetzt glaube, den Faden wiedergefunden zu haben. Auch was den Ton des Ganzen betrifft, bin ich getröstet; ich habe schon eine neue Szene ausgeführt, und wenn ich das Papier räuchre, so, dächt' ich, sollte sie mir niemand aus den alten herausfinden. Da ich durch die lange Ruhe und Abgeschiedenheit ganz auf das Niveau meiner eigenen Existenz zurückgebracht bin, so ist es merkwürdig, wie sehr ich mir gleiche, und wie wenig mein Inneres durch Jahre und Begeben-

heiten gelitten hat. Das alte Manuskript macht mir manchmal zu denken, wenn ich es so vor mir sehe. Es ist noch das erste, ja in den Hauptzügen gleich so ohne Konzept hingeschrieben; nun ist es gelb von der Zeit, so vergriffen, so mürbe und an den Rändern zerstoßen, daß es wirklich wie das Fragment eines alten Kodex aussieht, so daß ich, wie ich damals in eine frühere Welt mich mit Sinnen und Ahnen versetzte, mich jetzt in eine selbstgelebte Vorzeit wieder versetzen muß."

Wir sehen aus dieser Äußerung, daß der Faust dem Dichter, als er ihn in Italien wieder zur Hand nahm, sehr fremd geworden war. Er mußte sich in das, was er vor fünfzehn Jahren geschrieben hatte, wieder einleben wie in eine fremde Welt. Immerhin fiel ihm auf, wie sehr er sich selbst glich, wie wenig sein Inneres sich unter den Erfahrungen dieser langen Jahre verändert hatte, und er glaubte, den Faden wiedergefunden zu haben, was kaum etwas anderes heißen kann, als daß ihm die ursprünglichen Absichten, die er bei seiner Dichtung verfolgte, wieder zum Bewußtsein gekommen seien. Wir dürfen daraus den Schluß ziehen, daß eine tiefgehende Änderung des Planes in Italien nicht erfolgt sei; dieser Schluß wird bestätigt durch die Tatsache, daß die in Italien oder gleich nach der Rückkehr entstandenen Stücke sich in bezug auf ihren Inhalt durchaus an den Urfaust anschließen.

Anderwärts aber liegen die Dinge für die zehn Jahre später in Weimar entstandenen Stücke. Da hat der

Dichter allerdings seinen Plan geändert. Wir werden Runo Fischer recht geben, wenn er dies festhält trotz einer gegen-
teiligen Äußerung Goethes aus der Zeit des höchsten Al-
ters, daß die Konzeption des Faust bei ihm schon vor mehr
als sechzig Jahren klar vorgelegen habe. Der Inhalt der
Dichtung zeigt uns mit aller Deutlichkeit, daß Goethe
den Plan um 1797 nicht unwesentlich geändert hat. Der
deutlichsten Spur davon werden wir allerdings erst in
einer Szene begegnen, die wir noch nicht besprochen haben,
in der Szene „Wald und Höhle“. Diese Szene neben
andern Stellen zeigt uns, daß Goethe ursprünglich nicht
an eine Wette zwischen dem Herrn und Mephisto dachte,
daß es vielmehr seine Absicht war, Mephisto als einen
Gesandten des Erdgeistes dem Faust zuzugesellen. In
„Wald und Höhle“ heißt es ausdrücklich, daß Mephisto
von dem Erdgeist Faust gegeben worden ist:

Du (der Erdgeist) gabst zu dieser Wonne,
Die mich den Göttern nah und näher bringt,
Mir den Gefährten, den ich schon nicht mehr
Entbehren kann, wenn er gleich, kalt und frech,
Mich vor mir selbst erniedrigt und zu nichts
Mit einem Worthauch deine Gaben wandelt.

Ebenso wird Mephisto in der alten Prosa-
szene „Trüber Tag, Feld“ als Gesandter des Erdgeistes be-
handelt. Wahrscheinlich sollten nach dem ursprünglichen
Plane der ersten Erscheinung des Erdgeistes noch andere
folgen, in diesen sollte der Geist sich Faust gegenüber
weniger abweisend verhalten, ihm den Wunsch nach
tieferm Eindringen in das Leben der Natur zu erfüllen

versprechen und ihm zu diesem Zweck Mephisto zusenden. Wie der Dichter sich die Beziehung zwischen dem Erdgeist und dem Teufel dachte, das wissen wir nicht. Goethe mag sich gesagt haben, Erdgeist und Teufel stünden sich nicht allzufern; denn für den Menschen bestehe das Böse darin, daß er, der für Gott geschaffen sei, sich der Erde hingebe. Aber wie die Sendung Mephistos durch den Erdgeist zu motivieren sei, darüber war sich der junge Goethe schwerlich klar. Nicht umsonst finden wir zwischen der Erscheinung des Erdgeistes und dem ersten Auftreten Mephistos im Urfaust eine große Lücke; der Dichter stieß hier ohne Zweifel auf kaum zu überwindende Schwierigkeiten. Er fühlte, daß der Teufel sich zum Gesandten des Erdgeistes wenig eigne. Runo Fischer sucht uns nun freilich zu überreden, der Mephisto des Urfaust sei gar nicht als Teufel, sondern als Elementargeist, als Kobold, gedacht gewesen, und bemüht sich nachzuweisen, daß zwischen dem Mephisto des Urfaust und dem der spätern Dichtung ein großer Unterschied bestehe. Allein der Nachweis ist durchaus mißglückt. Fischer tut den Worten Mephistos im ältern Faust Gewalt an; nur durch sophistische Künste gelingt es ihm, den Teufel in einen bloßen Kobold zu verwandeln. Zwei Beispiele: Fischer sagt, bei der Äußerung Mephistos: „Uns hat er (Gott) in die Finsternis gebracht“, sei bei dem Worte Finsternis nicht an die Hölle, sondern an die Klüfte und Abgründe der Erde zu denken; denn in der Hölle sei es gar nicht finster, weil es dort fortwährend brenne. Er scheint ganz

vergessen zu haben, daß der Teufel trotz dem Höllenfeuer der Fürst der Finsternis heißt. In der Hexenküche werden wir die Hexe zu Mephisto sagen hören: „Sinn und Verstand verlier' ich schier, seh' ich den Junker Satan hier.“ Mephisto antwortet: „Den Namen, Weib, verbitt' ich mir.“ Fischer sagt: Er verbittet ihn sich, weil er irdischer Herkunft, nicht der Teufel, ist. Aber Mephisto erklärt ja selbst, warum er ihn sich verbittet:

Er ist schon lang ins Fabelbuch geschrieben;
Allein die Menschen sind nichts besser dran:
Den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben.

Schon die eine Tatsache, daß Mephisto im Urfaust stets als Teufel bezeichnet wird, macht Fischers Behauptung zunichte*).

*) Dieser Vortrag war bereits in der Presse, als ich mit dem Aufsatz von Max Morris, „Swedenborg im Faust“, im ersten Bande seiner „Goethe-Studien“ (Berlin 1902, Conrad Stöpnitz, 2 Bde, Nr. 6,—, in 1 Bd. geb. Nr. 7,50) bekannt wurde. Dieser lehrreiche Aufsatz zeigt uns, daß der junge Goethe, als er die ersten Faustszenen schrieb, sich mit den Schriften des schwedischen Theosophen Swedenborg beschäftigte und „die überkommenen rohen Vorstellungen vom Teufelswesen in die schwungvollern und umfassendern Anschauungen des Swedenborg'schen Geisteruniversums überzuleiten“ bestrebt war. Morris' Mitteilungen aus Swedenborg's Schriften machen uns verständlich, wie Mephisto ein Geist der Hölle und doch ein Gesandter des Erdgeistes sein kann. Jeder Planet hat nach Swedenborg seine Geister, so auch die Erde, und unter diesen können auch Geister sein, die aus der Hölle stammen. Ich kann nicht näher darauf eintreten, sondern muß den Leser, der sich dafür interessiert, auf Morris' Buch verweisen, das auch über die Erscheinung des Erdgeistes in der ersten Szene des Faust neues Licht verbreitet, überhaupt uns außerordentlich lehrreiche Einblicke in Goethes Dichterwerkstätte gewährt.

Dagegen hat Runo Fischer recht, wenn er sagt, daß dem Urfaust der Gedanke der Wette zwischen dem Herrn und Mephisto fremd sei, und ebenso der Gedanke der Wette zwischen Faust und Mephisto. Während in der Dichtung, wie sie heute vorliegt, Faust behauptet, Mephisto werde ihn mit allem, was die Welt bietet, nie befriedigen können, und sich verloren geben will, wenn je der Augenblick kommt, dem er Dauer wünscht, hat der Faust der ältesten Dichtung im Gegenteil Befriedigung gesucht und sie vom Erdgeist erfleht und erwartet. Und zwar sucht er seine Befriedigung in einem Leben in und mit der Natur. Er will alles Leben dieser Erdenwelt innerlich durchleben, sein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern, selbst auf die Gefahr hin, mit der Welt zugrunde zu gehen. Es gärt in ihm ein titanisches Kraftgefühl, das alle menschlichen Schranken meint überspringen zu können. Mephisto aber hofft, ihn bei diesem Streben in Elend und Schuld hinabzuziehen. In der Richtung dieser Linie bewegen sich auch noch die Szenen, die während der italienischen Reise oder gleich nachher geschrieben wurden.

Als Goethe zehn Jahre später den Faust wieder aufnahm, genügten ihm die Gedanken der Sturm- und Drangperiode nicht mehr. Er empfand das Bedürfnis, den Faust zu vertiefen; denn er fühlte, daß es sich im Menschenleben nicht bloß um den Gegensatz zwischen dem Erdgeist und dem einzelnen Erdenwesen handle, sondern um den Kampf zwischen Himmel und Hölle. So entstand

der Prolog im Himmel, die Wette zwischen dem Herrn und dem Teufel. Die Erscheinung des Erdgeistes wurde zu einer untergeordneten Episode, und Fausts Gedanken gewannen eine andere Richtung. Zwar bleibt er der von allem Wissen Unbefriedigte, aber er verspricht sich nun überhaupt keine Befriedigung mehr von der Welt und geht darum mit Mephisto die Wette ein: Du wirst mich nie befriedigen; wenn die Stunde kommt, wo ich mich befriedigt fühle, will ich dir verfallen sein.

Nun aber wollte Goethe seine Dichtung nicht von Grund aus neu schaffen; er suchte die ältern Gedankenreihen mit den neuen so gut als möglich zu vereinen. Allein das konnte nicht völlig gelingen. Wir hören den ältern Faust reden in den Worten: „Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, will ich in meinem innern Selbst genießen“, während der neue Faust überhaupt nicht genießen will. Der alte Faust sagt: „Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles, warum ich hat“, der neue dagegen: „Der große Geist hat mich verächtelt.“ Ebenso gehören der ältern Dichtung die Worte Mephistos an: „Den schlepp’ ich durch das wilde Leben, durch flache Unbedeutenheit, er soll mir zappeln, starren, kleben, und seiner Unerfülllichkeit soll Speis’ und Trank vor gier’gen Lippen schweben; er wird Erquickung sich umsonst erlehnen.“ Das stimmt nicht zu der neuern Dichtung, wo Faust ausdrücklich erklärt, daß von Erquickung nicht die Rede sein solle. Goethe ließ die Worte stehen und sagte sich, daß der Leser ihnen in dem neuen

Zusammenhang eine etwas andere Deutung geben werde, als sie ursprünglich hatten, etwa diese: Mephisto wisse, daß Faust als Mensch das Verlangen nach Erquickung doch immer wieder haben werde, aber er wolle ihn nun quälen, indem er ihn von Genuß zu Genuß schleppe und doch nie befriedige. Es komme in Wahrheit ja gar nicht darauf an, daß er seine Wette gewinne, sondern daß er Faust moralisch zugrunde richte. Auch anderswo treffen wir auf Stellen, die Goethe sicher nicht hätte stehen lassen, wenn er seinen Faust von Grund aus umgedichtet hätte; in der Gretchentragödie werden wir manchem Worte begegnen, das deutlich zeigt, daß ursprünglich an eine Wette zwischen Faust und Mephisto nicht gedacht war. Auf dieser Verbindung von Bestandteilen, denen zwei verschiedene Gedanken zugrunde liegen, beruhen die größten Schwierigkeiten im Faust. Der oberflächliche Leser wird sie kaum gewahr, er findet Schwierigkeiten erst im zweiten Teil. Wer etwas gründlicher zu Werke geht, wird mit den Schwierigkeiten des zweiten Teils leidlich fertig werden; die großen Schwierigkeiten liegen für ihn in der ersten Hälfte des ersten Teils.

Ehe wir weitergehen, lassen Sie mich noch eine andere Frage berühren, die sich wohl jedem Leser des Faust aufdrängt. Faust sieht einen Geist der Hölle leibhaftig vor sich stehen. Er braucht bei der Beschwörung das Zeichen des Kreuzes und das der heiligen Dreieinigkeit und sieht, daß sie über die Geister Gewalt üben. Er bezeichnet Christus als den nie Entsproßnen, Unaus-

gesprochenen, durch alle Himmel Gegoßnen, freventlich Durchstochnen. Und dieser selbe Faust erklärt, daß er sich weder vor Hölle noch Teufel fürchte, daß er die Osterbotschaft wohl höre, aber daß ihm der Glaube daran fehle, er bekennt sich überhaupt als Skeptiker und verzweifelt nicht nur an aller Erkenntnis, sondern überhaupt an Befriedigung. Wie reimt sich das zusammen? Ich zweifle nicht, daß diese Frage dem Dichter selbst auch aufgestiegen ist. Was mag er sich darauf geantwortet haben? Man hat etwa gesagt, daß die himmlischen und höllischen Gestalten seiner Dichtung nur der poetische, symbolische Ausdruck seien für Mächte und Vorgänge im Innern des Menschen. Aber das kann uns nicht genügen. Für Faust sind sie mehr als das, er sieht sie ja leibhaftig vor sich, und doch fehlt ihm der Glaube. Goethe wird sich gesagt haben, daß solche scheinbare Widersprüche im Menschenleben sich häufig fänden. Es hat Zeiten gegeben, wo niemand an der Existenz böser Geister und ebensowenig am Dasein Gottes zweifelte, und wo doch solche Überzeugungen keine Wirkung auf Gefühl und Willen übten. Man kann überzeugt sein, daß es einen Gott und gute und böse Geister gebe, daß vieles wahr sei, was von Christus erzählt wird, und doch bezweifeln, ob diese Dinge für uns von Bedeutung seien, ob sie die Bedeutung hätten, die ihr von der Kirche zugeschrieben werden. So etwa muß sich der Dichter den Seelenzustand seines Faust gedacht haben. Rings umgeben von überirdischen Mächten vermag er sich doch von diesen Mächten nichts zu ver-

sprechen. An Gott, dem Quell allen Lebens, zweifelt er nicht, aber daran zweifelt er, daß dieser Quell für ihn fließe. Die Welt, wie sie ist, und das Leben, das er im eigenen Busen gefunden hat, lassen ihn an der Hoffnung auf Befriedigung, an dem Glauben an einen Sinn des Daseins irre werden. So etwa werden wir diesen Widerspruch aufzulösen haben.

Lassen Sie uns nun nach diesem kurzen Rückblick den Gang unserer Dichtung weiter verfolgen. Wir erinnern uns, daß, während Faust sich zur Weltfahrt rüstet, Mephisto sich in Fausts langes Kleid hüllt, um einen Schüler zu empfangen, der sich von dem berühmten Doktor Rathschläge für seinen Studiengang erbitten will. Diese Szene, die den Übergang aus dem Gelehrtenleben zu dem Leben in der Welt bildet, müssen wir jetzt betrachten. Mephisto spielt den Professor, er bestrebt sich, dem angehenden Studenten die Wissenschaft verächtlich zu machen und in ihm das Verlangen nach Lebensgenuß zu erregen. Die Szene findet sich schon im Urfaust, aber sie ist später überarbeitet und vertieft worden.

Erwartungsvoll tritt der Schüler vor den vermeintlichen Doktor Faust, den ihm alle mit Ehrfurcht nennen. Mephisto sucht ihn zutraulich zu machen:

Ihr seht einen Mann wie andre mehr.

Und nun bekennt ihm der Schüler, daß ihm die hohe Schule sehr ungemütlich vorkomme:

Aufrichtig, möchte schon wieder fort:
In diesen Mauern, diesen Hallen
Will es mir keineswegs gefallen.

Es ist ein gar beschränkter Raum,
Man sieht nichts Grünes, keinen Baum,
Und in den Sälen, auf den Bänken
Bergeht mir Hören, Seh'n und Denken.

Mephisto tröstet ihn:

Das kommt nur auf Gewohnheit an.
So nimmt ein Kind der Mutter Brust
Nicht gleich im Anfang willig an,
Doch bald ernährt es sich mit Lust.
So wird's Euch an der Weisheit Brüsten
Mit jedem Tage mehr gelüsten.

Er fragt ihn, welche Fakultät er wählen wolle, und
der Schüler bekennt, daß er noch nicht entschlossen sei:

Ich wünschte recht gelehrt zu werden
Und möchte gern, was auf der Erden
Und in dem Himmel ist, erfassen,
Die Wissenschaft und die Natur.

Wir merken, wir haben einen Faust im kleinen vor
uns: Wissenschaft und Natur. Faust hat alle Wissen-
schaften getrieben und verlangt nun nach der Natur, nach
der wirklichen Welt. Der Schüler steht noch vor der
Wissenschaft, aber er hat bereits eine Ahnung, daß ihm
die Wissenschaft nicht genügen wird, auch er möchte das
Leben kennen lernen. Mephisto hat seine Freude daran:
„Da seid ihr auf der rechten Spur.“ Diesen angehenden
Faust möchte er denselben Weg führen, wie den Doktor.
Durch das dürre, trockene Studium hofft er das Ver-
langen nach Lebensgenuß in ihm zur verzehrenden
Flamme anzufachen. Er will systematisch vorgehen;
darum empfiehlt er dem Schüler, sich nicht zerstreuen zu
lassen. Je mehr er sich auf das Studium konzentriert,

desto früher hofft Mephisto die Stunde kommen zu sehen, wo er desselben überdrüssig wird. Der Schüler erwidert:

Ich bin dabei mit Seel' und Leib;
Doch freilich würde mir behagen
Ein wenig Freiheit und Zeitvertreib
An schönen Sommerfeiertagen.

Nun merkt Mephisto, daß es nicht zu schwer halten kann, den Jüngling vom Verlangen nach Wahrheit zu dem nach Genuß zu führen. Bereits hält bei ihm eins dem andern die Wage. Mephisto erklärt sich einverstanden:

Gebraucht der Zeit, sie geht so schnell von hinnen!
Doch Ordnung lehrt Euch Zeit gewinnen.

Die Ordnung verlangt zuerst das Studium der Logik, die Grundlage aller Wissenschaft. Nun hören wir aus Mephistos Munde den Spott über die Schulweisheit, die das natürliche Denken durch ein unnatürliches austreibt; er spottet der logischen Künste, die das Gedankengewebe in seine Bestandteile zerlegen, Obersatz, Untersatz, Schlußsatz, der Künste, die alles zerlegen und auflösen, aber nichts Lebendiges schaffen können, so daß über dem Zergliedern der belebende Geist verloren geht und dem Denker nur die Teile in der Hand bleiben.

Die Logiker machen es wie gewisse Chemiker, die sich einbilden, das Lebendige zu verstehen, wenn sie es in seine Teile zerlegen.

Hören wir den Dichter:

Mein teurer Freund, ich rat' Euch drum
Zuerst Collegium logicum.
Da wird der Geist Euch wohl dressiert,

In spanische Stiefeln eingeschnürt,
Daß er bedächtiger so fortan
Hinschleiche die Gedankenbahn
Und nicht etwa, die Kreuz und Quer,
Irrlichteliere hin und her.
Dann lehret man Euch manchen Tag,
Daß, was Ihr sonst auf e i n e n Schlag
Getrieben, wie Essen und Trinken frei,
Eins! zwei! drei! dazu nötig sei.
Zwar ist's mit der Gedankenfabrik
Wie mit einem Webermeisterstück,
Wo e i n Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber, hinüber schießen,
Die Fäden ungesehen fließen,
E i n Schlag tausend Verbindungen schlägt.
Der Philosoph, der tritt herein
Und beweist Euch, es müßt so sein:
Das Erst wär so, das Zweite so,
Und drum das Dritt und Vierte so;
Und wenn das Erst und Zweit nicht wär,
Das Dritt und Viert wär nimmermehr.
Das preisen die Schüler allerorten,
Sind aber keine Weber geworden.
Wer will was Lebendigs erkennen und beschreiben
Sucht erst den Geist herauszutreiben,
Dann hat er die Teile in seiner Hand,
Fehlt leider nur das geistige Band.
Encheiresin naturae nennt's die Chemie,
Spottet ihrer selbst und weiß nicht wie.

Encheiresis naturae — dieser Ausdruck, der den Fausterklärern bisher immer Schwierigkeiten machte, ist nun endlich durch Professor Dr. E. D. von Sippmann erklärt worden in Nr. 36 der Chemiker-Zeitung von 1907. Goethe hatte in Straßburg bei einem Professor J. R. Spielmann Chemie gehört. Spielmann spricht in einem Lehrbuch der Chemie öfters von den Encheiresen der

Natur, d. h. von den geheimen Handgriffen oder Verfahrungsweisen, durch die sie die Stoffe zu lebenden Körpern verbindet. Zerlegt man, sagt er, pflanzliche oder tierische Gebilde, so wird das, was sie zusammenhielt, der Spiritus rector, als flüchtiger Geist herausgetrieben, während die Stoffe bleiben. Die Chemie, läßt Goethe seinen Mephisto sagen, spottet ihrer selbst, weil sie zugeibt, daß das geheimnisvolle Verfahren der Natur, die Encheiresis, bei der Entstehung des Lebendigen das Entscheidende ist, und sie sich dann doch wieder einbildet, das Lebendige erkannt zu haben, wenn sie es in seine Teile zerlegt hat, obwohl das geistige Band die Encheiresis, nicht mehr da ist.

Der Schüler versteht natürlich nicht, was Mephisto meint:

Mir wird von alle dem so dumm,
Als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum.

Aber Mephisto beruhigt ihn: Das wird schon besser werden. Er möchte ihn beileibe nicht vom Studium abschrecken; ein mit Unlust oder nur halber Lust begonnenes Studium ist ja das beste Mittel, einen Menschen auf den Pfad des Genußlebens zu führen. Er fährt deshalb fort: Auf die Logik muß die Metaphysik folgen, die Wissenschaft von den letzten Gründen aller Wirklichkeit. Wieder spottet er: Es ist eine Wissenschaft, die mit leeren Worten spielt.

Nachher, vor allen andern Sachen,
Müßt Ihr Euch an die Metaphysik machen.
Da seht, daß Ihr tiefsinnig faßt,

Was in des Menschen Hirn nicht paßt;
Für was drein geht und nicht drein geht,
Ein prächtig Wort zu Diensten steht.

Wir dürfen nie vergessen: Es ist der Teufel, der hier spricht. Man hat ihm diese Worte oft nachgesprochen, um Logik und Metaphysik durch die Autorität Goethes abzutun. Aber ich bitte sehr zu bedenken, daß der Teufel und nicht Goethe redet. Gewiß, Mephisto geißelt die Schwächen der Schulweisheit nach Gebühr, aber es ist nicht Goethes Meinung, daß die Philosophie wertlos und alles, was Logik und Metaphysik heißt, gelehrter Wortkram sei. Auch seinem Mephisto hat der Dichter das Bewußtsein verliehen, daß es anders ist. Kurz vorher hat er ihn im Selbstgespräch jagen lassen: „Berachte nur Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft, so hab' ich dich schon unbedingt.“ Auch Mephisto verhöhnt die Wissenschaft nicht aus Überzeugung, sondern in der Absicht, sie dem Schüler zu verleiden und ihn dadurch zu verderben.

An den Spott über das Studium der Logik und Metaphysik, das einst alle pflegen mußten, einerlei welchem Fachstudium sie sich zuwandten, knüpft Mephisto noch den Spott über die Methode des Unterrichts: Täglich mindestens fünf Stunden im Hörsaal, vorher das Lehrbuch einstudiert und im Kolleg recht fleißig nachgeschrieben:

Fünf Stunden habt Ihr jeden Tag;
Seid drinnen mit dem Glockenschlag!
Habt Euch vorher wohl präpariert,
Paragraphos wohl einstudiert,

Damit Ihr nachher besser seht,
Daß er nichts sagt, als was im Buche steht;
Doch Euch des Schreibens ja besleißt,
Als diktiert' Euch der Heilig Geist!

Dem Schüler leuchtet das ein:

Ich denke mir, wie viel es nützt;
Denn was man schwarz auf weiß besitzt,
Kann man getrost nach Hause tragen.

Der Teufel ist wieder einen Schritt weitergekommen. Wer sich dabei beruhigt, daß er die Wissenschaft in seinen Fekten habe, der wird sich um die Erkenntnis der Wahrheit wenig kümmern.

Nun aber rät er dem Schüler, eine bestimmte Fakultät zu wählen. Dieser zeigt von vornherein Abneigung gegen das Rechtsstudium, und Mephisto bestärkt ihn darin. Wieder spricht er nur von den Mängeln der Rechtsordnung. Gesetze und Rechte vergleicht er einer Krankheit, die sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Für die Zeit, wo es entstand, mag das geltende Recht eine Wohltat gewesen sein, aber wenn die Zeitverhältnisse sich ändern, wird es zum Unrecht, zur Unterdrückung des natürlichen Rechts.

Es erben sich Gesetz' und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort;
Sie schleppen von Geschlecht sich zum Geschlechte
Und rücken sacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage;
Weh dir, daß du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist leider nie die Frage.

Dem Schüler behagt das:

Mein Abscheu wird durch Euch vermehrt.
O glücklich der, den Ihr belehrt!
Fast möcht' ich nun Theologie studieren.

Auch die sucht ihm Mephisto zu verleiden. Es gibt in der Theologie so verschiedenartige Ansichten, so viel gefährliche Lehren. Am besten ist's, nur e i n e n Lehrer zu hören und auf eine persönliche Überzeugung zu verzichten. Mephisto spricht ungefähr wie die rechtgläubige furchtsame Beschränktheit sich hören läßt:

Es ist so schwer, den falschen Weg zu meiden,
Es liegt in ihr so viel verborgnes Gift,
Und von der Arznei ist's kaum zu unterscheiden.
Am besten ist's auch hier, wenn Ihr nur e i n e n hört
Und auf des Meisters Worte schwört.
Im ganzen — haltet Euch an Worte!
Dann geht Ihr durch die sichere Pforte
Zum Tempel der Gewißheit ein.

Als der Schüler, vom natürlichen Gefühl geleitet, den Einwand erhebt: „Doch ein Begriff muß bei dem Worte sein“, da erwidert der Teufel:

Schon gut! Nur muß man sich nicht allzu ängstlich quälen;
Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.
Mit Worten läßt sich trefflich streiten,
Mit Worten ein System bereiten,
An Worte läßt sich trefflich glauben,
Von einem Wort läßt sich kein Jota rauben.

Endlich möchte der Schüler auch von der Medizin ein kräftig Wörtlein hören. Mephisto spricht für sich selbst: „Ich bin des trocknen Tons nun satt, muß wieder recht den Teufel spielen.“ Bis jetzt hat er seine teuflischen Gedanken bis zu einem gewissen Grade verschleiert, nun

will er der Teufelei freien Lauf lassen. Er reizt den Schüler zur Sinnlichkeit. Eine medizinische Wissenschaft gibt es nicht, Medizin ist Charlatanerie; der echte Mediziner weiß das und gebraucht deshalb seinen Beruf, um Lebensgenuß zu gewinnen, besonders um an die Weiber zu kommen.

Der Geist der Medizin ist leicht zu fassen;
Ihr durchstudiert die groß' und kleine Welt,
Um es am Ende gehn zu lassen,
Wie's Gott gefällt.
Bergebens, daß Ihr ringsum wissenschaftlich schweift,
Ein jeder lernt nur, was er lernen kann;
Doch der den Augenblick ergreift,
Das ist der rechte Mann.
Ihr seid noch ziemlich wohl gebaut,
An Kühnheit wird's Euch auch nicht fehlen,
Und wenn Ihr Euch nur selbst vertraut,
Vertrauen Euch die andern Seelen.
Besonders lernt die Weiber führen;
Es ist ihr ewig Weh und Ach,
So tausendfach,
Aus e i n e m Punkte zu kurieren;
Und wenn Ihr halbweg ehrbar tut,
Dann habt Ihr sie all' unterm Hut.
Ein Titel muß sie erst vertraulich machen,
Daß Eure Kunst viel Künste übersteigt;
Zum Willkomm tappt Ihr dann nach allen Siebensachen,
Um die ein andrer viele Jahre streicht,
Versteht das Pülslein wohl zu drücken,
Und fasset sie mit feurig schlauen Blicken
Wohl um die schlanke Hüfte frei,
Zu sehn, wie fest geschnürt sie sei.

Dem Schüler leuchtet die Sache ein.

Das sieht schon besser aus; man sieht doch wo und wie.

Diese Anweisungen sind ihm faßlicher, als die Worte

über Logik und Metaphysik; die Sinnenlust, die ihm von Anfang nicht fremd war, ist zu vollem Leben erwacht. Und Mephisto bestätigt ihm mit der Wärme eines väterlichen Freundes:

Grav, teurer Freund, ist alle Theorie
Und grün des Lebens goldner Baum.

Der arme Junge glaubt zu träumen, als er aus dem Munde dessen, den er für den gefeierten Doktor Faust hält, in solcher Weise über Kern und Zweck aller Wissenschaft belehrt wird. Er erbittet sich noch einen Spruch in sein Stammbuch, und Mephisto entspricht seinem Wunsch mit dem Wort der alten Schlange, die Mutter Eva verführte: „Ihr werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist.“ Genuß der verbotenen Frucht ist der Weg zum höchsten Erkennen und Leben. In der Gewißheit, daß der Gehorsam gegen dieses Schlangenantwort ins Verderben führt, ruft er dem abgehenden Schüler nach:

Folg nur dem alten Spruch und meiner Ruhme, der Schlange,
Dir wird gewiß einmal bei deiner Gottähnlichkeit bange!

✓ Diese Szene ist ein höchst genialer Wurf. Sie ist durchaus nicht bloß eine Episode, sondern sie faßt in kurzen Zügen am Wendepunkt in Fausts Leben noch einmal zusammen, was wir vorher ausführlich über Fausts innere Entwicklung und Mephistos Absicht gehört haben. Die Schwächen menschlicher Wissenschaft, die Faust zum Ekel an allem Wissen gebracht haben, sind mit unvergleichlicher Einsicht zum Ausdruck gebracht. Aber noch

einmal möchte ich betonen: So gut der Dichter diese Schwächen kennt, er weiß zugleich, daß, wer um ihretwillen Vernunft und Wissenschaft verachtet, dem Teufel verfallen und allem Blend- und Lügenwerk des Höllengeistes zugänglich geworden ist.

Faust kehrt zurück, zur Fahrt in die Welt gerüstet. Er fühlt, wie wenig sein ganzes Wesen zu dieser Fahrt geschikt ist:

Mir fehlt die leichte Lebensart.
Es wird mir der Versuch nicht glücken;
Ich mußte nie, mich in die Welt zu schicken.
Vor andernühl' ich mich so klein;
Ich werde stets verlegen sein.

Mephisto beruhigt ihn. Was er soeben dem Schüler gesagt hat:

Sobald Ihr Euch nur selbst vertraut,
Vertrauen Euch die andern Seelen,

das wiederholt er nun dem Meister:

Sobald du dir vertraust, sobald weißt du zu leben.

Er verspricht ihm, ihn auf seinem Zaubermantel durch die Lüfte zu tragen.

Wohin aber wird die Reise gehen? „Wir sehn die kleine, dann die große Welt“, hat Mephisto bereits gesagt, und dann: „Den schlepp' ich durch das wilde Leben, durch flache Unbedeutenheit.“ Zuerst versucht er's mit dem Kneipenleben. Nach Leipzig geht's, in Auerbachs Keller, in eine Gesellschaft, die das Leben im Weine sucht.

Die Szene „Auerbachs Keller“ ist von Goethe in Anlehnung an mehrere Erzählungen der alten Faust-

bücher geschaffen worden. Sie stammt schon aus der Frankfurter Zeit, hat aber später eine Umarbeitung erfahren. Ursprünglich war sie größtenteils in Prosa geschrieben; der Hauptunterschied der Bearbeitung ist aber der, daß nicht Faust die Kunststücke im Keller vollführt, sondern Mephisto, und daß Faust, seinem Charakter und seiner Stimmung entsprechend, stummer Zuschauer bleibt.

Die Szene ist leicht zu verstehen. Einige Bemerkungen werden trotzdem nicht überflüssig sein.

Mephisto will Faust zeigen, daß es Menschen gibt, die das Leben bedeutend leichter nehmen als er.

Ich muß dich nun vor allen Dingen
In lustige Gesellschaft bringen,
Damit du siehst, wie leicht sich's Leben läßt.
Dem Volke hier wird jeder Tag ein Fest.
Mit wenig Wiß und viel Behagen
Dreht jeder sich im engen Birkeltanz
Wie junge Katzen mit dem Schwanz.
Wenn sie nicht über Kopfweh klagen,
Solang der Wirt nur weiter borgt,
Sind sie vergnügt und unbesorgt.

Sehen wir uns diese Gesellschaft etwas näher an. Die vier Becher verkörpern, wie Runo Fischer treffend ausführt, bestimmte, immer wiederkehrende Typen der Studentenschaft. Frosch, der jüngste von ihnen, ist ein Student in den ersten Semestern. Der Randal ist sein Element, er kann es nicht ertragen, wenn es auf der Aneipe stille wird. Der zweite, Brander, steht auf der Höhe studentischen Aneipenlebens. Auch er hat seine Freude am Lärm, aber er macht ihn nicht mehr selber, sondern

animiert jüngere Kräfte dazu. Der dritte, Siebel, ist der verjumptete Student, der die Kraft nicht mehr gefunden hat, zur Arbeit überzugehen, sondern an der Bierbank festgewachsen ist. Er hat sich einen Schmerbauch und eine kahle Platte angetrunken. Seine Geliebte hat gemerkt, daß von ihm nichts mehr zu hoffen ist und hat ihn deshalb zu seinem tiefen Verdruß aufgegeben. Der vierte, Alt-mayer, steht auf dem Übergang vom Studentenleben ins Philisterium. Noch kneipt er mit, aber des Randals ist er bereits überdrüssig, er will in Ruhe seinen Becher trinken. Alle vier gehören zu der platten Durchschnitts-gesellschaft, die beim Früh- und Abendschoppen die Kätsel des Lebens auf sich beruhen läßt, und wenn sie trotzdem einmal den Seelenfrieden verloren hat, sicher ist, ihn auf dem Grunde der Flasche wiederzufinden.

Heute freilich scheinen sie ihren schlechten Tag zu haben. Sie trinken nicht, sie lachen nicht, sie machen Gesicht, so klagt der junge Frosch. Brander erinnert ihn, daß es seine Aufgabe wäre, Leben in die Bude zu bringen.

Das liegt an dir; du bringst ja nichts herbei,

Nicht eine Dummheit, keine Sauerei.

Frosch läßt das nicht auf sich sitzen. Er gießt ihm ein Glas Wein über den Kopf: „Da hast du beides!“ Es droht Streit unter den Burschen auszubrechen, aber dem dicken Siebel ist das widerwärtig, er gebietet Frieden und heißt sie saufen und singen. Frosch stimmt ein Lied an vom heiligen Römischen Reiche. Das behagt Brander nicht:

Ein garstig Lied! pfui! ein politisch Lied!
Ein leidig Lied! Dankt Gott mit jedem Morgen,
Daß ihr nicht braucht fürs Röm'sche Reich zu sorgen!

Er schlägt vor, nach studentischem Komment einen Papst zu wählen, der durch überlegenes Trinken das Recht seiner Herrschaft bewähren muß.

Nun versucht's Frosch mit einem Liebeslied. Aber das kann Siebel nicht ertragen, der in der Liebe Unglück gehabt hat. Damit aber hat sich nun ein Unterhaltungsstoff gefunden. Brander singt, um den Unglücklichen zu necken, das Lied von der Ratte im Kellerneft, die sich an Fett und Butter dick gefressen hat, bis ihr endlich die Köchin Gift legt, so daß sie unruhig hin- und herfährt und endlich erbärmlich schaufend am Herde hinfällt, „als hätte sie Lieb' im Leibe“. Siebel ärgert sich.

Er sieht in der geschwollenen Ratte
Sein ganz natürlich Ebenbild.

Die Becher werden in ihren Neckereien durch den Eintritt Fausts und Mephistos unterbrochen. Sie sehen stolz und unzufrieden aus, vornehme Leute! meint Frosch; Brander dagegen erklärt sie für Marktschreier.

Den Teufel spürt das Völkchen nie,
Und wenn er sie beim Kragen hätte.

Jetzt versucht Frosch, der sich hat belehren lassen, daß sie nichts Vornehmes seien, sie zu schrauben, obwohl sie die Gesellschaft höflich begrüßt haben. Fremden, die studentisches Wesen nicht kennen, fühlt sich auch der jüngste Fuchs immer überlegen.

Ihr seid wohl spät von Rippach aufgebrochen?
Habt ihr mit Herren Hans noch erst zu Nacht gespeißt?

Rippach ist ein Dorf unweit Leipzig, Hans von Rippach soviel als ein Tölpel. Aber Mephisto führt ihn ab:

Heut sind wir ihn vorbeigereist;
Wir haben ihn das letzte Mal gesprochen.
Von seinen Bettern wußt' er viel zu sagen,
Viel Grüße hat er uns an jeden aufgetragen.

Mephisto rühmt den Gesang, den er beim Eintreten gehört habe; Frosch kommt dadurch auf die Idee, der Unbekannte sei ein Virtuoso. Mephisto verneint das, er bekennt sich als Dilettanten.

Die Kraft ist schwach, allein die Lust ist groß.

Wir kommen aus Spanien, dem Lande des Weins und der Gefänge. Gern läßt er sich erbitten, ein Lied zum besten zu geben. Er singt das Lied von dem König, der einen großen Floh hatte, einen Floh, den er wie seinen Sohn liebte, und dessen Stiche sich der ganze Hof mußte gefallen lassen. Das Lied ist eine Verspottung des Günstlingswesens. Den Bechern gefällt besonders der Schluß:

Und Herrn und Frau am Hofe,
Die waren sehr geplagt,
Die Königin und die Zofe
Gestochen und genagt;
Und durften sie nicht knicken
Und weg sie jucken nicht.
Wir knicken und ersticken
Doch gleich, wenn einer sticht.

Im glücklichen Bewußtsein, im Weinkeller von jeder Etikette frei zu sein, singen sie die letzten Verse mit und bringen ein Hoch auf die Freiheit und den Wein.

Das gibt Mephisto Gelegenheit, ein Zauberstückchen auszuführen:

Ich tränke gern ein Glas, die Freiheit hoch zu ehren,
Wenn eure Weine nur ein bißchen besser wären.

Siebel fühlt sich durch den Tadel ihres Weins beleidigt, beruhigt sich aber sofort, als Mephisto verspricht, etwas aus seinem Keller zum besten zu geben. Nun macht sich Mephisto an sein Kunststück. Es werden Löcher in den Tischrand gebohrt und Wachspropfen drein gesteckt, die Becher aber dürfen sagen, was für Wein sie sich wünschen. Frosch will vaterländischen Rheintwein, Brandt begehrt Champagner:

Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden,
Doch ihre Weine trinkt er gern.

Siebel möchte sich über die Bitterkeit der Liebe mit süßem Wein trösten; ihm wird Tokayer versprochen. Alt-mayer hält zurück, er traut dem Schwindel nicht, jeder Wein soll ihm recht sein. Mephisto spricht einen Zauber-spruch, die Propfen werden gezogen und jedem fließt der gewünschte Wein ins Glas. Sie trinken und geraten bald in die behaglichste Stimmung.

Uns ist ganz kannibalisch wohl,
Als wie fünfhundert Säuen.

Faust, der außer dem Gruß bisher kein Wort gesprochen hat, ist's unbehaglich in der leichten Gesellschaft:

Ich hätte Lust nun abzufahren.

Aber Mephistopheles hält ihn zurück:

Gib nur erst acht, die Bestialität
Wird sich gar herrlich offenbaren.

Er hat die Gesellschaft gewarnt, etwas zu vergießen, aber Siebel trinkt unvorsichtig, der Wein fließt auf die Erde und wird zur Flamme. Zwar löscht Mephisto den Brand, indem er die Flamme bespricht. Er beruhigt die erschrockenen Becher:

Für diesmal war es nur ein Tropfen Fegefeuer.

Aber sie sind über den gefährlichen Hokusfokus wütend geworden. Als Altmayer noch einmal den Pfropfen zieht, springt ihm Feuer aus dem Bohrloch entgegen. Nun dringen die Gesellen mit ihren Messern auf Mephisto ein, er aber zaubert ihnen alsbald eine anmutige Herbstlandschaft vor: Weinberge mit köstlichen Trauben. Die Becher fassen sich gegenseitig an der Nase:

Seht, welch ein Stock! Seht, welche Traube!

Schon heben sie die Messer, um die vermeintlichen Trauben abzuschneiden, da löst Mephisto den Zauberbann. Wieder wollen sie auf die Fremden los, aber diese sind plötzlich verschwunden. Altmayer versichert, er habe Mephisto auf einem Fasse zur Kellertür hinausreiten sehen.

Was soll diese humoristische Szene? Man hat gesagt, sie sei vom Dichter nur der Tradition zuliebe aufgenommen worden, die dergleichen Zauberstückchen und Foppeereien aus Fausts Weltfahrt in großer Zahl berichte; sie sei ein amüsanter Bild aus dem deutschen Studentenleben, eine bloße Episode, die mit Fausts Entwicklung in keinem Zusammenhang stehe. Unmöglich könne Mephisto, so gering er auch von Faust denke, sich einbilden, ihn durch dieses Leben zu fesseln. Darauf könnte man erwidern, es

sei mancher tüchtig angelegte junge Mensch darin hängen geblieben und darin zugrunde gegangen, und es habe auf uns alle in der Studentenzeit einen gewissen Reiz geübt. Aber Mephistos Absicht ist wohl eine andere. Er weiß, daß Faust sich von diesem Leben unbefriedigt fühlen und nach anderm begehren wird. Er wird ihm dann sagen können: Wenn wir wirklichen Genuß finden wollen, so müssen wir tiefer hinein in das Leben der Welt, und dabei werden wir in der Wahl der Mittel nicht allzu heikel und gewissenhaft bleiben dürfen. Faust, der sich zugetraut hat, das ganze Leben der Welt in sich aufzunehmen, soll fühlen, daß er bei seiner gegenwärtigen geistigen Verfassung wenig angetan ist zum Weltgenuß, und dadurch willig gemacht werden, in der Hexenküche den ekelhaften Trank zu genießen, der ihn zum Genuß erst fähig macht, indem er in ihm die sinnlichen Begierden aufregt. Daß dem so ist, wird uns die nächste Szene, die Hexenküche, zeigen. So ist denn die Szene in Auerbachs Keller keineswegs bloß eine Episode, die mit dem Entwicklungsgang Fausts außer Zusammenhang steht, sondern ein unentbehrliches Glied der Tragödie.



Siebenter Vortrag.

Die Hexenküche. Der Liebesbund.

Meine Zuhörer!

Wir haben Faust auf den ersten Schritten seiner Weltfahrt begleitet. In Auerbachs Keller zu Leipzig hat Mephisto ihm ein Völkchen gezeigt, das seine Befriedigung im Becher sucht und findet und den Jammer der Welt nur in der Gestalt des Ragenjammers kennt. Daß Faust dort sich auch nur vorübergehend heimisch fühlen, daß er zum Augenblicke sagen werde: „Verweile doch, du bist so schön!“, das hat Mephisto, so haben wir uns bereits gesagt, unmöglich erwarten können; aber eins hat er erreicht: Es ist Faust mehr als je zum Bewußtsein gekommen, wie wenig er, der über seinen Studien ergraute, dem Weltgenuß entfremdete Gelehrte, dazu angetan ist, sich in das Rauschen der Zeit, ins Rollen der Begebenheit zu stürzen und, was der ganzen Menschheit

zugeteilt ist, in seinem innern Selbst zu genießen. Darum ist er nach dem Besuch von Auerbachs Keller auf den Vorschlag Mephistos eingegangen, sich durch magische Künste verjüngen zu lassen. Mephisto hat ihm versprochen, daß in der Hexenküche ihm dies werden solle.

Die Szene in der Hexenküche haben wir nun zunächst zu besprechen. Sie stammt aus der Zeit des Aufenthalts in Rom. Goethe schrieb sie im Frühjahr 1788 im Garten der Villa Borghese, in dem heute sein Denkmal steht. Ein seltsamer Gegensatz: die Pinien und Zypressen der südlichen Villa und das nordische Zauberwesen. Aber diese Szene ist gemeint, wenn Goethe in der italienischen Reise schreibt: „Ich habe schon eine neue Szene ausgeführt, und wenn ich das Papier räuchre, so dünkte ich, sollte sie mir niemand aus den alten herausfinden.“ In der That, von dem Stilwechsel, der sich in Italien vollzog, und der sich uns in den spätern Szenen des Egmont, in Sphigenie und Tasso so deutlich kundgibt, ist hier nichts zu spüren; der Dichter hat diese Szene ganz in seinem Jugendstil geschrieben.

Eine Küche voll seltsamen Hexenhausrats. Auf einem niedrigen Herde ein großer Kessel über dem Feuer, in dem aufsteigenden Dampf gespensterhafte Gestalten. Eine Affenfamilie sitzt um den Kessel, schlaffe, gelenkige Meerkatzen mit langen Schwänzen. Die alte Meerkatzin schäumt den Kessel, der Meerkater mit den Jungen wärmt sich am Feuer.

Faust und Mephisto sind soeben eingetreten. Faust fühlt sich unbehaglich:

Mir widersteht das tolle Zaubertwesen;
Versprichst du mir, ich soll genesen
In diesem Buxt von Raserei?
Verlang' ich Rat von einem alten Weibe?
Und schafft die Sudelköcherei
Wohl dreißig Jahre mir vom Leibe?
Weh mir, wenn du nichts Bessers weißt!
Schon ist die Hoffnung mir verschwunden.
Hat die Natur und hat ein edler Geist
Nicht irgend einen Balsam ausgefunden?

O ja, antwortet ihm Mephisto, es gibt ein andres
Mittel: Geh aufs Feld, fange an zu hacken und zu
graben, nähre dich mit einfacher Speise, versuche über-
haupt naturgemäß zu leben. Aber das sagt Faust nicht zu:

Das bin ich nicht gewöhnt; ich kann mich nicht bequemen,
Den Spaten in die Hand zu nehmen;
Das enge Leben steht mir gar nicht an.

Mephisto:

So muß denn doch die Hexe dran.

Faust:

Warum denn just das alte Weib?
Kannst du den Tranck nicht selber brauen?

Aber Mephisto erwidert:

Das wär' ein schöner Zeitvertreib!
Ich wollt' indes wohl tausend Brücken bauen.

Bekanntlich macht die Volksfrage den Teufel zum Er-
bauer von Brücken an gefährlichen Stellen im Gebirge.

Nicht Kunst und Wissenschaft allein,
Geduld will bei dem Werke sein.
Ein stiller Geist ist jahrelang geschäftig;
Die Zeit nur macht die feine Gärung kräftig.
Und alles, was dazu gehört,
Es sind gar wunderbare Sachen.
Der Teufel hat sie's zwar gelehrt,
Allein der Teufel kann's nicht machen.

Die Hexe ist abwesend.

Beim Schmause,
Aus dem Haus
Zum Schornstein hinaus,

antworten auf Mephistos Frage die Tiere.

Mephisto:

Wie lange pflegt sie wohl zu schwärmen?

Die Tiere:

So lang wir uns die Pfoten wärmen.

Der Dichter will uns zum Bewußtsein bringen, daß wir uns in der Hexenküche in einer perversen, verkehrten Welt befinden. Die gewöhnliche Logik würde sagen: Solange die Hexe fort ist, solange können wir uns die Pfoten wärmen. Aber die Logik der Teufelsküche kehrt die Sache um: Sie ist so lange abwesend, als wir uns die Pfoten wärmen. Faust findet das abgeschmackt, aber Mephisto gefällt es.

Die nächsten Verse enthalten eine Anspielung auf die deutsche Literatur. Mephisto fragt die Affen:

Was quirlt ihr in dem Brei herum?

Sie antworten:

Wir kochen breite Bettelsuppen,

und Mephisto lacht:

Da habt ihr ein groß Publikum.

Bettelsuppen werden in den Klöstern für die Armen bereitet; dabei wird mehr für die Quantität als die Qualität gesorgt. Als Bettelsuppen bezeichnet Goethe einmal umfangreiche, aber schwache Erzeugnisse der Literatur, wie sie das große Publikum von jeher geliebt hat.

Der Kater drängt sich schmeichelnd an Mephisto und bettelt ihn an. Er hat kein Geld und möchte, daß Mephisto mit ihm würfeln.

O würfle nur gleich,
Und mache mich reich,
Und laß mich gewinnen!
Gar schlecht ist's bestellt,
Und wär' ich bei Geld,
So wär' ich bei Sinnen.

Wer Geld hat, der hat bekanntlich auch Geist. Die Bettelei des Katers ist eine Satire auf die dumme Welt, die sich einredet, Spielbanken und Lotterien seien menschenfreundliche Institute, um geldbedürftige Leute reich zu machen. Darauf wendet sich der Kater mit väterlicher Mahnung und Warnung an seine Kinder, die mit einer großen Kugel spielen. Er sieht in ihr ein Symbol der Welt:

Das ist die Welt:
Sie steigt und fällt
Und rollt beständig;
Sie klingt wie Glas;
Wie bald bricht das!
Ist hohl inwendig.
Hier glänzt sie sehr
Und hier noch mehr.
Ich bin lebendig.
Mein lieber Sohn,
Halt dich davon!
Du mußt sterben.
Sie ist von Ton,
Es gibt Scherben.

An weisen Lehren für ihre Kinder haben auch die dümmsten Eltern, sogar die, die in die Lotterie setzen,

niemals Mangel. Man hat sich den Kopf zerbrochen, was die Worte des Katers für einen tiefern Sinn haben möchten. Sehr unnötigerweise; der Kater schwagt eben Blech und Weisheit durcheinander wie die Menschen.

Unter dem Hexenhausrat erblickt Mephisto ein Sieb. Er fragt nach seinem Zweck. Der Kater erklärt ihm, daß man damit Diebe ausfindig mache; er zeigt, wie es gemacht wird. Er hält der Käzin das Sieb vor:

Sieh durch das Sieb!
Erkennst du den Dieb
Und darfst ihn nicht nennen?

So macht's die wahrjagende Hexe, wenn sie nach dem Urheber eines Diebstahls gefragt wird; sie schaut durch das Sieb und behauptet, sie sehe den Dieb, dürfe ihn aber nicht nennen. Sogar der blöde Kater scheint den Schwindel durchschaut zu haben.

Nun fragt Mephisto nach dem Zweck des Kessels, der über dem Feuer steht. Die Affen fangen an, ihn wegen seiner Unwissenheit zu verachten:

Der alberne Tropf!
Er kennt nicht den Topf,
Er kennt nicht den Kessel.

Aber als Mephisto unwillig wird, sucht der Kater ihn zu begütigen; er drängt ihn in einen Sessel und gibt ihm den Wedel in die Hand, so daß Mephisto sich als König in der Hexenküche fühlt:

Den Zeppter halt' ich hier,
Es fehlt nur noch die Krone.

Unter wunderlichen Geberden und großem Geschrei bringen die Tiere eine Krone herbei:

O sei doch so gut,
Mit Schweiß und mit Blut
Die Krone zu leimen!

Als ihnen die Krone unter den Händen in Stücke
bricht, fahren sie fort:

Nun ist es geschehn!
Wir reden und sehn,
Wir hören und reimen;
Und wenn es uns glückt,
Und wenn es sich schickt,
So sind es Gedanken.

Es klingt wie Unsinn und ist doch nicht purer Un-
sinn. Runo Fischer bemerkt zu der Stelle: „Es geht
dieser nicht durch Schweiß und Blut zusammengeleimten,
sondern improvisierten, zusammengeredet und zu-
sammengeschrieenen Krone, wie es solchen Kronen auf der
Weltbühne schon oft ergangen ist; sie zerbricht unter den
ungeschickten Händen, die mit ihr umgehen; aber das
tut nichts, es wird fortgeredet und fortgeschwätzt; unter
den vielen törichtten Reden findet sich auch einmal eine
verständige; es geht den Volksrednern wie den Poeten,
bei denen nicht der Gedanke den Reim, sondern der Reim
den Gedanken mit sich bringt, und wenn es der Zufall
gut meint, auch einmal ein gereimter Gedanke oder ein
guter Vers zustande kommt.“ Daß dies wirklich der Sinn
der Stelle ist, geht aus Mephistos Bemerkung hervor:

Nun, wenigstens muß man bekennen,
Daß es aufrichtige Poeten sind.

Während all dieser Vorgänge hat Faust unverwandt
in einen Zauberspiegel geblickt, der ihm ein wunderbares

Frauenbild zeigt. Höchstes Entzücken spricht aus seinen Reden:

Ist's möglich, ist das Weib so schön?
Muß ich an diesem hingestreckten Leibe
Den Inbegriff von allen Himmeln sehn?
So etwas findet sich auf Erden?

Das Bild im Spiegel ist die griechische Helena.
Gewiß, antwortet Mephisto, das Weib ist ja das Meisterstück der Schöpfung:

Natürlich, wenn ein Gott sich erst sechs Tage plagt
Und selbst am Ende Bravo sagt,
Da muß es was Gescheites werden.

Er verspricht Faust Befriedigung seines Verlangens.

Für diesmal sieh dich immer satt;
Ich weiß dir so ein Schätzchen auszuspiiren,
Und selig, wer das gute Schicksal hat,
Als Bräutigam sie heimzuführen!

Faust ist über dem Bild im Spiegel fast von Sinnen gekommen, und auch Mephisto beginnt bei dem Geschrei und Getue der Tiere der Kopf zu schwankeu. Die alte Meerfaze aber hat über der Unterhaltung mit Mephisto des Kessels zu warten vergessen; es entsteht eine große Flamme, die zum Schornstein hinausschlägt, zum Unglück gerade in dem Augenblick, wo die Hexe durch den Schornstein herab nach Hause kommt. Wütend spritzt sie mit dem Schaumlöffel Flammen nach den Tieren und den beiden Fremden, aber Mephisto überbietet ihr Wüten dadurch, daß er mit dem Stiel des Wedels ihr Hausgerät zusammenschlägt und sie und ihre Katzengeister zu zerschmettern droht. Entsetzt erkennt sie ihren Meister

und Herrn. Sie bittet de= und wehmütig um Verzeihung und entschuldigt sich, daß sie ihn in seiner Verkleidung als edler Junker nicht erkannt habe, weil sie seinen Pferde= fuß und seine beiden Begleiter, die Raben, vermissen. Mephisto läßt sich begütigen. Er erklärt seine neue Tracht:

Auch die Kultur, die alle Welt beleckt,
Hat auf den Teufel sich erstreckt;
Das nordische Phantom ist nun nicht mehr zu schauen;
Wo siehst du Hörner, Schweif und Klauen?
Und was den Fuß betrifft, den ich nicht missen kann,
Der würde mir bei Leuten schaden;
Darum bedien' ich mich wie mancher junge Mann
Seit vielen Jahren falscher Waden.

Die Hexe hat sich von ihrem Schrecken erholt und freut sich nun des hohen Besuchs:

Sinn und Verstand verlier' ich schier,
Seh ich den Junker Satan wieder hier.

Er verbittet sich diesen Namen.

Er ist schon lang ins Fabelbuch geschrieben;
Allein die Menschen sind nichts besser dran:
Den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben.
Du nennst mich Herr Baron, so ist die Sache gut;
Ich bin ein Kavalier wie andre Kavaliere.
Du zweifelst nicht an meinem edlen Blut;
Sieh her, das ist das Wappen, das ich führe!

Dabei macht er eine unanständige Geberde, die der Hexe ungeheures Vergnügen bereitet.

Wir sehen, Mephisto besitzt alles, was man von alters her dem Teufel zuschrieb: Hörner, Schweif und Klauen und den Pferdefuß; nur hat er es jetzt, um dem Geist der Zeit gerecht zu werden, abgelegt; er wird Junker Satan genannt, und die Hexe soll ihn als ihren Herrn

und Meister erkennen, und trotz alledem versucht Kuno Fischer uns weiszumachen, der Mephisto dieser und anderer älterer Szenen sei gar kein Teufel, sondern bloß ein Kobold, ein Elementargeist. Man muß sich gründlich in eine falsche Theorie verbohrt haben, um die klarsten Worte so mißdeuten zu können.

Mephisto verlangt nun für seinen Gefährten „ein gutes Glas von dem bekannten Saft“, und die Hexe zeigt sich willfährig.

Gar gern! Hier hab' ich eine Flasche,
Aus der ich selbst zuweilen nasche,
Die auch nicht mehr im mindsten stinkt;
Ich will Euch gern ein Gläschen geben.

Hier haben manche Ausleger wieder ein ungeheuer schweres Problem gefunden. Der Saft soll Faust verjüngen; wenn nun die Hexe selbst zuweilen davon nascht, warum wird sie dadurch nicht verjüngt? Ich denke, Goethe habe sich etwa gesagt, daß die Hexe sich durch den Saft wohl neue Kraft trinke und sich ihre Sinnlichkeit anregen lasse, daß aber ein Trank, der einen Faust zu verjüngen vermöge, deswegen noch lange nicht die Kraft zu besitzen brauche, eine alte Hexe jung zu machen. Und überdies: Es ist Mephisto weniger darum zu tun, Faust wieder jung zu machen, als seine Sinnlichkeit zu erregen; so übt der Trank bei der Hexe und bei Faust ungefähr dieselbe Wirkung.

Nun trifft das Weib die Vorbereitungen. Sie hat Mephisto erinnert:

Wenn es dieser Mann unvorbereitet trinkt,
So kann er, wißt Ihr wohl, nicht eine Stunde leben.

Das Ceremoniell, das sie vornimmt, ist eine Karikatur des kirchlichen Sakraments. Musik, Lichter, ein großes Buch, die Affen als Chorknaben tätig. Faust wird sofort an die Verwandlung von Brot und Wein bei der Messe erinnert:

Mein, sage mir, was soll das werden?
Das tolle Zeug, die rasenden Gebärden,
Der abgeschmackteste Betrug
Sind mir bekannt, verhaßt genug.

Mephisto beschwichtigt ihn, und die Hexe liest aus dem Buch das Hexeneinmaleins:

Du mußt verstehn:
Aus eins mach zehn
Und zwei laß gehn
Und drei mach gleich,
So bist du reich.
Verlier die Vier!
Aus fünf und sechs,
So sagt die Hex,
Mach sieben und acht,
So ist's vollbracht.
Und neun ist eins,
Und zehn ist keins.
Das ist das Hexeneinmaleins.

Auch dies ist ein Stich gegen die Kirche, gegen ihre Dreieinigkeitslehre. Denn als Faust meint, die Alte spreche im Fieber, bemerkt Mephisto:

Mein Freund, die Kunst ist alt und neu.
Es war die Art zu allen Zeiten,
Durch drei und eins und eins und drei
Irrtum statt Wahrheit zu verbreiten.

Endlich hat die Hexe ihren Hokusfokus beendet; Faust trinkt das Glas, zögernd, weil eine Flamme daraus

emporschlägt. Mephisto führt ihn rasch hinaus; er dürfe jetzt nicht ruhen, sondern müsse sich starke Bewegung machen, damit er transpiriere und der Trank so seinen ganzen Körper durchdringe; zum edlen Müßiggang werde er nachher Zeit genug finden.

Runo Fischer hat diese Stelle mißverstanden. „Nichts könnte“, sagt er, „der Wirksamkeit des Tranks hinderlicher sein als geistige Arbeit; darum ist Mephistopheles vor allem darauf bedacht, diese fern zu halten.“ Davon steht so ziemlich das Gegenteil da. Hören wir den Dichter selbst:

Nun frisch hinaus! Du darfst nicht ruhn.
Komm nur geschwind und laß dich führen;
Du mußt notwendig transpirieren,
Damit die Kraft durch Inn- und Außres dringt.
Den edlen Müßiggang Lehr' ich hernach dich schätzen;
Und bald empfindest du mit innigem Ergeßen,
Wie sich Cupido regt und hin und wider springt.

Wie in aller Welt käme Mephisto auf die Befürchtung, daß Faust geistige Arbeit tun wolle? Er sieht im Gegenteil, wie Faust müßig, träumend immer wieder nach dem Zauberspiegel hinblickt. Faust erwidert ihm ja auch:

Laß mich nur schnell noch in den Spiegel schauen!
Das Frauenbild war gar zu schön.

Und Mephisto antwortet:

Nein, nein! Du sollst das Muster aller Frauen
Nun bald leibhaftig vor dir sehn.

Und für sich selber spricht er:

Du siehst mit diesem Trank im Leibe
Bald Helenen in jedem Weibe.

Wenn Mephisto von Müßiggang redet und Faust den Müßiggang wehrt, so meint er damit nichts anderes als das müßige Betrachten des Bildes. Auch diese Verse hat Kuno Fischer mißverstanden. Er meint nämlich, Mephisto wehre Faust den enthusiastischen Anblick der Schönheit, weil dieser die Wirkung des Hexentranks schwächen würde, Mephisto aber den Schönheitssinn in gemeinem Geschlechtssinn wolle untergehen lassen. Das heißt gänzlich neben das Ziel schießen. Der Zauber-
spiegel und der Hexentrank sollen beide in Faust die Sinnlichkeit erregen. Nur jetzt soll Faust nicht vor dem Spiegel stehen bleiben, weil der Trank, wenn er wirken soll, Bewegung und Transpiration fordert. Kuno Fischer ist gewiß ein geistreicher Faustauser. Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern und hüte mich, mit ihm zu brechen; die Anlage seines Kommentars und seine Methode sind vortrefflich, so daß man gern bei ihm in die Schule geht. Um so ärgerlicher ist es, wenn zuweilen auch er auf den Holzweg gerät.

Die beiden Schlußverse zeigen uns, was der eigentliche Zweck der ganzen Szene ist. „Du siehst mit diesem Trank im Leibe bald Helenen in jedem Weibe“; Faust soll verjüngt werden, aber diese Verjüngung besteht, wie es der Teufelsküche entspricht, wesentlich in der Erregung sinnlicher Begierde. Die Hexenküche bildet den wirkungsvollen düstern Hintergrund für die Gretchentragödie. Wir ahnen, welchen Ausgang dieses Drama nehmen wird,

wenn der Liebhaber in der Herenküche sich seine Jugend geholt hat.

Wenden wir uns nun zu dieser Tragödie, demjenigen Stück des Faust, das für die Mehrzahl der Leser das höchste Interesse hat, für viele wohl auch das allein verständliche ist. Goethe hat wohl kaum etwas geschrieben, was von gleicher Gewalt und Tragik wäre. Ich werde bei der Besprechung der leichter verständlichen Szenen einen etwas raschern Gang einschlagen, damit wir bei den schwierigeren eingehender verweilen können.

Gretchen, die Tochter einer Witwe, die in irgend einer deutschen Stadt in kleinen, aber nicht unbequemen Verhältnissen lebt, kommt aus der Weichte. Faust trägt ihr Arm und Geleit an, sie aber macht sich los und geht ihres Weges. Er ist von ihrem Wesen ganz hingerissen.

Beim Himmel, dieses Kind ist schön!
So etwas hab' ich nie gesehn.
Sie ist so sitt- und tugendreich
Und etwas schnippisch doch zugleich.
Der Lippe Rot, der Wange Licht,
Die Tage der Welt vergess' ich's nicht.
Wie sie die Augen niederschlägt,
Hat tief sich in mein Herz geprägt.

Am besten aber hat ihm gefallen die Art, wie sie seine Zudringlichkeit abgewiesen hat. Faust hat sie an-
geredet:

Mein schönes Fräulein, darf ich wagen,
Meinen Arm und Geleit Ihr anzutragen?

und sie hat geantwortet:

Bin weder Fräulein, weder schön,
Kann ungeleitet nach Hause gehn.

Das findet Faust reizend:

Wie sie kurz angebunden war,
Das ist nun zum Entzücken gar!

Man hat die Frage aufgeworfen, ob Mephisto die Begegnung veranlaßt habe. Die meisten Ausleger sagen nein; ich sage ja, nicht bloß aus Lust am Widerspruch, sondern weil der Dichter uns das sagt. Man behauptet, die Liebe Fausts zu Gretchen widerspreche Mephistos Absichten, er sage ausdrücklich: „über die hab' ich keine Gewalt.“ Als ob der Teufel sagte, was er denkt! Er hätte, behaupten die Herren weiter, wenn es nach seinem Willen gegangen wäre, den Faust in eine viel gemeinere Liebe verstrickt. Gewiß, wenn er so unverständlich wäre wie sie, aber der Teufel ist klug; er weiß, daß, wenn man einen edelangelegten, hochgesinnten Menschen verführen will, man ihn bei seinen edelsten Empfindungen fassen muß. Und was sagt denn der Dichter? Er sagt uns, daß Mephisto sich bereits sehr gründlich mit dem Mädchen beschäftigt hat. Er hat sich an ihrem Beichtstuhl vorbeigeschliffen und gehört, was sie gebeichtet hat. Er hat schon vorher ausgekundschaftet, wo sie wohnt, er kennt sogar die Nachbarin, mit der sie verkehrt, und weiß, daß sie diese abends zu besuchen pflegt, und zu welcher Stunde ihr Zimmer leer sein wird. Wozu hätte Mephisto das alles in Erfahrung gebracht, wenn er mit dem Mädchen nichts vorhätte? Ich behaupte darum, daß Mephisto die Begegnung Fausts mit Gretchen sehr erwünscht ist, ja daß er sie absichtlich herbeigeführt hat. Wenn die Ausleger nur

lesen wollten, was da steht, dann würde sich manche Frage leicht und sicher beantworten. Aber erst fragen sie, wie sie es machen würden, wenn sie der Goethe wären, und dann lesen sie ihre Gedanken in den Dichter hinein.

Als Mephisto gleich nach der Begegnung Fausts mit Gretchen zur Stelle ist und Faust ihm sagt: „Hör, du mußt mir die Dirne schaffen!“ da stellt er sich freilich, als wüßte er von nichts. „Welche?“ fragt er, scheinbar sehr gleichgültig. Aber gleich darauf hören wir aus seinem Munde, wie gut er Bescheid weiß.

Da die? Sie kam von ihrem Pfaffen,
Der sprach sie aller Sünden frei;
Ich schlich mich hart am Stuhl vorbei.
Es ist ein gar unschuldig Ding,
Das eben für nichts zur Beichte ging.
Über die hab' ich keine Gewalt.

Faust erwidert frivol:

Ist über vierzehn Jahr doch alt.

Mephisto reizt seine Begierde, indem er wieder versichert, da sei nichts zu machen. Aber Faust erklärt ihm:

Wenn nicht das süße junge Blut
Heut nacht in meinen Armen ruht,
So find wir um Mitternacht geschieden.

Und als Mephisto erwidert, er brauche wenigstens vierzehn Tage, um nur die Gelegenheit auszuspiiren, antwortet ihm Faust:

Hätt' ich nur sieben Stunden Ruh,
Brauchte den Teufel nicht dazu,
So ein Geschöpfchen zu verführen.

Wir merken, der Trank der Hexenküche hat gewirkt.

Mephisto verfährt mit Faust ganz nach seinem Vorhaben: „Er soll mir zappeln, starren, kleben, und seiner Unerfättlichkeit soll Speis' und Trank vor gier'gen Lippen schweben; er wird Erquickung sich umsonst erseh'n.“ Er macht Faust aufmerksam, daß der Genuß viel größer sei, wenn es nicht allzu schnell gehe.

Was hilft's, nur grade zu genießen?
Die Freud' ist lange nicht so groß,
Als wenn Ihr erst herauf, herum,
Durch allerlei Brimborium
Das Büppchen geknetet und zugericht't,
Wie's lehret manche welsche Geschicht.

Als Faust bei seinem Willen bleibt: „Hab' Appetit auch ohne das“, da erklärt ihm Mephisto rundweg, es gehe so nicht, er müsse für heute sich damit begnügen, ihr Zimmer zu sehen. Und Faust fügt sich, nur verlangt er, daß Mephisto für ein Geschenk Sorge.

Wunderbar schön ist die nächste Szene: Margarete am Abend auf ihrem Zimmer, im Selbstgespräch, die Böpfe für den Ausgang aufbindend.

Ich gäb was drum, wenn ich nur wüßt,
Wer heut der Herr gewesen ist!
Er sah gewiß recht wacker aus
Und ist aus einem edlen Haus;
Das konnt' ich ihm an der Stirne lesen —
Er wär' auch sonst nicht so keck gewesen.

Wir fühlen, es ist nicht bloß die Neugier, es ist ein tieferes Gefühl, das aus ihren Worten spricht. Als sie weggegangen ist, schleicht Mephisto mit Faust herein. Die erste, wilde Blut hat sich in Fausts Seele gelegt, edlere Gefühle beginnen Raum zu gewinnen. Das reinliche,

wohlgeordnete Zimmer macht auf ihn einen tiefen Eindruck. Er wünscht allein zu sein.

Wie atmet rings Gefühl der Stille,
Der Ordnung, der Zufriedenheit!
In dieser Armut welche Fülle!
In diesem Kerker welche Seligkeit!

Er wirft sich auf den ledernen Lehnstuhl neben dem Bette und sieht im Geiste, wie Gretchen in der Schar anderer Kinder dem Ahnherrn, der im Sessel ruht, fromm die Hand küßt; er fühlt den Geist häuslicher Fülle und Ordnungsliebe in der ganzen Einrichtung des Zimmers, und als er einen Bettvorhang hebt, denkt er nur an die Entwicklung des Kindes, die sich da vollzogen hat.

Hier lag das Kind, mit warmem Leben
Den zarten Busen angefüllt,
Und hier mit heilig reinem Weben
Entwirkte sich das Götterbild.

Er muß sich über sich selbst, über die Umwandlung seiner Gedanken wundern.

Und du! Was hat dich hergeführt?
Wie innig fühl' ich mich gerührt!
Was willst du hier? Was wird das Herz dir schwer?
Armsel'ger Faust! ich kenne dich nicht mehr.
Umgibt mich hier ein Zauberduft?
Mich drang's, so grade zu genießen,
Und fühle mich in Liebestraum zerfließen.
Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft?

Er will fort, um nicht mehr wiederzukehren. Aber Mephisto hat ein Kästchen mit kostbarem Schmuck hergebracht und will es in Gretchens Schrein stecken.

Ich tat Euch Sächelchen hinein,
Um eine andre zu gewinnen.

Faust schwankt:

Ich weiß nicht, soll ich?

Aber Mephisto stellt sich, als glaube er, Faust sei geizig und wolle den Schmuck nicht verlieren, zugleich macht er sein Gebaren lächerlich:

Ich kratz den Kopf, reib an den Händen,
Um Euch das süße junge Kind
Nach Herzens Wunsch und Will zu wenden;
Und Ihr seht drein,
Als solltet Ihr in den Hörsaal hinein,
Als stünden grau leibhaftig vor Euch da
Physis und Metaphysika.

Es ist nicht Zeit, lange zu überlegen; denn schon sieht Mephisto Gretchen unten kommen. Da läßt Faust ihn gewähren.

Margarete tritt, als die beiden kaum verschwunden sind, mit der Lampe herein. Ein dunkles Gefühl der Furcht, eine Ahnung nahenden Unheils peinigt sie:

Es ist so schwül, so dumpfig hier
Und ist doch eben so warm nicht drauß.
Es wird mir so, ich weiß nicht wie —
Ich wollt, die Mutter käm nach Haus.
Mir läuft ein Schauer übern Leib —
Bin doch ein töricht furchtsam Weib!

Sie öffnet das Fenster und beginnt, um ihre Stimmung zu verscheuchen, zu singen, während sie die Ausgehkleider ablegt. Sie singt das Lied vom König in Thule, das Lied von treuer Liebe bis über das Grab hinaus. Da, wie sie die Kleider in den Schrein legen will, erblickt sie das Schmuckkästchen. Sie vermutet darin ein Pfand, das man der Mutter übergeben hat, aber sie

kann nicht unterlassen, zu sehen, wie ihr die Halskette, die Ohrringe stehen würden. Sie pußt sich und tritt vor den Spiegel:

Wenn nur die Ohrring meine wären!
Man sieht doch gleich ganz anders drein.
Was hilft euch Schönheit, junges Blut?
Das ist wohl alles schön und gut,
Allein man läßt's auch alles sein;
Man lobt euch halb mit Erbarmen.
Nach Golde drängt,
Am Golde hängt
Doch alles. Ach, wir Armen!

Es ist eine wunderbare Szene, wie nur Goethe sie geschrieben hat; die seelischen Vorgänge, der Wechsel der Stimmungen meist nur leise angedeutet, und doch alles so klar und durchsichtig, daß der Ausleger keine Arbeit findet und keine Gelegenheit, Schnitzer zu machen. So oft ich sie lese, muß ich mich immer wieder fragen: Wie hat ein Mensch das zu schreiben vermocht! Man jubelt auf in dem Glück, dem Dichter ein wenig nachempfinden zu können.

Die nächste Szene spielt draußen vor der Stadt. Zu dem in Gedanken versunkenen Faust gesellt sich Mephisto. Er flucht und wütet und geberdet sich, als ob er rasend sei. In der That, er hat sich schwer geärgert:

Denkt nur, den Schmuck, für Gretchen angeschafft,
Den hat ein Pfaff hinweggerafft!

Aber so sehr ihn das ärgert, und so wütend er sich geberdet, er verleugnet doch nicht, daß er der Schalk ist unter den Geistern, die verneinen; er betrachtet die Dinge

mit überlegenem Humor, und so gewinnt auch sein Ärger sofort humoristische Färbung. Der Humor tritt schon zutage in den Worten:

Ich möcht mich gleich dem Teufel übergeben,
Wenn ich nur selbst kein Teufel wär.

So halten sich auch in seiner Schilderung dessen, was geschehen ist, Ärger und Humor die Wage. Der Ärger läßt ihn karikieren, der Humor läßt ihm die Karikatur so meisterhaft gelingen. „Jede Figur“, sagt Kuno Fischer, „die er in seiner Erzählung auftreten läßt, ist eine höchst ergötzliche Karikatur und zugleich ein zum Sprechen ähnliches Porträt.“

Zuerst die Mutter:

Die Mutter kriegt das Ding zu schauen,
Gleich fängt's ihr heimlich an zu grauen:
Die Frau hat gar einen feinen Geruch,
Schnuffelt immer im Gebetbuch
Und riecht's einem jeden Möbel an,
Ob das Ding heilig ist oder profan.
Und an dem Schmutz da spürt sie's klar,
Daß dabei nicht viel Segen war.
Mein Kind, rief sie, ungerechtes Gut
Befängt die Seele, zehrt auf das Blut.
Wollen's der Mutter Gottes weihen,
Wird uns mit Himmelsmanna erfreuen.

Nun Gretchen:

Margretlein zog ein schiefes Maul,
Ist halt, dacht sie, ein geschenkter Gaul,
Und wahrlich! gottlos ist nicht der,
Der ihn so fein gebracht hierher.

Ob sie Faust in ihm vermutet? Kuno Fischer verneint das; es sei später zwischen Faust und Margarete

nie von dem Schmuck die Rede. Aber das ist kein zwin-
gender Beweis, und die Mädchen sind in solchen Dingen
findiger, als die Schulweisheit sich träumen läßt.

Endlich der Pfaffe:

Die Mutter ließ einen Pfaffen kommen;
Der hatte kaum den Spaß vernommen,
Ließ sich den Anblick wohl behagen.
Er sprach: So ist man recht gesinnt!
Wer überwindet, der gewinnt.
Die Kirche hat einen guten Magen,
Hat ganze Länder aufgefressen
Und doch noch nie sich übergessen;
Die Kirch' allein, meine lieben Frauen,
Kann ungerechtes Gut verdauen.

Faust:

Das ist ein allgemeiner Brauch,
Ein Jud' und König kann es auch.

Mephistopheles:

Strich drauf ein Spange, Kett' und Ring',
Als wären's eben Pifferling,
Dankt nicht weniger und nicht mehr,
Als ob's ein Korb voll Nüsse wär,
Versprach ihnen allen himmlischen Lohn —
Und sie waren sehr erbaut davon.

Als Faust fragt: „Und Gretchen?“ Da antwortet
Mephisto mit kluger Berechnung:

Sitzt nun unruhvoll,
Weiß weder, was sie will noch soll,
Denkt ans Geschmeide Tag und Nacht,
Noch mehr an den, der's ihr gebracht.

Das lockende Bild soll verhüten, daß Faust nach
dem ersten mißlungenen Versuch verzichte. Es wäre kaum
nötig gewesen; was Faust in Gretchens Zimmer gesprochen

hat: „Fort! fort! ich kehre nimmermehr,“ ist längst vergessen. Er verlangt, daß Mephisto einen neuen Schmuck schaffe, überhaupt rasch vorwärts mache:

Mach' und richt's nach meinem Sinn!
Häng dich an ihre Nachbarin!
Sei, Teufel, doch nur nicht wie Vrei
Und schaff' einen neuen Schmuck herbei!

Mephisto darauf, in ironischer Ergebenheit:

Ja, gnäd'ger Herr, von Herzen gerne!

Und dann, an Fausts Bemerkung anknüpfend, an dem ersten Schmuck sei ja so viel nicht gewesen:

So ein verliebter Tor verpufft
Euch Sonne, Mond und alle Sterne
Zum Zeitvertreib dem Liebchen in die Luft.

Seinen Humor läßt Mephisto auch in der folgenden Szene spielen, in der wir die angenehme Bekanntschaft von Gretchens Nachbarin, Frau Marthe Schwerdtlein, machen. Sie ist eine jener Unglücklichen, die ihren Männern das häusliche Leben so lange sauer gemacht haben, bis diese ins Weite gegangen sind. Das Stroh= wittventum wird ihr schwer, um so schwerer, als sie unschuldig leidet.

Tät ihn doch wahrlich nicht betrüben,
Tät ihn, weiß Gott, recht herzlich lieben.
Vielleicht ist er gar tot! O Pein! — —
Hätt' ich nur einen Totenschein!

so spricht sie unter heißen Tränen; der Totenschein böte ja die Möglichkeit, einem andern das häusliche Glück zu bereiten, das der erste zu wenig gewürdigt hat.

Gretchen ist mit ihrer Nachbarin befreundet; sie hat

sich offenbar zur Pflicht gemacht, die arme Frau, der so bitteres Unrecht geschehen ist, in ihrem Elend zu trösten. So hat sich zwischen ihnen ein vertraulicher Verkehr entwickelt. Und so kommt jetzt Gretchen gelaufen in atemloser Hast, ihr zu melden, daß sie einen zweiten, noch viel schönern Schmuck in ihrem Schrein gefunden habe:

Ach, seh Sie nur! Ach, schau. Sie nur!

Und nun geschieht der erste verhängnisvolle Schritt. Gretchen klagt:

Darf mich leider nicht auf der Gassen,
Noch in der Kirche mit sehen lassen.

Aber Frau Marthe weiß Rat:

Komm du nur oft zu mir herüber
Und leg den Schmuck hier heimlich an;
Spazier' ein Stündchen lang dem Spiegelglas vorüber,
Wir haben unsre Freude dran;
Und dann gibt's einen Anlaß, gibt's ein Fest,
Wo man's so nach und nach den Leuten sehen läßt;
Ein Kettchen erst, die Perle dann ins Ohr;
Die Mutter sieht's wohl nicht, man macht ihr auch was vor.

Während Frau Marthe Gretchen mit dem neuen Schmuck aufpuzt, tritt Mephisto ein. Ehrerbietig verneigt er sich vor Gretchen und macht Miene, sich vor dem vornehmen Besuch zurückziehen zu wollen. Gretchen bekennt sich als ein armes junges Blut:

Schmuck und Geschmeide sind nicht mein.

Mephisto:

Ach, es ist nicht der Schmuck allein;
Sie hat ein Wesen, einen Blick so scharf!
Wie freut mich's, daß ich bleiben darf!

Nun folgt eine höchst dramatische Szene zwischen

Mephisto und Frau Marthe. Treffend bemerkt Runo Fischer: „Das gemeine, im Grunde schlechte und verlogene Weib ist ein dem Mephisto völlig vertrautes Wesen, das er beherrscht wie der Virtuose sein Instrument: es muß stets den Ton geben, welchen er hervorgerufen will.“ Bald spannt er ihre Neugier, bald ihre Geldgier, bald ihr Verlangen nach Liebe; jetzt appelliert er an ihre Rührseligkeit, um sie im nächsten Augenblick zu erbojen.

Er bringt eine traurige Mär:

Ihr Mann ist tot und läßt Sie grüßen.

Marthe vergeht in Schmerz:

Ist tot? Das treue Herz! O weh!

Sie hört, daß er zu Padua an wohlgeweihter Stätte ruht. Das weckt ihre Erwartung. Wer so gut begraben ist, hat sicher auch etwas hinterlassen:

Habt Ihr sonst nichts an mich zu bringen?

Darauf Mephisto:

Ja, eine Bitte, groß und schwer:

Laß Sie doch ja für ihn dreihundert Messen singen!

Im übrigen sind meine Taschen leer.

Frau Marthe ist tief entrüstet:

Was! Nicht ein Schaustück? Kein Geschmeid?

Was jeder Handwerksbursch im Grund des Säckels spart,

Zum Angedenken aufbewahrt

Und lieber hungert, lieber bettelt!

Mephisto bedauert unendlich; er erzählt von Herrn Schwerdtleins erbaulichem Ende. Er starb auf halb gefaultem Stroh, aber er bekannte, daß er Ärgeres verdient hätte.

Wie, rief er, muß ich mich von Grund aus hassen,
So mein Gewerch, mein Weib so zu verlassen!
Ach, die Erinnerung tötet mich.
Vergäb sie mir nur noch in diesem Leben!

Marthe:

Der gute Mann! ich hab' ihm längst vergeben.

Doch als Mephisto boshaft fortfährt:

Allein, weiß Gott! sie war mehr schuld als ich,
da bricht sie los:

Das lügt er! Was! am Rand des Grabs zu lügen!

Mephisto beruhigt sie: Er phantasierte; aber so-
gleich läßt er eine weitere Bosheit folgen.

Ich hatte, sprach er, nicht zum Zeitvertreib zu gaffen,
Erst Kinder und dann Brot für sie zu schaffen,
Und Brot im allerweitsten Sinn,
Und konnte nicht einmal mein Teil in Frieden essen.

Marthe, in neuer Entrüstung:

Hat er so aller Treu, so aller Lieb vergessen,
Der Blauderei bei Tag und Nacht!

Nun weckt Mephisto in ihr von neuem die Geld-
gier, um sie sofort wieder zu enttäuschen. Er erzählt, wie
der Ausreißer einst mit frommen Gebeten für Weib und
Kind zur See gegangen sei, ein Schiff des Sultans habe
entern helfen und Anteil an dem erbeuteten Schätze be-
kommen habe.

Marthe:

Ei wie? Ei wo? Hat er's vielleicht vergraben?

Leider nein! Er hat's durchgebracht mit einem
schönen Fräulein, das sich seiner annahm, als er zu
Neapel als Fremdling weilte.

Marthe:

Der Schelm! der Dieb an seinen Kindern!
Auch alles Elend, alle Not
Konnt nicht sein schändlich Leben hindern!

Mephisto tröstet sie:

Ja seht, dafür ist er nun tot.
Wär' ich nun jezt an Eurem Plaze,
Betrault' ich ihn ein züchtig Jahr,
Bisierte dann unterweil nach einem neuen Schaze.

Damit hat er die rechte Saite berührt. Frau Marthe geht sofort auf den Gedanken ein. Zwar scheint sie ihn weit wegzuweisen.

Ach Gott! wie doch mein erster war,
Find' ich nicht leicht auf dieser Welt den andern.
Es konnte kaum ein herziger Närrchen sein.
Er liebte nur das allzu viele Wandern
Und fremde Weiber und fremden Wein
Und das verfluchte Würfelspiel.

Sie sagt sich, je mehr sie als Witwe den ersten Mann rühme, je mehr sie ihn, nachsichtig gegen einige verzeihliche Schwächen, als einen prächtigen Ehemann preise, desto leichter werde ein andrer ins Garn gehen, und desto höher dürfe sie ihre Ansprüche spannen. Mephisto kann sich's nicht versagen, ihre stillen Gedanken und Wünsche ans Tageslicht zu ziehen.

Nun, nun, so konnt' es gehn und stehen,
Wenn er Euch ungefähr so viel
Von seiner Seite nachgesehen.
Ich schwör' Euch zu, mit dem Beding
Wechselt' ich selbst mit Euch den Ring.

Die Witwe heißt sofort auf diesen Köder:

O, es beliebt dem Herrn zu scherzen!

Mephisto darauf in komischem Schrecken für sich:

Nun mach' ich mich beizeiten fort.
Die hielte wohl den Teufel selbst beim Wort.

Aber von einer Marthe kommt auch der Teufel so schnell nicht los. Sie möchte ein sicheres Zeugnis haben, daß sie Witwe ist, möchte Ort und Zeit des Todes genau feststellen und das Nötige im Wochenblättchen publizieren, damit die Welt über ihre Witwenschaft außer Zweifel sei.

Mephisto verspricht, ihr einen zweiten Zeugen zu stellen, der vor dem Richter die nötigen Aussagen machen könne; er hofft, das Fräulein auch wiederzusehen. Marthe geht eifrig darauf ein:

Da hinterm Haus in meinem Garten
Wollen wir der Herrn heut abend warten.

Während dieses Spiels mit Frau Marthe hat Mephisto auch mit Gretchen sein Spiel begonnen. Sie hat für die unglückliche Witwe und ihre Seelenschmerzen tiefes Mitleid empfunden und in ihrem Schicksal nur ein Beispiel dafür gesehen, daß alle Liebe in Leid endigt:

Ich möchte drum mein Tag nicht lieben,
Würde mich Verlust zu Tode betrüben.

Sie will für den armen Verstorbenen fleißig beten. Mephisto aber bemüht sich, die Eitelkeit und das Verlangen nach Liebeslust in ihr zu wecken:

Ist's nicht ein Mann, sei's dertweil ein Galan.
's ist eine der größten Himmelsgaben,
So ein lieb Ding im Arm zu haben.

Gretchen weist solche Gedanken zurück; ja sie versteht Mephisto kaum. Als er sie fragt:

Wie steht es denn mit Ihrem Herzen?

antwortet sie:

Was meint der Herr damit?

so daß Mephisto, unwillkürlich gerührt, für sich selber sagt:

Du guts, unschuldigs Kind!

Aber Marthe wird dafür sorgen, daß Gretchen am Abend auch da ist. Wenn eine Witwe sich mit Heiratsplänen trägt, gesellt sie sich gern die Jugend zu, um mit der Jugend wieder jung zu werden oder doch jung zu scheinen.

Die folgende Szene zeigt uns Mephisto im Zwiegespräch mit Faust: „In kurzer Zeit ist Gretchen Cuer“; eine treffliche Kupplerin hat sich gefunden. In ihrem Garten sollt Ihr heut abend Gretchen sehn. Faust weigert sich entschieden, den Tod Herrn Schwerdtleins, von dem er ja nichts wisse, zu bezeugen. Da erwidert ihm Mephisto höhniſch:

O heil'ger Mann! Da wärt Ihr's nun!
Ist es das erste Mal in Eurem Leben,
Daß Ihr falsch Zeugnis abgelegt?
Habt Ihr von Gott, der Welt und was sich drin bewegt,
Vom Menschen, was sich ihm in Kopf und Herzen regt,
Definitionen nicht mit großer Kraft gegeben?
Mit frecher Stirne, kühner Brust?
Und wollt Ihr recht ins Innre gehen,
Habt Ihr davon, Ihr müßt es grad gestehen,
So viel als von Herrn Schwerdtleins Tod gewußt.

Faust gibt sich damit nicht überwunden. Er fühlt, daß ein Unterschied ist zwischen ungenügend begründeten Lehren über die höchsten Dinge und einem falschen

Zeugnis, und schilt Mephisto einen Sophisten. Da greift ihn dieser von einer andern Seite an:

Ja, wenn man's nicht ein bißchen tiefer wüßte.
Denn morgen wirst, in allen Ehren,
Das arme Gretchen nicht betören
Und alle Seelenlieb' ihr schwören?

Faust:

Und zwar von Herzen.

Mephistopheles:

Gut und schön!

Dann wird von ewiger Treu' und Liebe,
Von einzig überallmächt'gem Triebe —
Wird das auch so von Herzen gehn?

Faust:

Laß das! Es wird! — Wenn ich empfinde,
Für das Gefühl, für das Gewühl
Nach Namen suche, keinen finde,
Dann durch die Welt mit allen Sinnen schweife,
Nach allen höchsten Worten greife
Und diese Blut, von der ich brenne,
Unendlich, ewig, ewig nenne,
Ist das ein teuflisch Lügenspiel?

Mephisto darauf:

Ich hab doch recht.

Und er hat wirklich recht. Derselbe Mann, der sich vor einem falschen Zeugnis scheut, wird doch in der Glut seiner Leidenschaft dem geliebten Mädchen von ewiger Liebe und Treue reden und das Wort ewig ganz anders verstehen, als das Mädchen es verstehen muß. Faust ist auf dem Weg der Lüge, und wer diesen Weg einmal betreten hat, der wird sich bald genötigt sehen, auch da zu lügen, wo er sich dessen schämt. So gibt er Mephisto nach:

Ich hab des Schwäkens überdruß.

Das heißt diesmal in seinem Munde: Ich weiß, wie es steht, aber ich mag mir über mein Tun nicht klar werden.

Nun folgen die unvergleichlichen Liebeszenen im Garten. Ich muß mich, wenn ich mein heutiges Pensum zu Ende bringen will, darüber sehr kurz fassen, und ich darf's. Diese Szenen können nur verlieren, wenn man Worte darüber macht. Ich könnte sie Ihnen nur Zeile für Zeile vorlesen. So mögen denn wenige Bemerkungen genügen.

Die beiden Paare, Faust und Gretchen, Mephisto und Marthe, spazieren durch den Garten. Dreimal sehen wir jedes Paar im Zwiegespräch an uns vorübergehen. Faust wirbt um Gretchen, Marthe um Mephisto. Zuerst ein Wort von diesem letztern Paar. Marthe wirft ein ums andere Mal die Angel aus, und Mephisto stellt sich immer wieder, als wolle er anbeißen, um im letzten Augenblick, wenn Marthe die Schnur heben will, zurückzuweichen.

Zuerst weist sie ihn darauf hin, wie unbefriedigend auf die Dauer das Keißeleben werde:

In raschen Jahren geht's wohl an,
So um und um frei durch die Welt zu streifen;
Doch kömmt die böse Zeit heran,
Und sich als Hagestolz allein zum Grab zu schleifen,
Das hat noch keinem wohlgetan.

Mephisto bekennt:

Mit Grausen seh' ich das von weitem.

Und sie, des Erfolges schon beinahe gewiß:

Drum, werter Herr, beratet Euch in Zeiten.

So gehen sie vorüber; aber als sie wiederkommen, und wir sie wieder sprechen hören, merken wir, daß der erste Zug mißglückt ist. Wir hören Marthe seufzen:

Die armen Weiber sind doch übel dran:
Ein Hagestolz ist schwerlich zu befehren.

Aber Mephisto ist böshaft genug, daß erlöschende Flämmchen der Hoffnung von neuem anzublasen:

Es käme nur auf Euresgleichen an,
Mich eines Bessern zu belehren.

Nun wird sie immer feuriger, aber auf alle ihre Fragen: „Habt Ihr noch nichts gefunden? Ward's nie Ernst in Eurem Herzen?“ antwortet Mephisto so, daß sie endlich in die Klage ausbricht:

Ach, Ihr versteht mich nicht!

Und Mephisto:

Das tut mir herzlich leid.
Doch ich versteh — daß Ihr sehr gütig seid.

Beim dritten Male hat sie die Hoffnung aufgegeben und sucht nur noch den Rückzug in guter Ordnung zu vollziehen. Sie erinnert, daß die Nacht anbreche und sie ihren guten Ruf wahren müsse. Umsonst gesucht, nichts gefangen! Aber wenn der gute Ruf gerettet ist, so ist nichts verloren; einer von denen, die nicht alle werden, wird schließlich doch anbeißen.

Nun das andre Paar. Beim ersten Gang sieht Gretchen in Faust nur den höflichen Reisenden, der sich schonend zu ihrer Niedrigkeit herabläßt. Sie kann kaum begreifen, daß er ihr die arbeitsgewohnte, rauhe Hand küßt. Beim zweiten Male fühlen wir bereits, daß ihr

der Gedanke, der Reisende werde weiterziehen und ihrer vergessen, schmerzlich ist:

Denkt Ihr an mich ein Augenblickchen nur,
Ich werde Zeit genug an Euch zu denken haben.

Sie ist vertraulicher geworden, sie erzählt von ihrer häuslichen Arbeit, überhaupt von ihren Verhältnissen. Der Fremde soll wissen, daß sie und die Mutter sich eigentlich mehr einschränken, als nötig wäre, weil die Mutter so akkurat, so genau ist. Es regt sich die Eitelkeit. Wunderbar schön gibt sich die weibliche Natur kund, als sie eingehend schildert, wie sie in der Pflege ihres kleinen Schwesterchens, während die Mutter todkrank lag, Mutterglück und Mutter Sorge empfunden hat.

Beim dritten Gang ist die Vertraulichkeit bereits so weit gediehen, daß sie erzählen kann, was sie bei der ersten Begegnung beim Dom empfunden hat:

Ich war bestürzt, mir war das nie gesehn;
Es konnte niemand von mir übel sagen.
Ach dacht' ich, hat er in deinem Betragen
Was Freches, Unanständiges gesehn?
Es schien ihn gleich nur anzuwandeln,
Mit dieser Dirne gradehin zu handeln.
Gesteh' ich's doch! Ich wußte nicht, was sich
Zu Eurem Vorteil hier zu regen gleich begann;
Allein, gewiß, ich war recht böse auf mich,
Daß ich auf Euch nicht böser werden konnte.

Jetzt weiß sie, was sich in ihr geregt hat, jetzt möchte sie nur wissen, ob er für sie dasselbe empfindet; sie beginnt das Spiel mit der Sternblume: „Er liebt mich, liebt mich nicht“, und ist entzückt, als es nach ihrem Wunsch endet. Als Faust des Blumenorakels Spruch be-

stätigt und ihre Hände faßt, da kann sie, was sie durchschauert, nur in die Worte fassen:

Mich überläuft's!

Aber Faust spricht nun die Worte:

Ewig! ewig! kein Ende!

die Worte, von denen ihm Mephisto gesagt hat, daß sie Lüge seien. Er gedenkt dessen, darum steht er einen Augenblick in Gedanken. Und nun kommt das andre Paar, der Verführer und die Kupplerin, und wir ahnen, wie der Liebesbund enden wird, der dieses Paar zum Urheber hat. „Eine Wonne, die ewig sein muß! ewig!“ hat Faust gesagt, „ihr Ende würde Verzweiflung sein.“ Wir wissen, es wird Verzweiflung sein.

Gretchen ahnt nichts Böses; in ihrem Liebesglück ist auch alle Scheu vor dem ihr geistig überlegenen Fremdling gewichen. In der nächsten Szene, die einen oder mehrere Tage später spielt, in dem neckischen Spiel beim Gartenhäuschen, erwidert sie unbefangen den geraubten Kuß. Erst als der Geliebte geschieden ist, kehrt ihr das Gefühl wieder von dem Abstand, der sie trennt, und die Verwunderung über das, was geschehen ist.

Du lieber Gott! was so ein Mann
Nicht alles, alles denken kann!
Beschämt nur steh' ich vor ihm da
Und sag zu allen Sachen ja.
Bin doch ein arm unwissend Kind,
Begreife nicht, was er an mir find't.



Achter Vortrag.

Trennung und Wiederfinden. Schuld und Reue.

Meine Zuhörer!

Wir sind in der Betrachtung der Gretchentragödie bis zu dem Liebesbunde in Frau Marthes Garten gelangt. Die Szenen, die das Werden dieser Liebe schildern, prägen sich jedem, der sie auch nur einmal gelesen hat, tief in die Seele. So darf ich mir heute wohl den Rückblick ersparen und mich gleich der nächsten Szene zuwenden, „Wald und Höhle“, die mit einem Monolog Fausts anhebt, einem der merkwürdigsten Stücke unserer Dichtung. Hören wir diesen Monolog.

Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
Warum ich bat. Du hast mir nicht umsonst
Dein Angesicht im Feuer zugewendet.
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. Nicht

Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
Vergönne mir, in ihre tiefe Brust
Wie in den Busen eines Freunds zu schauen.
Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.
Und wenn der Sturm im Walde braust und knarrt,
Die Riesenfichte stürzend Nachbaräste
Und Nachbarstämme quetschend niederstreift
Und ihrem Fall dumpf hohl der Hügel donnert,
Dann führst du mich zur sichern Höhle, zeigst
Mich dann mir selbst, und meiner eignen Brust
Geheime tiefe Wunder öffnen sich.
Und steigt vor meinem Blick der reine Mond
Besänftigend herüber, schweben mir
Von Felsenwänden, aus dem feuchten Busch
Der Vorwelt silberne Gestalten auf
Und lindern der Betrachtung strenge Lust.

Ursprünglich stand dieser Monolog in keinem Zusammenhang mit der Gretchentragödie. Wie ein erraticus Block steht er in der Dichtung da. Schon die metrische Form zeigt uns, daß er ein Fremdling ist. An die Stelle der volkstümlichen gereimten Knittelverse, die Goethe so meisterhaft handhabt, in denen er trotz ihrer Schlichtheit das Höchste und Tieffte zu sagen versteht, sind reimlose Jamben getreten, das Versmaß, das er in der Iphigenie und im Tasso gebraucht. Goethe wußte auch selbst nicht recht, wo er den Monolog unterbringen sollte. Als er im Jahre 1790 den Faust als Fragment herausgab, setzte er ihn, wenig passend, zwischen die Szene am Brunnen und die im Zwinger. Nach der gewöhnlichen Annahme ist der Monolog in Italien entstanden; jedenfalls stammt er aus einer Zeit, wo der

Dichter die Handlung anders zu führen dachte, als er es später getan hat.

Schon früher habe ich darauf hingewiesen, daß Goethe wahrscheinlich einst die Absicht hatte, auf die erste Erscheinung des Erdgeistes andere Erscheinungen dieses Geistes folgen zu lassen. Trotz der ersten Abweijung, die Faust von ihm erfahren hatte, sollte der Geist später auf seine Wünsche eingehen. Wir kennen die Wünsche, die Faust im allerersten Monolog ausgesprochen hat:

Ach! könnt' ich doch auf Bergeshöhn
In deinem lieben Lichte gehn,
Um Bergeshöhle mit Geistern schweben,
Auf Wiesen in deinem Dämmer weben,
Von allem Wissensqualm entladen
In deinem Tau gesund mich baden!

Wir haben gehört, was er sich davon verspricht:

Erkenneft dann der Sterne Lauf,
Und wenn Natur dich unterweist,
Dann geht die Seelenkraft dir auf,
Wie spricht ein Geist zum andern Geist.

Beim Anblick des Zeichens des Erdgeistes hat er gesprochen:

Ich fühle Mut, mich in die Welt zu wagen,
Der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen,
Mit Stürmen mich herumzuschlagen
Und in des Schiffbruchs Anrirschen nicht zu zagen.

Faust hat sich die Kraft zugetraut, das ganze Leben der Natur, aber auch das ganze Leben der Menschheit in sich aufzunehmen:

Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen.

Diesem Verlangen Fausts sollte nach der ursprünglichen Absicht des Dichters der Erdgeist entgegenkommen. Freilich sollte dies zu tragischem Ausgang führen; denn der Erdgeist sollte Faust den Mephisto als Gesellen und Verführer auf die Weltfahrt mitgeben.

Von dem ursprünglichen Plan aber ist Goethe, als er Jahrzehnte später den Faust wieder aufnahm, abgekommen. Er hat die Dichtung mit der Wette zwischen dem Herrn und Mephisto eingeleitet und Mephisto nicht mehr als Gesandten des Erdgeists auftreten lassen. Der Teufel macht sich auf eigene Hand an Faust heran, nachdem der Herr ihm dazu die Erlaubnis gegeben hat.

Als Goethe aber den Monolog schrieb, arbeitete er offenbar noch nach dem alten Plane. Vergessen wir also für einen Augenblick den Gang unserer Dichtung, und erinnern wir uns des ursprünglichen Planes, dann wird uns, was sonst unverständlich bliebe, sofort klar werden. Denken wir uns, der Erdgeist sei Faust von neuem erschienen, habe ihm Gewährung seiner Bitten zugesichert und ihm zugleich Mephisto zur Seite gegeben. Faust habe sich mit ihm auf die Weltfahrt gemacht, und auf dieser Fahrt sei er, wir wissen nicht wie und wann, zum Leben in der Natur, in Wald und Höhle geführt worden, und da habe er gefunden, was er sich vom Erdgeist erbeten hatte.

Wir hören hier durch den Mund Fausts den Dichter selber reden. Goethe hat sich schon in der ersten Weimarer Zeit aus dem Leben des Hofes in die Natur, in die

Waldeinsamkeit Thüringens, geflüchtet. Da hat er in die Natur schauen gelernt wie in den Busen eines Freundes. „Niemand ahnt“, schreibt er einmal aus dem Thüringer Walde an Frau von Stein, „niemand ahnt, mit welcher köstlichen Unsichtbaren ich mich unterhalte.“ Schon beschäftigt ihn der Gedanke, daß die Natur eine Einheit sei, und alle Lebendigen Glieder einer Reihe, einer Kette. In den mannigfaltigen Gewächsen der Erde sieht er die Entfaltung einer Urpflanze, im Menschen das letzte Glied im Entwicklungsgang der lebendigen Wesen. Die Tiere im Busch, im Wasser, in der Luft werden ihm seine Brüder. Diese seine Naturbetrachtung hat er in unserm Monolog seinem Faust geliehen.

Und nun ein Weiteres: Durch die Naturbetrachtung sieht er sich zur Selbstbetrachtung geführt. Das Verständnis der Natur hilft ihm auch zum Verständnis des eigenen Lebens. Sich selbst erkennen, die Wunder der Menschenseele verstehen, „was, von Menschen nicht gewußt oder nicht bedacht, durch das Labyrinth der Brust wandelt in der Nacht“ — das ist ihm noch mehr als die Erkenntnis der Natur.

Und endlich das Dritte: Auch die Vergangenheit steigt vor seinem Geiste auf. Der Vorwelt silberne Gestalten, die ihm von den Felsenwänden und aus dem Busch entgegenschweben, sind die von der Poesie wie von sanftem Mondlicht verklärten Gestalten der Sage. War die Betrachtung der Natur und der Menschenseele ihm eine strenge Lust, weil nur an-

gestrengte Arbeit zur Erkenntnis der Wahrheit führt, so gewähren sie ihm eine Lust ohne Anstrengung. Für die Befriedigung, die er aus dem Verständnis der Natur, der Selbstbetrachtung und der Versenkung in die Vorwelt gewonnen hat, spricht der Dichter in diesem Monolog seinen Dank aus: „Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles, warum ich bat.“

Wann aber ist dieser Monolog entstanden? Die gewöhnliche Annahme ist, er sei der Dank des Dichters für das, was ihm Italien gegeben hatte, er sei während der italienischen Reise entstanden. Man hat ihn sogar für die in Rom entstandene Szene erklärt, von der Goethe sagt, wenn er das Papier räucherte, sollte sie niemand aus den ältern vergilbten Manuskripten herausfinden. Davon kann aber nicht die Rede sein; denn von jenen ältern Bestandteilen des Faust hebt sich der Monolog durch seine metrische Form deutlich genug ab; da würde kein Räuchern des Papiers helfen. Überdies kann auch aus einem andern Grunde das in Rom entstandene Stück nicht der Monolog sein; Goethe sagt ausdrücklich, er habe dort „eine neue Szene ausgeführt“, und eine ausgeführte Szene ist der Monolog nicht. Zum Überflus erfahren wir endlich aus Eckermanns Gesprächen mit Goethe, daß die in Rom entstandene Szene die Hexenküche ist. Die Naturschilderung im Monolog weist nicht nach Italien, sondern nach Thüringen und nach dem Brocken; nicht südliche, sondern nordische Natur wird uns da vorgeführt, und ähnliche Empfindungen spricht

der Dichter in Briefen und Gedichten der ersten Weimarer Zeit aus. Auch „der Vorwelt silberne Gestalten“, die vor ihm beim Mondschein „von Felsenwänden und aus dem feuchten Busch aufschweben“, weisen nicht nach Italien. Man wollte die „silbernen Gestalten“ als die Marmorbilder der Antike deuten; aber der Dichter, der in Italien unter den Marmorbildern gewandelt ist, ließe diese schwerlich bloß als mondbeglänzte Nebelgestalten, bloß als Phantasiegebilde vor seiner Seele auftauchen. So möchte ich denn mit Ernst Traumann*) für wahrscheinlich halten, daß unser Monolog in der ersten Weimarer Zeit entstanden sei und den Dank ausspreche nicht für das, was der Dichter in Italien, sondern was er auf einsamen Wanderungen in Thüringen und im Harz gefunden hat. Gewisse Bedenken vermag ich allerdings nicht zu unterdrücken. Das Versmaß des Monologs weist auf Italien, und der Ausdruck: „Der Vorwelt silberne Gestalten lindern der Betrachtung strenge Lust“, erinnert an Briefe aus Italien, in denen die Ausdrücke vorkommen: „Die allzustrengen Begriffe der Kunst lindern“ und „eine Pause der allzustrengen Betrachtung.“ Denkbar wäre, daß der Monolog ursprünglich zu Weimar in gehobener Prosa geschrieben war, etwa wie die erste Iphigenie, und später eine Umarbeitung erfahren hat. Wie dem aber auch sein mag: jedenfalls gehört er einer Zeit an, wo der Dichter seinen

*) Dr. E. Traumann, „Wald und Höhle“, Eine Fauststudie. Heidelberg bei Otto Petters, 1902.

Mephistopheles als Gesandten des Erdgeists einführen wollte. Als er später den Faust nach neuem Plane weiterführte, wollte er doch den Monolog, den er aus seiner innersten Seele herausgeschrieben hatte, nicht missen. Aber wo ihn einfügen? Goethe schob ihn schließlich mitten in die Gretchentragödie hinein. Von Anfang an war es seine Absicht gewesen, in Faust auf dem Höhepunkt des Liebesverhältnisses die bessere Natur noch einmal siegen zu lassen. Faust sollte entfliehen, aber Mephisto ihn zu Gretchen zurücklocken. Hier ließ sich der Monolog verwenden. Der Dichter fügte ihn unverändert ein, obwohl der Eingang: „Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,“ nicht mehr in die neue Dichtung paßte, und als Übergang zu der darauf folgenden Verlockungsszene ließ er auf den Jubel des Dankes einen schmerzlichen Nachklang folgen. So Großes der Erdgeist Faust gegeben hat, er hat ihm auch Mephisto zugesellt, der mit frechen Reden all seine hohen Empfindungen zunichte macht und ihn vor sich selbst erniedrigt, weil er in seiner Brust ein wildes Feuer, das Verlangen nach jenem schönen Bild, das er in der Hexenküche gesehen hat, ansacht.

O daß dem Menschen nichts Vollkommnes wird
Empfind' ich nun. Du gabst zu dieser Wonne,
Die mich den Göttern nah und näher bringt,
Mir den Gefährten, den ich schon nicht mehr
Entbehren kann, wenn er gleich, kalt und frech,
Mich vor mir selbst erniedrigt und zu nichts
Mit einem Worthauch deine Gaben wandelt.
Er sacht in meiner Brust ein wildes Feuer
Nach jenem schönen Bild geschäftig an.
So tauml' ich von Begierde zu Genuß,
Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde.

Wir müssen uns nun den Zusammenhang etwa so denken: In dem Verkehr mit Gretchen ist die erste, wilde Begier Fausts edlern Gefühlen gewichen; die Herzensreinheit des Mädchens hat ihn überwunden. Er hat sich gesagt, daß er sie nicht verderben dürfe, und ist darum von ihr in die Natur geflohen. Die Liebe hat ihn auch die Natur mit liebendem Sinn betrachten gelehrt; er hat sich zu höherm Leben erhoben. Aber die sinnliche Begierde glimmt unter der Asche, und Mephisto kommt, das Feuer neu anzufachen.

Unwillig sieht Faust ihn kommen.

Ich wollt, du hättest mehr zu tun,
Als mich am guten Tag zu plagen.

Mephisto spielt den Beleidigten:

Nun, nun! ich laß dich gerne ruhn,
Du darfst mir's nicht im Ernste sagen.
An dir Gefellen, unhold, barsch und toll,
Ist wahrlich wenig zu verlieren.
Den ganzen Tag hat man die Hände voll.
Was ihm gefällt, und was man lassen soll,
Kann man dem Herrn nie an der Nase spüren.

Er erinnert ihn, wie unentbehrlich er ihm ist, wie er ihn aus seinem unfruchtbaren Denkerleben und aus seinen Selbstmordsgedanken erlöst hat, und mahnt ihn, das unersprießliche Leben in Wald und Höhle aufzugeben.

Wie hättest du, armer Erdensohn,
Dein Leben ohne mich geführt?
Vom Krebskrabs der Imagination
Hab' ich dich doch auf Zeiten lang kuriert;
Und wär' ich nicht, so wärst du schon
Von diesem Erdball abspaziert.
Was hast du da in Höhlen, Felsenrißen
Sauri, Goethes Faust.

Dich wie ein Schuhu zu versetzen?
Was schlurfft aus dumpfem Moos und triefendem Gestein
Wie eine Kröte Nahrung ein?
Ein schöner, süßer Zeitvertreib!
Dir steckt der Doktor noch im Leib.

Du weißt nicht, wie viel mir diese Einsamkeit ist, erwidert Faust.

Versteht du, was für neue Lebenskraft
Mir dieser Wandel in der Ode schafft?
Ja, würdest du es ahnen können,
Du wärest Teufel genug, mein Glück mir nicht zu gönnen.

Aber Mephisto spottet der hohen Gefühle, die im Grunde nichts seien als irregegangenes Verlangen nach Liebesgenuß.

Ein überirdisches Vergnügen!
In Nacht und Tau auf den Gebirgen liegen
Und Erd' und Himmel wonniglich umfassen,
Zu einer Gottheit sich aufschwellen lassen,
Der Erde Mark mit Ahnungsdrang durchwühlen,
Alle sechs Tagewerk' im Busen fühlen,
In stolzer Kraft, ich weiß nicht was, genießen,
Bald liebewonniglich in alles überfließen,
Verschwunden ganz der Erdensohn,
Und dann die hohe Intuition —
Ich darf nicht sagen, wie — zu schließen.

Pfui über dich! ruft Faust empört aus. Aber der Teufel fährt fort:

Das will Euch nicht behagen;
Ihr habt das Recht, gesittet pfui zu sagen.
Man darf das nicht vor keuschen Ohren nennen,
Was keusche Herzen nicht entbehren können.
Und kurz und gut, ich gönne' Ihm das Vergnügen,
Gelegentlich sich etwas vorzulügen;
Doch lange hält Er das nicht aus.

Nun beginnt er ihm mit verführerischen Worten die verlassene Geliebte zu schildern.

Dein Liebchen sitzt dadrinne,
Und alles wird ihr eng und trüb.
Du kommst ihr gar nicht aus dem Sinne,
Sie hat dich übermächtig lieb.
Erst kam deine Liebeswut übergeflossen,
Wie vom geschmolznen Schnee ein Bächlein übersteigt;
Du hast sie ihr ins Herz gegossen,
Nun ist dein Bächlein wieder seicht.
Mich dünkt, anstatt in Wäldern zu thronen,
Ließ' es dem großen Herren gut,
Das arme affenjunge Blut
Für seine Liebe zu belohnen.
Die Zeit wird ihr erbärmlich lang;
Sie steht am Fenster, sieht die Wolken ziehn
über die alte Stadtmauer hin.
Wenn ich ein Vöglein wär! so geht ihr Gesang
Tagelang, halbe Nächte lang.
Einmal ist sie munter, meist betrübt,
Einmal recht ausgeweint,
Dann wieder ruhig, wie's scheint,
Und immer verliebt.

Faust fühlt, daß die Rede des Verführers wirkt. „Schlange! Schlange!“ ruft er ihm zu. Er sagt sich, daß die Liebe zu Gretchen sich mit seiner Sinnesweise nicht vereinigen lasse. Ein dauernder Liebesbund kann daraus nicht werden; er ist ja der ruhelose Flüchtling, den nichts befriedigen, nichts auf die Dauer fesseln kann. Er fühlt: Zurückkehren heißt die Geliebte verderben. So vergleicht er sich dem verheerenden Bergbach, der das friedliche Hüttchen an seinem Ufer in seinen Wellen verschlingt. Aber er kann seiner Leidenschaft nicht Herr werden; darum mag gleich geschehen, was geschehen muß. Die wunder-

baren Worte, die sich schon im Urfaust, allerdings an einer spätern Stelle, mit einigen Abweichungen, finden, darf ich nicht ungelesen lassen.

Bin ich der Flüchtling nicht, der Unbehaufte,
Der Unmensch ohne Zweck und Ruh,
Der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen brauste,
Begierig wütend, nach dem Abgrund zu?
Und seitwärts sie, mit kindlich dumpfen Sinnen,
Im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld,
Und all ihr häusliches Beginnen
Umfangen in der kleinen Welt.
Und ich, der Gottverhaßte,
Hatte nicht genug,
Daß ich die Felsen faßte
Und sie zu Trümmern schlug!
Sie, ihren Frieden mußt' ich untergraben!
Du, Hölle, mußt'est dieses Opfer haben!
Hilf, Teufel, mir die Zeit der Angst verkürzen!
Was muß geschehn, mag's gleich geschehn!
Mag ihr Geschick auf mich zusammenstürzen
Und sie mit mir zu Grunde gehn!

Mephisto findet dieses Pathos lächerlich. Du gerdest dich ja, als ob mit dem Ende dieses Verhältnisses alles aus wäre. Wenn die Sache zu Ende ist, geht man weiter.

Es lebe, wer sich tapfer hält!
Du bist doch sonst so ziemlich eingeteufelt.
Nichts Abgeschmackters find' ich auf der Welt
Als einen Teufel, der verzweifelt.

Wer zum Teufel, zum Verführer, geworden ist, will er sagen, der hat zu weichen Gefühlen kein Recht mehr.

Wir werden sicher nicht irren, wenn wir in den Worten, die Goethe hier seinem Faust in den Mund legt, Persönliches ausgesprochen finden. Der Unmensch ohne

Zweck und Ruh, der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen brauste, das ist er selbst, und seine Worte sind ein Selbstbekenntnis und Selbstgericht. „Sie, ihren Frieden mußst' ich untergraben!“ Solches Leid hat er einst Frieden von Seisenheim angetan, der er durch seine Untreue das Herz brach.

Die nächste Szene bildet das Gegenstück zu der eben besprochenen. Gretchen am Spinnrade, allein. Dort der liebende Mann, hier das liebende Weib in der Zeit der Trennung. Die verschiedene Art und Weise der beiden Geschlechter ist mit vollendeter Naturwahrheit dargestellt. Er hat sich der Betrachtung großer Dinge hingegeben, für die ihm die Liebe das Verständnis geöffnet hat, und darin wenigstens vorübergehend Ruhe gefunden; sie hat nur e i n e n Gedanken, will nur e i n e n Gedanken: den geliebten Mann, und findet ihre Ruhe nimmer und nimmermehr. In den Worten Gretchens hat der Dichter durch höchste Einfachheit die höchste künstlerische Wirkung erzielt.

Faust ist zurückgekehrt. Die folgende Szene zeigt uns die Liebenden wieder vereinigt, nicht im Augenblick des ersten Wiedersehens, wir müssen uns vielmehr denken, daß sie sich bereits einige Male getroffen haben. Keine Frage nach dem Grunde der Trennung, kein Wort von dem Schmerz derselben. Gretchen ist glücklich, den geliebten Mann wiederzuhaben. Nur einen bitteren Tropfen findet sie im Becher ihrer Liebe: Sie hat herausgeföhlt, daß ihr Glaube nicht der Glaube Fausts ist. Nicht daß es ihr deswegen an unbedingtem Vertrauen zu

ihm fehlte, aber sie bangt um sein Heil. Was wäre ihr der Himmel, wenn er verloren wäre, ohne den es für sie keine Seligkeit gibt! Daß es um seinen Glauben nicht richtig steht, das schließt sie einmal daraus, daß er nicht zur Kirche geht, dann aber aus seinem engen Verkehr mit Mephisto.

Das Gespräch beginnt mit einer Bitte Gretchens. „Versprich mir, Heinrich!“ Was soll er ihr versprechen? Ihre nächsten Worte geben darauf keine Antwort. Als er antwortet: „Was ich kann!“ da sagt sie sich, daß eben wahrscheinlich ein inneres Nichtkönnen der Erfüllung ihrer Bitte im Wege stehe: der Mangel an Glauben; denn sie hat ihn bitten wollen, seine kirchlichen Pflichten zu erfüllen. Nun möchte sie wissen, ob ein solch inneres Hindernis wirklich besteht, drum fährt sie, statt ihre Bitte auszusprechen, mit der Frage fort:

Nun sag, wie hast du's mit der Religion?
Du bist ein herzlich guter Mann,
Allein ich glaub, du hältst nicht viel davon.

Seine Antwort gibt ihr zu erkennen, daß sie sich nicht getäuscht hat.

Laß das, mein Kind! Du fühlst, ich bin dir gut;
Für meine Lieben ließ' ich Leib und Blut,
Will niemand sein Gefühl und seine Kirche rauben.

Das genügt ihr nicht; Liebe und Toleranz, das sind die landläufigen Schlagworte, die der Unglaube im Munde führt; darum erwidert sie:

Das ist nicht recht, man muß dran glauben.

Aus seiner Antwort: „Muß man?“ hört sie heraus:
Ich kann nicht; so fährt sie fort:

Ach, wenn ich etwas auf dich könnte!
Du ehrest auch nicht die heil'gen Sacramente.

Und auf die Antwort: „Ich ehre sie“:

Doch ohne Verlangen.

Zur Messe, zur Beichte bist du lange nicht gegangen.

Und dann geht sie gerade auf den Kern der Frage
los: „Glaubst du an Gott?“

Faust stellt eine Gegenfrage:

Mein Liebchen, wer darf sagen:

Ich glaub' an Gott?

Magst Priester oder Weise fragen,

Und ihre Antwort scheint nur Spott
über den Frager zu sein.

Die Antworten, die man erhält, will Faust sagen,
sind keine; sie wecken sofort neue Fragen. Gretchen hat
aus dieser Antwort mehr Nein als Ja herausgehört,
drum fragt sie: „So glaubst du nicht?“ Und nun hören
wir aus Fausts Munde das berühmte, viel nachgesprochene
und viel erörterte Glaubensbekenntnis:

Mißhör mich nicht, du holdes Angesicht!

Wer darf ihn nennen?

Und wer bekennen:

Ich glaub' ihn?

Wer empfinden

Und sich unterwinden

Zu sagen: ich glaub' ihn nicht?

Der Allumfassend,

Der Allerhalter,

Fast und erhält er nicht

Dich, mich, sich selbst?

Wölbt sich der Himmel nicht dadoben?

Diegt die Erde nicht hierunten fest?

Und steigen freundlich blickend

Ewige Sterne nicht herauf?

Schau' ich nicht Aug' in Auge dir,
Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen dir
Und webt in ewigem Geheimnis
Unsichtbar sichtbar neben dir?
Erfüll davon dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn' es dann, wie du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür. Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut.

Was sagt dieses Glaubensbekenntnis? Wenn ich die Poesie in Prosa übersetzen darf, etwa dies: Es ist Vermessenheit, Gott zu nennen; denn kein Wort, kein Begriff vermag sein Wesen auszudrücken. Wer ihn nennt, der bekennet ihn nicht; er behandelt ihn, indem er ihm einen Namen gibt, als ein Einzelwesen; denn durch den Namen unterscheiden wir ein Ding von andern Dingen seiner Art; Gott aber ist nicht ein Wesen neben andern, sondern das Wesen aller Dinge. Aber ebensowenig darf ein Mensch sich unterwinden zu sagen: Ich glaube ihn nicht. Er leugnete damit sich selbst und alles, was ist. Denn alles, was ist, Himmel und Erde, das All, ist durch ihn, ist er selbst. Wir schauen ihn, wenn wir uns Auge in Auge blicken, er ist in deinen Gedanken und Empfindungen, die sich dir nach Haupt und Herzen drängen; du fühlst in deinem Innern und in dem, was dich rings umgibt, eine Macht, die du doch nicht erfassen kannst, die dir ewig ein Geheimnis bleibt. Laß nur das Herz dir von diesem beseligenden Gefühl erfüllen, dann magst

du sagen: Ich fühle Glück, oder ich fühle mein Herz, oder ich fühle Liebe, oder ich fühle Gott — auf das Wort kommt es nicht an; du wirst empfinden, daß kein Wort die Sache völlig ausdrückt; das Wort wird dir zu einem bloßen Schall, ja zu einem Nebel, der sich vor die Sonne legt und dich hindert, ihre Glut voll zu empfinden. Alles Reden von diesen Dingen ist nicht nur unzulänglich, sondern schwächt das Gefühl davon.

Faust redet hier anders als da, wo er sich dem Teufel verschrieb und über alle hohen Gefühle der Menschenbrust den Fluch aussprach. Die Liebe zu Gretchen hat ihn von neuem empfinden lassen, daß doch nicht alles eitel ist. Und Gretchen empfindet bei seiner begeisterten Rede eine gewisse Beruhigung, wenn auch nicht volle Befriedigung:

Das ist alles recht schön und gut;
Ungefähr sagt das der Pfarrer auch,
Nur mit ein bißchen andern Worten.

Aber als Faust einfällt:

Es sagen's allerorten
Alle Herzen unter dem himmlischen Tage,
Jedes in seiner Sprache;
Warum nicht ich in der meinen?

da fährt sie fort:

Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen,
Steht aber doch immer schief darum;
Denn du hast kein Christentum.

Gretchen fühlt, was diesem Glaubensbekenntnis gebricht; wenn sie etwas von Philosophie gehört hätte, so würde sie sagen, das sei Pantheismus, und zwar na-

turalistischer Pantheismus, Gott und Natur würden darin identifiziert. Goethe braucht dieselben Worte, die er hier von Gott braucht, ein andermal von der Natur. Es fehlt diesem Gott das Sittliche; er ist wohl die Kraft in allen Dingen, aber er ist nicht der heilige Gott.

Man hat die Frage aufgeworfen, auf welcher Seite sich Goethe gestellt habe, ob auf Fausts oder Gretchens Seite. Wir hören ihn öfters ähnlich von Gott reden, aber er ist doch nie das Gefühl los geworden, daß es schief darum stehe. Man kann schwärmen in dem Gefühl, ein Glied des All-Einen zu sein, ganz erfüllt sein von dieser Himmelsglut und dabei doch sich dem Teufel ergeben haben. Das behaupten nicht wir, sondern das sagt Goethe, indem er dieses Glaubensbekenntnis dem Faust in den Mund legt, der im Begriff steht, das geliebte Mädchen zu verderben. Daran dürfen wir alle die erinnern, die sich über das, was der Pfarrer sagt, hoch erhaben dünken, wenn sie Fausts Glaubensbekenntnis nachsprechen.

Auch Faust fühlt, daß Gretchen recht hat. Er weiß nichts zu erwidern. Als er auf ihre Einwendung nur mit einem ausweichenden: „Liebs Kind!“ antwortet, gibt sie dem Gespräch eine andere Wendung:

Es tut mir lang schon weh,
Daß ich dich in der Gesellschaft seh.

Faust:

Wie so?

Margarete:

Der Mensch, den du da bei dir hast,
Ist mir in tiefer innrer Seele verhaßt;

Es hat mir in meinem Leben
So nichts einen Stich ins Herz gegeben,
Als des Menschen widrig Gesicht.

Faust:

Liebe Puppe, fürcht' ihn nicht!

Margarete:

Seine Gegenwart bewegt mir das Blut.
Ich bin sonst allen Menschen gut;
Aber wie ich mich sehne, dich zu schauen,
Hab' ich vor dem Menschen ein heimlich Grauen
Und halt' ihn für einen Schelm dazu.
Gott verzeih mir's, wenn ich ihm unrecht tu!

Das bisherige Gesprächsthema wird damit nicht abgebrochen; denn gerade Fausts enge Verbindung mit Mephisto hat in Gretchen die Befürchtung geweckt, daß es in seinem Innern nicht stehe, wie es sollte. „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist.“ Die beruhigenden Worte Fausts: „Liebe Puppe, fürcht' ihn nicht!“ und „es muß auch solche Räuze geben“, verfehlen ihre Wirkung durchaus. Sie fährt fort:

Wollte nicht mit seinesgleichen leben!
Kommt er einmal zur Thür herein,
Sieht er immer so spöttisch drein
Und halb ergrimmt;
Man sieht, daß er an nichts keinen Anteil nimmt;
Es steht ihm an der Stirn geschrieben,
Daß er nicht mag eine Seele lieben.
Mir wird's so wohl in deinem Arm,
So frei, so hingegen warm,
Und seine Gegenwart schnürt mir das Innre zu.

Faust bricht, tief ergriffen, in die Worte aus: „Du ahnungsvoller Engel du!“ Aber sie hört seine Worte

Faust, sie ist ganz von der Aussprache ihrer Empfindung in Anspruch genommen und fährt darum fort:

Das übermannt mich so sehr,
Daß, wo er nur mag zu uns treten,
Mein' ich sogar, ich liebte dich nicht mehr.
Auch wenn er da ist, könnt' ich nimmer beten,
Und das frißt mir ins Herz hinein;
Dir, Heinrich, muß es auch so sein.

Faust ist über seine Bewegung wieder Meister geworden, er gewinnt über sich zu antworten: „Du hast nun die Antipathie!“ als handelte es sich um eine Abneigung, die bloß in der Natur, nicht im sittlichen Gefühl begründet ist. Gretchen bricht ab, sie muß fort, die häuslichen Geschäfte drängen. Als Faust in die Klage ausbricht:

Ach, kann ich nie
Ein Stündchen ruhig dir am Busen hängen
Und Brust an Brust und Seel' in Seele drängen?

Da spricht sie die verhängnisvollen Worte:

Ach, wenn ich nur alleine schlief!
Ich ließ dir gern heut Nacht den Riegel offen;
Doch meine Mutter schläft nicht tief,
Und würden wir von ihr betroffen,
Ich wär gleich auf der Stelle tot.

Es heißt Gretchens Worte grundfalsch verstehen, wenn man ihnen den Sinn leiht, als wolle sie ihre Unschuld preisgeben. Sie will Faust nur den Beweis unbedingten Vertrauens leisten. Er hat soeben ausgesprochen, wie gänzlich er sich an sie gefesselt fühlt. Sie aber hat im Gespräch ein gewisses Mißtrauen geäußert; nun will sie ihm zeigen, daß sie trotz seiner unbesriedigenden religiösen

Ansichten, trotz des unheimlichen Gefährten sich nur des Besten von ihm versieht und nach dem Verkehr mit ihm nicht minder verlangt als er nach dem ihrigen. Faust mißbraucht dieses Vertrauen; er nimmt sie sofort beim Wort und bietet ihr ein Fläschchen an, das die Mutter in tiefen Schlaf versenken soll, ohne ihr im mindesten zu schaden. Gretchen nimmt es an. Ihre Schuld hat damit begonnen, daß sie sich durch die Nachbarin verleiten ließ, der Mutter von dem zweiten Kästchen nichts zu sagen, sie hat sich fortgesetzt in dem Liebesverkehr hinter ihrem Rücken, und nun steigert sie sich dadurch, daß Gretchen sich von der durch die Natur ihr gegebenen Hüterin durch einen gewaltsamen Eingriff befreit. Sie fühlt, daß sie über das Erlaubte hinausgeht und kann es doch nicht lassen:

Seh' ich dich, bester Mann, nur an,
Weiß nicht, was mich nach deinem Willen treibt;
Ich habe schon so viel für dich getan,
Daß mir zu tun fast nichts mehr übrig bleibt.

Mephisto hat das Gespräch belauscht. Er hat den tiefen Eindruck, den Gretchens Frömmigkeit und Unschuld und ihr Grauen vor seiner Person auf Faust hervorgebracht hat, wahrgenommen und bemüht sich, ihn abzuschwächen, indem er Gretchens Reden und Empfinden lächerlich macht.

Der Grasaff, ist er weg?

fragt er bei seinem Eintreten. Man kann doch in ihr, will er Faust sagen, nicht mehr sehen als ein törichtes Tierchen, mit dem man spielt, weil es hübsch ist. Faust ärgert sich weniger über die Bezeichnung Grasaff, als darüber, daß Mephisto

ihn schwach gesehen, den Ausdruck von Gefühlen aus seinem Munde vernommen hat, denen er doch eigentlich abgesagt hat; er schämt sich vor Mephisto seines Glaubensbekenntnisses und noch mehr der Bewegung, mit der er es gesprochen hat, obwohl der Teufel dagegen im Grunde nicht allzuviel einwenden kann. Darum fragt er ärgerlich:

Gast wieder spioniert?

Mephisto geht auf den Vorwurf nicht ein, sondern fährt in seinem Bemühen fort, den Eindruck wegzuwischen, den Gretchens Worte bei Faust hinterlassen haben. Nicht nur törichtes Geschwäg, sondern schlaue Berechnung, ein Versuch ihn unter den Pantoffel zu bringen, sollen Gretchens Fragen nach Fausts Glauben gewesen sein.

Ich hab's ausführlich wohl vernommen,
Herr Doktor wurden da katechisiert;
Hoff', es soll Ihnen wohl bekommen.
Die Mädels sind doch sehr interessiert,
Ob einer fromm und schlicht nach altem Brauch.
Sie denken, duckt er da, folgt er uns eben auch.

Faust ist empört über diese schändliche Mißdeutung von Gretchens Gesinnung. Er bildet sich ein, Mephisto habe wirklich kein Verständnis für ihre Gefühle.

Du Ungeheuer siehst nicht ein,
Wie diese treue liebe Seele,
Von ihrem Glauben voll,
Der ganz allein
Ihr seligmachend ist, sich heilig quäle,
Daß sie den liebsten Mann verloren halten soll.

Nun ärgert sich Mephisto, daß er für verständnislos gehalten wird. Du meinst, ich verstehe die Menschen nicht? Dich wenigstens kenne ich:

Du überfinnllicher, sinnlicher Freier,
Ein Mägdelein nasführet dich.

Du bildest dir ein, wer weiß was für hohe Gefühle
in der Brust zu tragen und schließlich läuft alles darauf
hinaus, daß weibliche Reize dich gefesselt haben. Faust,
im höchsten Ärger, weil er sich tief getroffen fühlt:

Du Spottgeburt von Dreck und Feuer!

Ich hatte bisher nicht gemeint, daß diese Worte
einer Erklärung bedürften. Runo Fischer hat mich eines
andern belehrt. Er sieht in diesen Worten eine Be-
stätigung seiner Theorie, einen „unumstößlichen Beweis“,
daß Mephisto ursprünglich nicht als Höllengeist, sondern
als Erdgeist gedacht worden sei. Er stammt, sagt er,
aus dem gemeinsten Stoff der Erde und dem verzehrenden
Feuer des Geistes, und Spottgeburt heißt er, weil er
zum Spotten geboren ist, nichts als zu spotten versteht.
Man traut seinen Augen nicht, wenn man das liest.
Da geht dem berühmten Philosophen das Verständnis ein-
mal wieder mit der Theorie durch. Aber er macht sich
überdies noch lustig über eine andere Erklärung, daß
Faust den Mephisto in diesen Worten als „eine den
Spott herausfordernde Mischung von Gemeinheit und
Bosheit“ bezeichne. „Dem Unverstand ist nichts un-
möglich“, fügt er hinzu. Aber hier ist der Unverstand
ganz auf Fischers Seite. Spottgeburt soll nach seiner
Meinung sagen, Mephisto sei zum Spotten geboren. Das
ist ganz gegen den Geist der deutschen Sprache. Wir
sagen etwa: Der Mensch ist zur Freude geboren, könnten

wir ihn darum als eine Freudengeburt bezeichnen? Goethe läßt den Wächter im fünften Akt des zweiten Theils sich als „zum Sehen geboren“ bezeichnen. Wäre er darum eine Sehgeburt? Faust will in der That Mephisto als eine Mißgeburt aus Gemeinheit und höllischer Bosheit bezeichnen. Fischers Erklärung aber — es tut mir leid — ist eine Spottgeburt aus grauer Theorie und blindem Eigensinn.

Die Beschimpfung kümmert Mephisto nicht; er sieht ja gerade aus Fausts Arger, daß er seinem Ziele nahe ist. Faust ist so wütend, weil er die Wahrheit des Wortes: „Du übersinnlicher, sinnlicher Freier!“ empfunden hat. Mephisto fährt darum sehr vergnügt fort:

Und die Physiognomie versteht sie meisterlich:
In meiner Gegenwart wird's ihr, sie weiß nicht wie,
Mein Mäskchen da weis sagt verborgnen Sinn;
Sie fühlt, daß ich ganz sicher ein Genie,
Vielleicht wohl gar der Teufel bin.

Was kümmert's ihn, daß sie ihn durchschaut? Um so blinder traut sie dem sinnlichen Freier. Drum schließt er mit der triumphierenden Frage:

Nun, heute nacht?

Faust weist ihn schroff zurück:

Was geht dich's an?

als hätte er nie gesprochen: „Hör, du mußt mir die Dirne schaffen.“ Mephisto antwortet echt teuflisch:

Hab' ich doch meine Freude dran!

Es ist ja, soll Faust verstehen, die reinste freundschaftliche Teilnahme an deinem Glück, was mich fragen

läßt; in Wahrheit freut er sich darüber, daß es ihm gelungen ist, Faust und Gretchen zu verderben.

Daß nicht nur der Teufel sich des Schadens freut, sondern auch das Menschenherz ähnlicher Gefühle fähig ist, zeigt uns die nächste Szene. Zwei Freundinnen sprechen am Brunnen über die dritte. Lieschen kann Gretchen das Neueste über Bärbelchen mitteilen, die immer so vornehm getan und ein Verhältnis gehabt hat. Nun ist geschehen, was sie immer gedacht und gehofft hat: „sie hat sich endlich auch betört.“ Erst hat sie die Freundin um ihr Glück beneidet, nun freut sie sich ihres Unglücks.

Gretchen kann nicht einstimmen. Einst, so bekennt sie im Selbstgespräch, einst machte ich's ähnlich wie Lieschen; nun kann sie nur sich selbst beurteilen. Aber staunen muß sie über sich selbst und über das Menschenherz, in dem Gutes und Böses so rätselhaft nahe beieinander liegen. Was an andern ihr so sündig, so schwarz vorkam, dazu ist sie selbst gekommen durch Dinge, die gar nicht so schwarz waren, im Gegenteil:

Alles, was dazu mich trieb,
Gott, war so gut! ach, war so lieb!

Das ist die Tragik im Menschenleben, daß an unsere besten und edelsten Empfindungen sich die Sünde hängt, und daß darum verloren ist, wer sich auf sein Herz verläßt.

Noch ist Gretchens Schuld verborgen vor der Welt, und noch dauert das Verhältnis zu Faust fort, obwohl ihr das Glück der Liebe im Gefühl der Schuld unter-

gegangen ist. Der Dichter spricht das zwar nicht ausdrücklich aus, aber wir müssen es schließen aus der drittfolgenden Szene, aus den Flüsterworten des bösen Geistes, die vom Tode der Mutter reden. Nur so erklärt sich der Tod der Mutter. Gretchen hat ihr wohl mehr als einmal den Schlastrunk bereitet, und einmal hat sie in der Verwirrung, in die sie durch ihre Schuld gestürzt worden war, den Trunk zu stark gemacht, so daß die Mutter nicht mehr aufgewacht ist. Aber noch ehe das Entsetzliche geschehen ist, ist es bei Gretchen vom Gefühl der Schuld zu dem der Schande gekommen. Sie ist inne geworden, daß ihre Schuld der Welt offenbar werden wird.

Händeringend finden wir sie vor dem Muttergottesbild, das in einer Nische des Zwingers steht, des Raumes zwischen der Stadtmauer und der ersten Häuserreihe. In ihrem Jammer hat sich Gretchen zu der schmerzenreichen Mutter geflüchtet, die, das Schwert im Herzen, zum Kreuze ihres Sohnes aufblickt. Sie, die den höchsten Schmerz erlitten hat, wird auch Mitleid und Rettung haben, sagt sich das Mädchen, für die, die ähnliche Schmerzen dulden, wenn auch infolge ihrer Schuld. Sie schmückt die Krüge vor dem Bilde mit frischen Blumen, und dann schildert sie ihren eigenen Jammer in unsäglich rührenden, herzbewegenden Lauten.

Noch immer drängt sich in nächtlicher Stunde der Verführer an sie heran. Mit Geschenken will er ihren Jammer stillen; Mephisto begleitet ihn. Faust ist schlimm

zumute. Er vergleicht seine Stimmung mit dem spärlichen Schimmer des ewigen Lichts in der nahen Kirche, der durch die Finsternis verschlungen wird.

Wie von dem Fenster dort der Sakristei
Aufwärts der Schein des ew'gen Lämpchens flämmert
Und schwach und schwächer seitwärts dämmert,
Und Finsternis drängt ringsum bei:
So sieht's in meinem Busen nächtig.

Mephisto empfindet anders. Er freut sich der nahen Walpurgisnacht, wo der Teufel mit den Hexen sich auf dem Bloßberg zu vergnügen pflegt. So wie mir, sagt er, mag's dem Kater auf dem Dache zumute sein, der zugleich den Mäusen und der Liebe nachgeht. Auf dem Bloßberg wird sich auch ihm beides bieten: Gelegenheit zu wüster Lust und Gelegenheit, die armen Hexen zu verderben.

Faust hat sich von Mephisto belehren lassen, wie man verborgene Schätze in seine Gewalt bringt. Durch Zauberworte werden sie aus dem Innern der Erde langsam emporgehoben, bis sie von dem Schatzgräber gehoben werden können. Die beiden haben einen Schatz auf solche Weise zum Steigen gebracht, Faust sieht ihn bereits flimmern und freut sich, von Mephisto zu hören, daß sich eine Perlenkette darin befinde; denn er möchte nicht ohne Geschenk zu der Geliebten gehen. Mephisto findet das Geschenk jetzt überflüssig; er verspricht dem Mädchen ein Lied zu singen, ein moralisches Lied, ein wahres Kunstwerk, das ebenso guten Dienst tun soll als ein Geschenk. Und nun singt er zum Klang der Zither ein

Lied voll teuflischen Hohnes. Es warnt Gretchen vor dem, was bereits geschehen und nicht mehr zu ändern ist. Das Liedchen klingt an ein Lied aus Shakespeares Hamlet an, das die wahnsinnige Ophelia singt.

Aber vor dem Hause lauert im Dunkeln Gretchens Bruder Valentin, ein derber Landsknecht. Noch ehe Faust und Mephisto aufgetreten sind, haben wir ihn um die Schwester klagen hören. Wie war er einst so stolz auf sie! Wie hat er sie seinen Kameraden als die schönste unter den Mädchen gepriesen! Jetzt wird er ihretwegen Stichelreden hören müssen und nichts darauf erwidern dürfen.

Plötzlich bricht er mit gezücktem Degen hervor, schlägt Mephisto die Zither entzwei und droht, ihm auch den Schädel zu spalten. Aber Mephisto pariert seine Liebe, Faust kommt ihm zu Hilfe, Valentin ruft:

Ich glaub, der Teufel sicht.
Was ist denn das? Schon wird die Hand mir lahm.

Von einem Stoß Fausts getroffen sinkt er, tödlich verwundet, zur Erde.

Nun ist der Lummel zahm!

höhnt Mephisto und fordert Faust zu schleuniger Flucht auf, da er zwar wohl über die Polizei, aber nicht über den Blutbann Macht habe. Während die Mörder entfliehen, sammelt sich die durch den Lärm geweckte Bürgerschaft, auch Frau Marthe und Gretchen erscheinen. Diese erkennt mit Entsetzen in dem Verwundeten den Bruder. Aus seinem Munde muß sie Hohn und Fluch hören:

Du verstehst dein Handwerk noch nicht, du mußt's viel frecher betreiben. Er sieht sie im Geist bereits als Straßendirne.

Frau Marthe mahnt den Sterbenden, statt Lästerung auf sich zu laden, seine Seele Gottes Gnade zu befehlen, aber er erwidert ihr:

Könnst' ich dir nur an den dürren Leib,
Du schändlich kupplerisches Weib!
Da hofft' ich aller meiner Sünden
Vergebung reiche Maß zu finden.

Gretchen bricht in die Worte aus:

Mein Bruder! Welche Höllepein!

Er aber, der nicht weiß, wie tief Gretchen ihre Schuld empfindet, hat kein Mitleid für sie und will keines von ihr für sich. Zu tief hat sie ihm wehgetan.

Ich sage, laß die Tränen sein!
Da du dich sprachst der Ehre los,
Gabst mir den schwersten Herzensstoß.
Ich gehe durch den Todesschlaf
Zu Gott ein als Soldat und brav.

Die Herren Ausleger haben an dem Inhalt dieser Szene Anstoß genommen; sie finden den fortgesetzten Liebesverkehr Fausts und Gretchens häßlich und widerlich. Runo Fischer meint sogar, Goethe habe im zweiten Teil der Dichtung die Szene annulliert; denn er lasse dort die drei großen Büsserinnen zur Mutter Gottes sagen:

Gönn' auch dieser guten Seele,
Die sich einmal nur vergessen,
Die nicht ahnte, daß sie fehle,
Dein Verzeihen angemessen.

Aber Goethe wußte wohl, was er tat, als er diese Szene schrieb; das Verhältniß sollte häßlich und widerlich enden wie alles, was der Teufel angezettelt hat.

Gestatten Sie mir noch ein paar Worte über die Szene im Dom. Gretchen mitten unter dem andächtigen Volke, hinter ihr der böse Geist; sie sieht ihn nicht, aber sie hört ihn immer aufs neue von ihrer Schuld reden.

Wie anders, Gretchen, war dir's,
Als du noch voll Unschuld
Hier zum Altar tratest,
Aus dem vergriffnen Büchlehen
Gebete lalltest,
Halb Kinderspiele,
Halb Gott im Herzen!
Gretchen!
Wo steht dein Kopf?
In deinem Herzen
Welche Missethat?
Bist du für deiner Mutter Seele, die
Durch dich zur langen, langen Pein hinüberschließ?
Auf deiner Schwelle wessen Blut?

Dies ist die einzige Stelle, die vom Tode der Mutter redet. Die lange, lange Pein, zu der sie hinüberschließ, ist das Fegfeuer, dem sie verfallen muß, weil sie ohne Beichte und letzte Dlung hinübergangen ist. Man hat befremdlich gefunden, daß weder Gretchen vor dem Muttergottesbild am Zwinger der toten Mutter gedenkt, noch Valentin im Sterben oder vorher, bei seiner Klage über die Verführung der Schwester, dieser den Tod der Mutter vorwirft. Aber der Dichter hat die Handlung in diesen Szenen nicht zusammenhängend ausgeführt, sondern

immer nur das Nötigste angedeutet. Wahrscheinlich müssen wir uns denken, daß der Tod der Mutter erst nach der Szene am Zwinger eingetreten ist. Valentin macht der Schwester keinen Vorwurf, weil er nicht weiß, daß sie den Tod der Mutter verschuldet hat; die Ursache dieses Todes ist Gretchens furchtbares Geheimnis geblieben.

Beim Flüstern des Geistes bricht sie in verzweifelte Klage aus:

Weh! Weh!
Wär' ich der Gedanken los,
Die mir herüber und hinüber gehen
Wider mich!

Nun setzen Orgel und Chor ein mit dem alten lateinischen Kirchenlied: Dies irae, dies illa. In deutscher Übersetzung:

Tag des Zorns, Gericht der Sünden,
So den Weltbrand wird entzünden,
Wie da Sag' und Schrift verkünden.

Sitzt der Richter dann und richtet,
Wird, was dunkel ist, gelichtet;
Keine Schuld bleibt ungeschlichtet.

Was dann will ich Armer sagen,
Wen um Schutz zu flehen wagen,
Da Gerechte fast verzagen?

Gretchen fühlt über sich das Gericht ergehen mit all seinen Schrecken:

Mir ist, als ob die Orgel mir
Den Atem versetzte.
Die Mauernpfeiler
Befangen mich,

Das Gewölbe
Drängt mich —
Luft!

Und immer wieder flüstert der böse Geist:

Verbirg dich! Sünd' und Schande
Bleibt nicht verborgen.
Luft? Licht?
Weh dir!
Ihr Antlitz wenden
Verklärte von dir ab.
Die Hände dir zu reichen
Schauert's den Reinen.
Weh!

Noch einmal ertönt der Chorgesang: „Was dann will ich Armer sagen?“ und Gretchen bricht unter der Last ihrer dreifachen Schuld ohnmächtig zusammen.

Was wir uns von der Szene „Gretchen am Spinnrad“ sagten: Höchste Kunst, erreicht durch höchste Einfachheit der Darstellung, das gilt von allen diesen Szenen.



Neunter Vortrag.

Die Walpurgisnacht. Die Katastrophe.

Meine Zuhörer!

Wir stehen vor einem Teil der Faustdichtung, durch den die Gretchentragödie unterbrochen wird, vor der Walpurgisnacht. Faust hat Blutschuld auf sich geladen, und Mephisto ist deshalb eilig mit ihm geflohen. Schon einmal haben wir Faust aus dem Drang des Lebens sich in die Natur flüchten sehen. Um Gretchen nicht zu verderben hat er nach dem Liebesbunde in Marthens Garten sich in eine Höhle im Gebirgswalde zurückgezogen, und im Verkehr mit der Natur ist seine Seele ruhig geworden. Wie anders sind jetzt die Verhältnisse! Er hat Gretchen zugrunde gerichtet und ist an ihrem Bruder zum Mörder geworden. Es ist eine bekannte Tatsache, daß man den Verbrecher unmittelbar nach vollbrachter Tat nicht in einem einsamen Versteck, sondern in einem

lärmenden Vergnügungsort zu suchen hat, wo er die verklagende Stimme des Gewissens im lauten Lärm über-
täuben, die Schuld in wildem Sinentaumel vergessen
kann. Diesen Dienst soll nun die Walpurgisnacht, der
Hexensabbat auf dem Brocken, leisten; Mephisto findet
zweckmäßig, Faust nicht seinen Gefühlen zu überlassen,
sondern ihn in Zerstreuung zu wiegen. Er sieht darin
zugleich das Mittel, ihn noch tiefer in den Schmutz hinab-
zuziehen.

Nach dem Volksglauben hält in der Nacht vor dem
Tage der heiligen Walpurga, der ersten Maiennacht, der
Satan Hof auf dem Gipfel des Brockens. Da sammeln
sich um ihn alle seine Diener, die bösen Geister, die
Hexen und Hexenmeister, um eine Orgie rohester Gemein-
heit zu feiern. In den alten Faustbüchern finden wir
nichts von einer Walpurgisnacht, wohl aber läßt ein im
Jahre 1756 erschienenenes komisches Heldengedicht Faust
auf dem Blocksberg mit dem Teufel zechen. Aus diesem
Gedicht hat Goethe wohl den Gedanken gewonnen, seinen
Faust an der Walpurgisnacht teilnehmen zu lassen; weitere
Anregung hat er aus seinen wiederholten Harzreisen und
Brockenbesteigungen empfangen.

Die Walpurgisnacht ist dem Organismus der Dich-
tung nur sehr lose eingefügt. Sie steht zu der bisherigen
realistischen Darstellungsweise in starkem Gegensatz; der
Stil ist der des zweiten Theils unserer Dichtung. Die
Nacht auf dem Brocken ist als symbolischer Ersatz für
realere Szenen zu betrachten, in denen es Mephisto ge-

lingt, Faust in den Strudel des sinnlichen Genußes hinabzuziehen und ihn seine Schuld und Gretchens Schicksal vergessen zu lassen. Die Deutung der Einzelheiten dieser Szene hat den Fausterklärern viel Kopfzerbrechen verursacht. Die Zeit erlaubt mir nicht, auf alles, was die Ausleger aus der Walpurgisnacht heraus- und in sie hineingelesen haben, einzutreten; ich gedenke nur das Nötigste zu berühren und den Sinn schwieriger Stellen, wie er sich einer von grauen Theorien nicht befangenen Betrachtungsweise ergibt, wo möglich festzustellen.

Wir finden Faust und Mephisto auf einer nächtlichen Fußwanderung bei spärlichem Mondschein zum Brockengipfel. „Gegend von Schierke und Glend“, lautet die Ortsbestimmung des Dichters. Schierke ist das oberste Dörfchen des Harzgebirges, im Glendstal gelegen. Das nächtliche Wandern behagt Faust. Er fühlt, was auch Goethe oft empfunden hat, daß widrige Erlebnisse sich nie leichter vergessen als auf anstrengender Wanderung im Gebirge. Mephisto dagegen findet diese Art zu reisen unbequem; lieber möchte er wie die Hexen durch die Luft reiten.

Verlangst du nicht nach einem Besenstiele?

Ich wünschte mir den allerderbsten Bod.

Auf diesem Weg sind wir noch weit vom Ziele.

Aber Faust antwortet ihm:

Solang ich mich noch frisch auf meinen Beinen fühle,

Genügt mir dieser Knotenstoß.

Was hilft's, daß man den Weg verkürzt!

Im Labyrinth der Täler hinzuschleichen,

Dann diesen Felsen zu ersteigen,

Von dem der Quell sich ewig sprudelnd stürzt,
Das ist die Lust, die solche Pfade würzt.
Der Frühling webt schon in den Birken,
Und selbst die Fichte fühlt ihn schon;
Sollt' er nicht auch auf unsre Glieder wirken?

Auch die Frühlingszeit, in der sich überall neues Leben regt, ist Mephisto unsympathisch; er ist ja der Geist der Zerstörung. Winterlüfte wären ihm willkommener als das Regen des Lenzes.

Fürwahr, ich spüre nichts davon.
Mir ist es winterlich im Leibe;
Ich wünschte Schnee und Frost auf meiner Bahn.
Wie traurig steigt die unvollkommne Scheibe
Des roten Mond's mit später Glut heran
Und leuchtet schlecht, daß man bei jedem Schritte
Vor einen Baum, vor einen Felsen rennt!
Erlaub, daß ich ein Irrlicht bitte.
Dort seh' ich eins, das eben lustig brennt.
Ge da, mein Freund! Darf ich dich zu uns fodern?
Was willst du so vergebens lodern?
Sei doch so gut und leucht' uns da hinauf!

Auf die beiden Verse: „Wie traurig steigt die unvollkommne Scheibe des roten Mond's mit später Glut heran“, war Goethe besonders stolz. Wir werden sofort weitem Beispielen seiner tiefen Naturempfindung und seiner Kunst, sie in Worten auszusprechen, begegnen.

Das angerufene Irrlicht kommt herbei:

Aus Ehrfurcht, hoff' ich, soll es mir gelingen,
Mein leichtes Naturell zu zwingen;
Nur zickzack geht gewöhnlich unser Lauf.

Mephisto erwidert:

Ei! ei! Er denk's den Menschen nachzuahmen.
Geh Er nur grad, ins Teufels Namen!
Sonst blas' ich Ihm Sein Flackerleben aus.

Und das Irrlicht verspricht, sein Möglichstes zu tun.

Ich merke wohl, Ihr seid der Herr vom Haus,
Und will mich gern nach Euch bequemen.
Allein bedenkt, der Berg ist heute zaubertoll,
Und wenn ein Irrlicht Euch die Wege weisen soll,
So müßt Ihr's so genau nicht nehmen.

Schon bei diesen Versen sind die Ausleger gestolpert. Das Irrlicht wird die Schuld tragen. Ich erwähne nur beiläufig, daß einer in den Versen: „Der Frühling webt schon in den Birken, und selbst die Fichte fühlt ihn schon“, eine Anspielung auf den Philosophen Fichte gefunden hat. Schwierigkeiten hat ihnen besonders das Wort gemacht, das Mephisto an das Irrlicht richtet: „Ei! ei! Er denkt's den Menschen nachzuahmen.“ Der eine findet darin den Gedanken, man könne sich auf Irrlichter und Menschen nicht verlassen, der andere meint, Mephisto spotte über die den Menschen abgesehene Unart des Irrlichts, das Mühevollle ihrer Dienstleistungen hervorzuheben und dankbare Anerkennung dafür zu verlangen. Die Sache ist so einfach als möglich: Das Irrlicht hat gesagt: „Nur zickzack geht gewöhnlich unser Lauf“, und darauf antwortet Mephisto: „Ei! ei! Er denkt's den Menschen nachzuahmen.“ Schon ein mäßig begabter Schulknaube wird merken, daß die Nachahmung der Menschen im Zickzackgehen bestehen soll. Auch das Menschenleben bewegt sich bekanntlich selten in gerader Linie.

Die Wanderer sind in die Traum- und Zaubersphäre eingetreten, in den Kreis, wo der Hexensabbat spielt. Das Klauschen der Bergbäche tönt in Fausts Seele wie Stimmen aus der Zeit des Liebesglücks.

Durch die Steine, durch den Rasen
Eilet Bach und Bächlein nieder.
Hör' ich Rauschen? hör' ich Lieder?
Hör' ich holde Liebesklage,
Stimmen jener Himmelstage?
Was wir hoffen! was wir lieben!
Und das Echo wie die Sage
Alter Zeiten hallet wider.

Aber die holden Stimmen gehen unter in denen des
Hexensabbats. Die Eulen schreien, aber auch Riebig und
Häher, die Vögel des Tages, sind erwacht. Molche drängen
sich durchs Gesträuch, die Wurzeln der Bäume scheinen
zu Schlangen und Polypen zu werden. Scharen bunter
Mäuse ziehen durch Moos und Heide, Glühwürmer und
Irrlichter tanzen in der Luft, Felsen und Bäume werden
lebendig und schneiden Gesichter. In dem Gewirre be-
ginnt es Faust zu schwindeln, er muß sich an Mephi-
stos Mantel halten, um nicht zu stürzen.

Von einem Borgipfel des Brockens aus betrachten
die Wanderer das Glühen der Metalle im Innern des
Berges. Herr Mammon hat zum Hexensfeste seinen unter-
irdischen Palast erleuchtet. Bis in die tiefsten Abgründe
des Erdinnern leuchtet es, die Metalladern beginnen zu
glühen, hier wie Dampf und Dunst, dort wie ein zarter
Faden, hier brechen sie wie Quellen durch das Gestein,
dort schlingen sie sich, bald in dichten Büscheln, bald
vereinzelt, durch die Tiefe. Goldene Funken sprühen,
und plötzlich entzündet sich die Felsenwand in ihrer ganzen
Höhe. Aber nun braust eine Windsbraut heran. Me-
phisto schildert sie in prachtvollen Worten:

Du mußt des Felsens alte Rippen packen;
Sonst stürzt sie dich hinab in dieser Schlünde Gruft.
Ein Nebel verdichtet die Nacht.
Höre, wie's durch die Wälder kracht!
Aufgescheucht fliegen die Eulen.
Hör'! es splintern die Säulen
Ewig grüner Paläste.
Girren und Brechen der Äste!
Der Stämme mächtiges Dröhnen!
Der Wurzeln Knarren und Gähnen!
Im fürchterlich verworrenen Falle
Übereinander krachen sie alle,
Und durch die übertrümmerten Klüfte
Rischen und heulen die Lüfte.
Hörst du Stimmen in der Höhe?
In der Ferne, in der Nähe?
Ja, den ganzen Berg entlang
Strömt ein wütender Zauberfang.

Im Toben der Elemente naht das Heer der Hexen,
das zum Brocken zieht. In wildem Gedränge, unter
wüstem Gesang kommen sie durch die Lüfte geritten auf
Besen, Ofengabeln, Ziegenböcken. Seitwärts von dem
Haufen reitet Mutter Baubo auf einem Mutter Schwein.
Baubo ist die Amme der Göttin Ceres, die einst durch
schamlose Späße die um die verlorene Tochter trauernde
Göttin zu erheitern suchte. Die in dieser Gesellschaft all=
verehrte Frau wird würdig befunden, den Zug anzu=
führen. Immer tolleres Gedränge; so breit und lang der
Weg ist, die Hexen verwunden sich gegenseitig mit ihren
Besen und Gabeln, ja einzelne werden totgedrückt.

Hinter den Hexen kommen langsamer die Hexen=
meister.

Wir schleichen wie die Schnecken im Haus,
Die Weiber alle sind voraus;
Denn, geht es zu des Bösen Haus,
Das Weib hat tausend Schritt voraus.

Was tut das? erwidern andere:

Wir nehmen das nicht so genau:
Mit tausend Schritten macht's die Frau;
Doch, wie sie auch sich eilen kann,
Mit einem Sprunge macht's der Mann.

Aus dem Wirrwarr ertönen immer wieder einzelne
Stimmen. Eine Stimme von oben ruft:

Kommt mit, kommt mit vom Felsensee!

Aus der Tiefe ertönt die Antwort:

Wir möchten gerne mit in die Höh.
Wir waschen, und blank sind wir ganz und gar,
Aber auch ewig unfruchtbar.

Willkommener Anlaß für die Ausleger des Faust,
ihren Scharf- und Tiefinn zu zeigen! Die Stimme von
oben soll die der wahren Dichtkunst sein, die Stimmen
von unten die der Kunstkritiker, die an allem ihre Reini-
gungskünste üben, aber ewig unfruchtbar bleiben. Mit
Recht fragt Runo Fischer: „Wie kommt denn die wahre
Poesie auf den Blockberg und unter die Hexen?“ Er
meint, es sei der unfruchtbare Dilettantismus hier ver-
spottet, der nichts leiste, aber alles kritisiere. Dies letztere
soll unter dem „Waschen“ gemeint sein. Aber das Di-
lettantentum ist keineswegs besonders kritisch angelegt.
Nimmt man diese Stimmen mit den folgenden zusammen,
so ist die Meinung des Dichters nicht schwer zu verstehen.
Es gibt Leute in der Welt, die möchten auch mit dabei

sein, wo sich Leben regt und Bedeutsames geschieht, aber sie sind ängstlich darauf bedacht, sich rein zu erhalten oder jeden Flecken wegzuwaschen, den das Leben ihnen an die Kleider gespritzt hat. Die bringen es zu nichts, will der Dichter sagen, die über dem Streben, sich rein zu halten, nie zur That kommen. Weder am Hexensabbat, noch in der Welt haben sie etwas zu hoffen.

Nun hören wir eine andere Stimme von unten:
Halte! halte!

Und von oben tönt's:

Wer ruft da aus der Felsenspalte?

Die Antwort lautet:

Nehmt mich mit! nehmt mich mit!
Ich steige schon dreihundert Jahr
Und kann den Gipfel nicht erreichen.
Ich wäre gern bei meinesgleichen.

Das soll die Wissenschaft sein, die seit dreihundert Jahren, seit dem Zeitalter der Renaissance, sich vergeblich aus dem Zwang der Schulgelehrsamkeit habe befreien wollen. Nein, es ist die Unfähigkeit, die es nie auf einen grünen Zweig bringt, auch unter den günstigsten Verhältnissen nicht. Darum wird ihr die Antwort:

Es trägt der Besen, trägt der Stock,
Die Gabel trägt, es trägt der Bock;
Wer heute sich nicht heben kann,
Ist ewig ein verlorn' Mann.

Endlich eine dritte Stimme von unten, die der Halbherr:

Ich tripple nach, so lange Zeit;
Wie sind die andern schon so weit!
Ich hab zu Hause keine Ruh,
Und komme hier doch nicht dazu.

Sie mag nicht zu Hause bleiben, möchte auch auf den Blockberg, aber sie scheut sich, die Mittel anzuwenden, durch die allein der Zweck erreicht werden kann. Wer auf den Blockberg will, muß sich mit der Hexensalbe schmieren, die zum Fluge Mut verleiht, und darf nicht auf seinen Füßen hintennachtrippeln, sondern muß eins der üblichen Hexenfahrzeuge brauchen. Darum ruft man ihr von oben zu:

Die Salbe gibt den Hexen Mut,
Ein Lumpen ist zum Segel gut,
Ein gutes Schiff ist jeder Trog;
Der flieget nie, der heut nicht flog.

Also Angstlichkeit, Unfähigkeit und Halbheit, die es im Leben zu nichts bringen, werden in den drei klagenden Stimmen verspottet.

Das Heer der Hexen beginnt sich auf der weiten Heide unterhalb des Brockenpfels zu lagern. Faust wird in den Strudel hineingerissen und von Mephisto getrennt, so daß dieser Mühe hat, ihn wiederzufinden. Er drängt sich durch den Schwarm:

Platz! Junker Boland kommt!

Boland ist der mittelalterliche Name des Teufels.

Platz, süßer Böbel, Platz!

Er schlägt Faust vor, sich ein wenig seitwärts von der großen Masse zu lagern; sogar ihm wird das Gedränge zu toll. Faust aber findet es sonderbar, sich zu isolieren, wenn man die Walpurgisnacht mitmachen möchte. Mephisto zieht einen engern Kreis vor:

Im Kleinen ist man nicht allein.

Aber Faust möchte hinauf zum höchsten Gipfel, wo
Satan thront:

Dort strömt die Menge zu dem Bösen;
Da muß sich manches Rätsel lösen.

Doch manches Rätsel knüpft sich auch,
erwidert Mephisto. Er bleibt dabei:

Laß du die große Welt nur saufen,
Wir wollen hier im Stillen haufen.
Es ist doch lange hergebracht,
Daß in der großen Welt man kleine Welten macht.

Dort wo der oberste Teufel waltet, bedeutet Mephisto
wenig; darum sucht er sich einen kleinen geselligen Kreis
seitab, wo er eine Rolle spielen kann, in der Walpurgis-
nacht will er auch sein Vergnügen haben. Er weist auf
den Kreis hin, den er sich ausgesucht hat:

Was sagst du, Freund? das ist kein kleiner Raum.
Da sieh nur hin! Du siehst das Ende kaum.
Ein Hundert Feuer brennen in der Reihe;
Man tanzt, man schwätzt, man kocht, man trinkt, man liebt;
Nun sage mir, wo es was Bessres gibt?

Faust ergibt sich in den Willen Mephistos, und dieser,
der sonst gern infognito geht, tritt in der Gesellschaft,
die er sich erwählt hat, offen mit dem Pferdefuß auf. Sie
gehen von Feuer zu Feuer. Zuerst kommen sie zu einer
Gesellschaft alter Herren, die sich ganz am Ende um
ein Feuer gelagert hat. Die alten Herren sind durch
die Zeit überholt worden und beklagen sich deshalb über
die undankbare Welt, die ihrer Verdienste vergessen hat.
Die Schnecke, die bei ihnen sitzt, ist gleichsam ihr Wappen-
tier. Es sind ihrer viere, ein abgedankter General, ein

gefallener Minister, ein Parvenu, der sich's allzufrüh bequem machen wollte, und ein nicht mehr gelebener Schriftsteller. Mephisto verspottet sie und ihre Denkweise, indem er sich plötzlich sehr alt erscheinen läßt. Diese Leute meinen, weil es mit ihnen zu Ende ist, sei's auch mit der Welt zu Ende; das spricht er in den ironischen Worten aus:

Zum jüngsten Tag fühl' ich das Volk gereift,
Da ich zum letztenmal den Hegenberg ersteige,
Und weil mein Fäßchen trübe läuft,
So ist die Welt auch auf der Reige.

Dann begegnen die beiden einer Trödelhexe, die Antiquitäten anbietet:

Kein Dolch ist hier, von dem nicht Blut geflossen,
Kein Kelch, aus dem sich nicht in ganz gesunden Leib
Verzehrend heißes Gift ergossen,
Kein Schmuck, der nicht ein liebenswürdig Weib
Verführt, kein Schwert, das nicht den Bund gebrochen,
Nicht etwa hinterrücks den Gegenmann durchstochen.

Mephisto weist sie zurück. Man geht doch nicht auf den Hegenanzplatz, um sich zu erinnern, was früher Schönes in der Welt geschehen ist; da will man selber was erleben. Und der Zug der Zeit geht auf das Neue; darum

Verleg Sie sich auf Neuigkeiten!
Nur Neuigkeiten ziehn uns an.

Gleich darauf begegnen sie der Lilith, der ersten Frau Adams. Die Erschaffung des ersten Weibes wird in der Heiligen Schrift zweimal nacheinander erzählt. Die Rabbinen schlossen daraus, Adam habe zwei Frauen gehabt, und berichteten, die erste, Lilith, habe sich ihrem

Gatten unbotmäßig gezeigt, sei davongeflogen und eine Buhlteufelin geworden, die junge Männer verführe. Mephisto warnt Faust vor ihren einzig schönen Haaren, da in diesen nach der Sage eine Unzahl Teufel hausen. Dann aber mischen sie sich in einen gemeinen Hexentanz, der eben neu anhebt; mit den Hexen werden dabei wüste Reden gewechselt.

Im Tanz werden sie plötzlich unterbrochen durch den Proktophantasmisten. Hier haben wir nun wirklich eine Anspielung auf Literaturverhältnisse, wie sie die Erklärer schon früher haben finden wollen. Der Berliner Buchhändler Nicolai, der Freund und Mitarbeiter Lessings, wird verspottet. Nicolai hatte sich einst gewisse Verdienste um die Literatur erworben durch seine kritischen Schriften, wußte sich aber in die durch Goethe und Schiller eröffnete neue Literaturperiode nicht zu finden und kritisierte alles Neue in anmaßender Weise von einem veralteten Standpunkt aus. Unter anderm machte er auch in Aufklärung und eiferte gegen Geister- und Gespensterglauben. Mit großer Wichtigtuerei hatte er in der Berliner Monatschrift erzählt, wie er infolge Blutandrangs nach dem Kopfe Halluzinationen bekommen, lebende und gestorbene Personen gesehen, aber durch das Anlegen von Blutegeln an den untern Teil des Rückens sich selbst von diesen Gespenstern befreit habe. In demselben Aufsatze hatte er sich auch über eine Spukgeschichte, die sich auf dem Landfische Tegel bei Berlin zugetragen hatte, lustig gemacht. In bändereichen Reisebeschreibungen hatte er

über alles Mögliche geredet, auch Schiller und andere Dichter angegriffen. Nun läßt ihn Goethe auf dem Blocksberg auftreten als Proktophantasmisten, d. h. etwa als Steißgespenstermann. Nicolai will nicht dulden, daß die Geister auf dem Blocksberg tanzen, da er längst die Unmöglichkeit solcher Dinge bewiesen hat. Die Hexe, die mit Faust tanzt, fragt:

Was will denn der auf unserm Ball?

und Faust antwortet:

Ei, der ist eben überall.

Was andre tanzen, muß er schätzen.

Kann er nicht jeden Schritt beschwätzen,

So ist der Schritt so gut als nicht geschehn.

Am meisten ärgert ihn, sobald wir vorwärts gehn.

Wenn ihr euch so im Kreise drehen wolltet,

Wie er's in seiner alten Mühle tut,

Das hieß' er allenfalls noch gut;

Besonders wenn ihr ihn darum begrüßen solltet.

Die weitern Reden erklären sich leicht aus dem was ich soeben über Nicolai mitgeteilt habe. So wichtig es ist, es ist eben doch ein Fremdkörper im Organismus unserer Dichtung.

Faust hält plötzlich im Tanz inne; der Ekel an dem wüsten Treiben ist ihn angekommen. Seiner Tänzerin ist plötzlich ein rotes Mäuschen aus dem Munde gesprungen, und dann —

Mephisto, siehst du dort

Ein blaßes, schönes Kind allein und ferne stehen?

Sie schiebt sich langsam nur vom Ort,

Sie scheint mit geschlossnen Füßen zu gehen.

Ich muß bekennen, daß mir däucht,

Daß sie dem guten Gretchen gleicht.

Vergeblich sucht Mephisto ihn zu überreden, daß es ein Zauberbild sei, das jedem wie sein Liebchen vor-
komme. Faust muß immer wieder hinsehen, und da ge-
wahrt er, daß den Hals der Gestalt ein rotes Schnürchen
schmückt, nicht breiter als ein Messerrücken. Die Er-
klärung Mephistos, es sei die Meduse, der Perseus das
Haupt abgeschlagen habe, vermag Faust nicht zu befrie-
digen. Um ihn von seinen Gedanken abzuziehen, führt
ihn Mephisto weg zu einem Theater, wo Dilettanten
ein von einem Dilettanten geschriebenes Stück spielen.
Den üppig wuchernden Dilettantismus seiner Zeit hat
Goethe oft auf den Bloßberg gewünscht.

Ursprünglich beabsichtigte der Dichter, die Wal-
purgisnacht noch weiter zu führen; er unterließ es, wohl
in dem Gefühle, daß nichts Ersprießliches dabei heraus-
komme. Es sind noch Bruchstücke zu dem Entwurf der
Fortsetzung vorhanden, die der Dichter aufzunehmen ver-
schmäht hat, die wir aber in den neuern Goetheausgaben
finden. Statt dieser Fortsetzung schob er selbst ein höchst
wunderliches Intermezzo ein: „Walpurgisnachtstraum oder
Oberons und Titantias goldene Hochzeit“, ein Festspiel,
bestehend aus vierundvierzig vierzeiligen Strophen, die
mit dem Faust auch nicht das geringste zu tun haben.

Oberon und Titania, die Elfenfürsten, die wir aus
Shakespeares Sommernachtstraum kennen, feiern, nach-
dem sie lange entzweit gewesen sind, ihre goldene Hochzeit.
Der Theatermeister und seine Gehilfen — Niedings wackre
Söhne werden sie genannt, weil der Theatermeister von

Weimar Nieding hieß — können ruhen; denn die Szenerie ist sehr einfach: alter Berg und feuchtes Thal. Das Orchester besteht aus Insekten, aus Fliegen, Mücken und Grillen, zu denen sich noch der Frosch gesellt.

Es treten eine Reihe Personen auf, unter denen Zeitgenossen Goethes gemeint sind; durch die Worte, die ihnen in den Mund gelegt sind, oder die andere über sie sprechen, soll ihr Wesen charakterisirt und verspottet werden. Unter den Verspotteten befinden sich Nicolai, Lavater, die Brüder Stolberg, die Philosophen Wolf, Jacobi und Fichte, zuletzt einige Politiker. Manches ist auch für den Kenner der Zeitverhältnisse unverständlich. Im ganzen ist der Witz recht mäßig. Es wäre schade, unsere Zeit mit diesem Intermezzo zu verlieren, das, wie gesagt, in den Faust gar nicht hineingehört. Wer sich dafür interessiert, mag etwa in Dünkers oder Witkowskis Faustkommentar das Nötige nachlesen. Schon in der Walpurgisnacht sind Parteen, die wir lieber vermißten. Friedrich Vischer hat mit Recht gesagt, daß Goethe Zeiten gehabt habe, wo er seinen Faust verachtete und ihn als eine Ablagerungsgrube brauchte für häßliche Phantasieen und anderes Zeug, das er aus dem Hause schaffen wollte. So hat er auch das Intermezzo in den Faust hineingesteckt, nachdem ihm Schiller abgeraten hatte, es in den letzten Band seiner neuen Schriften aufzunehmen. Wenn es Leute gibt, die auch diese Sachen bewundern, weil Goethe sie geschrieben hat, so ist das Geschmacksache. Wir wenden uns lieber den Schlußzenen der Gretchen-tragödie zu.

★ Während die Walpurgisnacht um 1800 geschrieben worden ist, gehört die nächste Szene zu den ältesten Bestandteilen der Dichtung. Sie ist in Prosa geschrieben, die Sprache erinnert an die des Götz von Berlichingen. Mehrere andere, die ursprünglich in Prosa geschrieben waren, hat Goethe später in Verse gebracht. Bei dieser hat er die Umarbeitung unterlassen, wohl aus dem Gefühl heraus, daß für die Wutausbrüche Fausts sich die Prosa am besten eigne. Wir werden in dieser Szene auch sofort den deutlichen Spuren des ursprünglichen Planes der Dichtung begegnen, die uns in „Wald und Höhle“ entgegengetreten sind. Hier wie dort hat der Dichter sie zu tilgen verschmäht.

Seit der Walpurgisnacht sind Monate vergangen. In Goethes Nachlaß zu Faust finden wir Spuren, daß er die Absicht hatte, Faust durch Mephisto nach Italien führen zu lassen, damit er dort unter den Genüssen des Lebens Gretchens vergesse. Diese Absicht ist nicht ausgeführt worden. Wir werden, wie bereits früher angedeutet, gewisse Szenen der Walpurgisnacht als symbolischen Ersatz für die Darstellung eines zerstreuenden Genußlebens zu betrachten haben.

Faust hat von dem Schicksal Gretchens Kunde erhalten. Sie befindet sich im tiefsten Elend. Um der Schande zu entrinnen, ist sie aus der Heimat geflohen. Lange ist sie als Bettlerin umhergeirrt, hat dann einem Kinde das Leben geschenkt und hat es in einem Augenblick tiefster seelischer Verwirrung ertränkt. Dann ist sie

gefangen gesetzt, in die Heimat geführt und zum Tode verurteilt worden. Der nächste Morgen soll die Vollstreckung des Urteils bringen. Faust wütet gegen Mephisto:

Verrätherischer, nichtswürdiger Geist, und das hast du mir verheimlicht! Gefangen! In unwiederbringlichen Elend! Bösen Geistern übergeben und der richtenden gefühllosen Menschheit! Und mich wiegst du indes in abgeschmackten Zerstreungen, verbirgst mir ihren wachsenden Jammer und lässest sie hilflos verderben!

„Sie ist die erste nicht“, antwortet Mephisto. Von neuem bricht Faust los:

Hund! abscheuliches Untier! — Wandle ihn, du unendlicher Geist! wandle den Wurm wieder in seine Hundsgestalt, wie er sich oft nächtlicherweise gefiel, vor mir herzutrotten, dem harmlosen Wanderer vor die Füße zu kollern und sich dem niederstürzenden auf die Schultern zu hängen. Wandl' ihn wieder in seine Lieblingsbildung, daß er vor mir im Sand auf dem Bauch kriechе, ich ihn mit Füßen trete, den Verworfenen! — Die erste nicht!

Sie sehen, hier tritt der ursprüngliche Plan der Dichtung zutage. Der unendliche Geist, der von Faust angeredet wird, ist der Erdgeist. Wir hören, daß Mephisto dem Faust wiederholt als Pudel erschienen ist. Die Dichtung, wie sie heute vorliegt, enthält davon nichts.

Auch in der folgenden Rede Fausts wird der Erdgeist angeredet:

Großer, herrlicher Geist, der du mir zu erscheinen würdigtest, der du mein Herz kennewt und meine Seele, warum an den Schandgesellen mich schmieden, der sich am Schaden weidet und am Verderben sich leht?

Mephisto gibt Faust zu verstehen, wie wenig er Ur-

sache hat, die Schuld von sich abzuwälzen und ihm zuzuschieben, und dadurch sowie durch die Erinnerung an den von ihm begangenen Mord wird die Wut Fausts noch gesteigert. Wir fühlen, wie Mephisto sich erfolgreich bemüht, ihn sein ganzes Elend empfinden zu lassen. Aber er verspricht, mit Hilfe von Zauberkräften Gretchen aus dem Kerker zu entführen.

Die nächste Szene umfaßt wenige Zeilen. Auf schwarzen Zauberpferden reiten Faust und Mephisto nächtlicher Weile am Rabenstein vorüber.

Faust:

Was weben die dort um den Rabenstein?

Mephistopheles:

Weiß nicht, was sie kochen und schaffen.

Faust:

Schweben auf, schweben ab, neigen sich, beugen sich.

Mephistopheles:

Eine Hexenzunft.

Faust:

Sie streuen und weihen.

Mephistopheles:

Vorbei! vorbei!

Die Szene soll uns an das Geschick erinnern, das Gretchen droht. Das Wort Rabenstein zeigt uns blitzartig den Abgrund, der Gretchen verschlingen wird. Die Hexenzunft kocht auf dem Rabenstein einen Zaubertrank, mit dem sie Unheil stiften will. Sie streut allerlei Zaubermittel in den Kessel, wie wir's aus einer Szene

in Shakespeares Macbeth kennen. Oder sollen wir annehmen, daß sie die Hinrichtungsstätte für den bevorstehenden Tag durch ihren Zauber weihen wollen? Ich glaube nicht; denn nach der nächsten Szene wird Gretchens Hinrichtung sich nicht auf offenem Felde, sondern in der Stadt vollziehen. Die kurze Szene soll nur ein Stimmungsbild sein, das uns die Lage der Dinge zum Bewußtsein bringt.

Und nun die Schllußzene; ebenfalls alt, aber aus der Prosa des Urfauts in Verse übertragen und etwas erweitert.

Faust steht mit einem Schlüsselbund und einer Lampe vor dem Pfortchen des Kerkers, in dem Gretchen gefangen sitzt. Dem Schuldigen bangt vor dem Wiedersehen.

Mich faßt ein längst entwohnter Schauer,
Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an.
Hier wohnt sie, hinter dieser feuchten Mauer,
Und ihr Verbrechen war ein guter Wahn.
Du zauderst, zu ihr zu gehen!
Du fürchtest, sie wiederzusehen!
Fort! Dein Zagen zögert den Tod heran.

Der Menschheit ganzer Jammer faßt ihn an, den Übermenschen, der sich vermessen hat, was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, in seinem innern Selbst zu genießen. In dem Augenblick, wo er das Schloß öffnen will, wird er unterbrochen durch den Gesang Gretchens. Die furchtbaren Erlebnisse haben ihren Geist verwirrt.

Mein armer Kopf ist mir verrückt,
Mein armer Sinn ist mir zerstückt,

so hat sie einst am Spinnrade gesungen; in wie ganz anderm Sinn ist das jetzt wahr geworden! Sie singt das Lied von dem Märchen, nach welchem eine Mutter ihr Kind umgebracht und dem Vater als Speise vorgesetzt hat. Das Schwesterchen hat die Knöchlein auf-gelesen und unter dem Nachandelbaum begraben. Die Seele des Kindes aber ist als Vogel aufgeflogen und hat von den Zweigen des Baumes einen Stein auf die Mutter hinabgeworfen und sie getödet. Was Gretchen erlebt hat, kommt ihr wie ein altes Kindermärchen vor.

Faust schließt auf:

Sie ahnet nicht, daß der Geliebte lauscht,
Die Ketten klirren hört, das Stroh, das rauscht.

In der That, sie ahnt es nicht. Gretchen hält ihn für den Henker:

Weh! weh! sie kommen. Bitterer Tod!

Auf die Kniee geworfen, spricht sie:

Wer hat dir, Henker, diese Macht
über mich gegeben?
Du holst mich schon um Mitternacht.
Erbarme dich und laß mich leben!
Ist's morgen früh nicht zeitig genug?
Bin ich doch noch so jung, so jung
Und soll schon sterben!
Schön war ich auch, und das war mein Verderben.
Nah war der Freund, nun ist er weit;
Zerrissen liegt der Kranz, die Blumen zerstreut.
Fasse mich nicht so gewaltsam an!
Schone mich! Was hab' ich dir getan?
Laß mich nicht vergebens flehen,
Hab' ich dich doch mein Tage nicht gesehen.

Aber nur einen Augenblick regt sich die Lust zum Leben. Sie ergibt sich in ihr Schicksal, nur will sie erst ihr Kind stillen. Denn es kommt ihr ganz unmöglich vor, daß sie es umgebracht haben soll. Hat sie es doch getan in einem Augenblick, wo sie nicht wußte, was sie tat. So glaubt sie auch jetzt, es bei sich zu haben.

Ich bin nun ganz in deiner Macht.
Laß mich nur erst das Kind noch tränken.
Ich herzt' es diese ganze Nacht;
Sie nahmen mir's, um mich zu kränken,
Und sagen nun, ich hätt' es umgebracht;
Und niemals werd' ich wieder froh.
Sie singen Lieder auf mich. Es ist böß von den Leuten.
Ein altes Märchen endigt so,
Wer heißt sie's deuten?

Faust wirft sich vor ihr nieder:

Ein Liebender liegt dir zu Füßen,
Die Jammerknechtschaft aufzuschließen.

Sie glaubt, daß er beten will, und stimmt ihm zu:

O laß uns knien, die Heil'gen anzurufen!
Sieh! unter diesen Stufen,
Unter der Schwelle
Siedet die Hölle.
Der Böse
Mit furchtbarem Grimme
Macht ein Getöse.

„Gretchen! Gretchen!“ ruft Faust, der inzwischen ihre Ketten gelöst hat. Da tritt die Wendung ein. Sie springt auf, sie hat die Stimme erkannt.

Wo ist er? Ich hab' ihn rufen hören.

Und nun erkennt sie ihn.

Er ist's! er ist's! Wohin alle Qual?
Wohin die Angst des Kerkers? der Ketten?
Du bist's! Kommst, mich zu retten!
Ich bin gerettet.

Aber als er ihr zuruft: „Komm mit! Komm mit!“
da weigert sie sich; denn sie glaubt sich in Marthes
Garten, an dem alten Liebesplatz. Da will sie bleiben.
Aber der Geliebte ist so verändert. Einst mußte sie
fort, und nun will er fort, er der einst gesprochen hat:
„Ach, kann ich nie ein Stündchen ruhig dir am Busen
hängen?“ Sie klagt:

Wie? Du kannst nicht mehr küssen?
Mein Freund, so kurz von mir entfernt,
Und hast's Küssen verlernt?
Warum wird mir an deinem Halse so bang?
Wenn sonst von deinen Worten, deinen Blicken
Ein ganzer Himmel mich überdrang
Und du mich küßtest, als wolltest du mich ersticken.
Küsse mich,
Sonst küß' ich dich!
O weh! Deine Lippen sind kalt,
Sind stumm.
Wo ist dein Lieben
Geblieben?
Wer brachte mich drum?

Aber nun kehrt das Bewußtsein ihrer Schuld wieder:

Wie kommt es, daß du dich vor mir nicht scheust?
Und weißt du denn, mein Freund, wen du befreist?
Meine Mutter hab' ich umgebracht,
Mein Kind hab' ich ertränkt.
War es nicht dir und mir geschenkt?
Dir auch. — Du bist's! ich glaub' es kaum.

Sie ergreift seine Hand:

Deine liebe Hand! — Ach, aber sie ist feucht!
Wische sie ab! Wie mich deucht,
Ist Blut dran.
Ach Gott! Was hast du getan!
Stecke den Degen ein,
Ich bitte dich drum!

Jedes ihrer Worte ist für Faust Gericht. Auch an
seinen Mord muß er erinnert werden. Er fleht:

Laß das Vergangne vergangen sein!
Du bringst mich um.

Nein, sagt sie, du darfst nicht sterben.

Du mußt übrig bleiben.
Ich will dir die Gräber beschreiben,
Für die mußt du sorgen,
Gleich morgen;
Der Mutter den besten Platz geben,
Meinen Bruder sogleich darneben;
Mich ein wenig beiseit,
Nur nicht gar zu weit.
Und das Kleine mir an die rechte Brust.
Niemand wird sonst bei mir liegen.

Und noch einmal gedenkt sie des Glückes, das sie
an seiner Seite genossen:

Das war ein süßes, ein holdes Glück!

Aber all sein Bemühen, sie zur Flucht zu bewegen,
ist umsonst. Sie ginge so gern, aber sie fühlt: Es darf
nicht sein.

Du gehst nun fort? O Heinrich, könnt' ich mit!
Ich darf nicht fort; für mich ist nichts zu hoffen.
Was hilft es, fliehn? Sie lauern doch mir auf.
Es ist so elend, Betteln zu müssen,
Und noch dazu mit bösem Gewissen.
Es ist so elend, in der Fremde schweifen;
Und sie werden mich doch ergreifen.

Wir fühlen, was Gretchen auf ihrer Wanderung durch die erbarmungslose Welt gelitten hat. Und nun erlebt sie im Geiste auch das Entsetzlichste noch einmal:

Geschwind! geschwind!
Rette dein armes Kind!
Fort! Immer den Weg
Am Bach hinauf,
über den Steg
In den Wald hinein,
Links, wo die Planke steht,
Im Teich.
Fass' es nur gleich!
Es will sich heben,
Es zappelt noch!
Rette! rette!

Immer wieder drängt Faust zur Flucht, aber sie sieht immer neue Hindernisse:

Wären wir nur den Berg vorbei!
Da sitzt meine Mutter auf einem Stein,
Es faßt mich kalt beim Schopfe!
Da sitzt meine Mutter auf einem Stein
Und wackelt mit dem Kopfe.
Sie winkt nicht, sie nickt nicht, der Kopf ist ihr schwer;
Sie schlief so lange, sie wacht nicht mehr.
Sie schlief, damit wir uns freuten.
Es waren glückliche Zeiten!

So hat Gretchen alles, alles noch einmal durchlebt, ihr Glück, ihr Leid, ihre Schuld, und Faust hat es mit ihr erleben müssen.

Und nun die Entscheidung: Gretchen weist die Befreiung zurück. Als Faust sie gewaltsam hinauszuführen versucht, schreit sie auf:

Laß mich! Nein, ich leide keine Gewalt!
Fasse mich nicht so mörderisch an!
Sonst hab' ich dir ja alles zulieb getan.

Faust:

Der Tag graut. Liebchen! Liebchen!

Und sie darauf:

Tag! Ja, es wird Tag. Der letzte Tag dringt herein.
Mein Hochzeitstag sollt' es sein.
Sag niemand, daß du schon bei Gretchen warst!
Weh meinem Kranze!
Es ist eben geschahn.
Wir werden uns wiedersehn,
Aber nicht beim Tanze.
Die Menge drängt sich, man hört sie nicht.
Der Platz, die Gassen
Können sie nicht fassen.
Die Glocke ruft, das Stübchen bricht.
Wie sie mich binden und packen!
Zum Blutstuhl bin ich schon entriickt.
Schon zuckt nach jedem Nacken
Die Schärfe, die nach meinem zückt.
Stumm liegt die Welt wie das Grab.

Faust bricht verzweifelt in den Ruf aus:
O wär' ich nie geboren!

Da erscheint Mephisto:

Auf! oder ihr seid verloren.
Unnützes Sagen, Zaudern und Plaudern!
Meine Pferde schaudern,
Der Morgen dämmert auf.

Margarete:

Was steigt aus dem Boden herauf?
Der! der! Schick' ihn fort!
Was will der an dem heiligen Ort?
Er will mich!

Faust:

Du sollst leben!

Aber sie fühlt: Durch Mephistos Hilfe leben, das hieße verderben.

Gericht Gottes! Dir hab' ich mich übergeben.

Mephistopheles zu Faust:

Komm! komm! Ich lasse dich mit ihr im Stich.

Margarete:

Dein bin ich, Vater! Rette mich!

Ihr Engel! ihr heiligen Scharen,

Lagert euch umher, mich zu bewahren!

Heinrich! Mir graut's vor dir.

Auch von dem Geliebten, der Mephistos Genosse ist, sagt sie sich los. Mephisto ruft:

Sie ist gerichtet!

Sie hat, will er sagen, sich selbst durch ihren Eigensinn das Gericht bereitet. Aber eine Stimme von oben verkündet, was wir selbst empfinden:

Ist gerettet!

Und ihr letztes Wort: „Heinrich! Heinrich!“ ist der Ruf der Sorge um den Geliebten, den der Böse wie ein Raubtier mit sich fortgerissen hat.

Sie ist gerettet! Ob ihr Verstand in den Fluten des Leids, die über ihre Seele gegangen sind, zerstört worden ist, ihr sittliches Gefühl ist erhalten geblieben und hat sie den rechten Weg gewiesen. Mit dem Verführer, dem Genossen des Bösen, entfliehen, das kann sie nicht. Draußen in der Welt hat sie nichts mehr zu suchen. Hier im Kerker ist ihr Ort, hier ist für sie

heiliger Boden, und der Versuch, sie zu retten, ist ihr ein Einbruch in ihr Heiligtum. Für sie gibt es nur eins: Tragen und büßen.

Mit dieser Szene endigt der erste Teil des Faust. Herzbewegenderes hat wohl nie eines Menschen Griffel geschrieben. *A*

Lassen Sie mich noch einen Augenblick bei der Gestalt Gretchens verweilen. In wenigen Szenen hat der Dichter uns ein tragisches Frauenleben vorgeführt. Ich wüßte keine Gestalt zu nennen, die uns seine Genialität in ihrer ganzen Größe offenbarte wie dieses Frauenbild, das er der Hauptsache nach im fünfundzwanzigsten Lebensjahre geschaffen hat. Keine Königin, kein Weib aus dem Heroenzeitalter, ein einfaches Mädchen aus dem Volke, jungfräulich zurückhaltend, unschuldig und doch unbewußt verlangend nach dem Glück der Liebe; das Herz diesem Glück aufschließend, wie die Blumenknospe sich der Sonne öffnet, von ferne die Gefahr ahnend und doch unfähig, nachdem die ersten heimlichen Schritte geschehen sind, zurückzuweichen; unschuldig auch in der Schuld, und als sie diese erkennt, nie im geringsten bemüht, sie zu beschönigen; erliegend unter dem Jammer ihrer Seele, vom Grauen vor dem Urtheil der erbarmungslosen Welt hinausgetrieben in die Fremde; verlassen und einsam, ihres Tuns und Lassens kaum mehr bewußt zur Mörderin ihres Kindes geworden, gefangen und verurteilt, des Verstandes beraubt und doch des Weges, der für sie der rechte ist, wohl bewußt. Wie viele Einzelzüge, die zu diesem Bilde

gehören, habe ich unberührt gelassen: Das Verlangen nach Schmuck und Gold, bei dem der Versucher sie zu fassen weiß, die Sorge um das Heil des Geliebten, das Grauen vor seinem unheimlichen Begleiter! Wenn wir uns das alles vergegenwärtigen, dann können wir nur staunen vor der räthselhaften Größe des Geistes, der das geschaffen hat, das Größte mit den einfachsten Mitteln; ein Naturalismus der Darstellung, der nichts verschleiert und doch uns nie verlezt; kein Pathos, keine Sentimentalität, und doch jede Seele gerührt und erschüttert und erhoben und von einer Liebe zu dieser Gestalt ergriffen, die der gleicht, mit welcher der Dichter selbst sie umfaßt hat.

Aber nicht nur die Kunst des Dichters bewundern wir, sondern wir fühlen zugleich den heiligen sittlichen Ernst, mit dem er die Tragödie durchgeführt hat. Und dieser Ernst ergreift uns um so tiefer, als wir uns sagen müssen: Die Gretchentragödie gehört zu dem Selbstgericht, das er schon in der Gestalt Weislingens im Götz und in seinem Clavigo über sich selbst gehalten hat, weil er den Frieden eines Herzens, das sich ihm in liebendem Vertrauen geöffnet, untergraben hatte.

Die Gretchentragödie gibt uns das Gefühl voller Ver-
söhnung. Wir empfinden in ihr die Macht, die durch menschliche Schuld und durch das Gericht hindurch zum Heil führt. Aber unabweisbar drängt sich uns nun die Frage auf nach dem Schicksal des schuldigen Mannes, dem der Böse zugerufen hat: „Her zu mir!“ Die Tiefen der Erkenntnis hat er vergeblich auszuschöpfen versucht;

er ist ausgezogen, damit er, losgebunden, frei, erfahre, was das Leben sei. Und nach den ersten Schritten hat er solche Erfahrungen gemacht, daß er ausrufen muß: „D wär' ich nie geboren!“ Der Kampf zwischen Himmel und Hölle ist entbrannt, und uns bangt vor dem Ausgang; denn die Hölle scheint zu triumphieren. Wo bleibt das Wort, das der Dichter am Eingang dem Herrn in den Mund gelegt hat:

Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt?

Wir müssen von dem Dichter eine Fortsetzung verlangen. Er hat sie uns gegeben. Auch ihn hat der große Stoff, den er in den Tagen der Jugend mit der ganzen Glut seiner Seele ergriffen hatte, nicht ruhen lassen. Mehr als einmal, wenn er sich ihm aufdrängen wollte, hat er ihn unwillig abgewiesen. Aber immer wieder naheten sich die schwankenden Gestalten, die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt, er sah sich innerlich genötigt, sie festzuhalten, und schließlich hat der Greis es als seine eigentliche Lebensaufgabe betrachtet, den Faust zu vollenden. Bis ins höchste Alter hat er daran gearbeitet, Lücke um Lücke hat er ausgefüllt, und wenige Monate, ehe seine Augen sich für immer schlossen, hat er ihn vollendet.

Für die meisten Leser endigt der Faust mit dem Schluß des ersten Theils. Sie versuchen zwar weiterzulesen, aber gewöhnlich bleiben sie schon im ersten Akt des zweiten Theils stecken. Wir werden, so hoffe ich, weiter kommen.

Behnter Vortrag.

Der Charakter des zweiten Theils. Fausts Erwachen. Der Kaiserhof und der Mummenschanz. Die Fahrt zu den Müttern und die Erscheinung der Helena.

Meine Zuhörer!

Von dem ersten Theil des Faust sollen wir nunmehr zum zweiten übergehen. Zu diesem Schritt uns heiter zu entschließen mag uns schwer werden. Wenn wir, erfüllt von den überwältigenden Eindrücken der Gretchen-
tragödie, den zweiten Theil des Faust aufschlagen, so fühlen wir uns wahrscheinlich bald aufs schmerzlichste enttäuscht, und die Enttäuschung wird um so größer, je weiter wir lesen. Wo ist das Licht, das Feuer der Poesie geblieben, das aus dem ersten Theil in so vollen Fluten uns entgegenströmte? Da und dort zuckt es noch einmal

auf wie Wetterleuchten; es umstrahlt uns auch wohl auf längern Strecken des Weges wie Mondenschein, der durch Nebel und Wolken bricht, aber nur um so schmerzlicher empfinden wir nachher das Dunkel, durch das wir wandern. Uns ist, als ob eine fremde Hand versucht hätte weiterzuführen, was der Dichter unvollendet gelassen hatte. Die ganze Darstellungsweise mutet uns fremd an. Wir haben Mühe, den Sinn der Worte zu erfassen, und oft genug gelingt es uns trotz aller Anstrengung nicht. Wir stoßen uns an seltsamen Wortbildungen, an gezwungenen Versen und Reimen, an ganzen Partieen, die vom Geist der Poesie verlassen zu sein scheinen. Und endlich legen wir das Buch ermüdet und geärgert aus der Hand: Mag sich damit abquälen, wer Lust hat!

Aber nun kommen die Litterarhistoriker, die Goetheforscher und versichern uns, daß auch der zweite Teil des Faust ein wunderbares Kunstwerk sei, ein Werk zwar andrer Art als der erste, aber in seiner Art nicht minder groß, ein Werk insbesondere voll höchster Lebensweisheit. Wir lassen uns überreden, wir sagen uns, daß nur das Gewöhnliche sich leicht erfasse, alles Große uns schwer eingehe, wir nehmen vielleicht eine Fausterklärung zu Hilfe und bemühen uns, an ihrer Hand den Weg durch das Labyrinth dieser Schöpfung zu finden. Diesmal scheint es uns besser zu gehen. In der That, viel Geistreiches, manches Wort hoher Lebensweisheit, da und dort eine ganze Szene, die uns lebhaft anspricht, uns sogar ergreift, und doch — im großen und ganzen bleibt der

Eindruck derselbe wie beim ersten Lesen. Wir finden keine volle, ungemischte Freude an dem Werk, die Anstrengung ist größer als der Gewinn. Wüßten wir nicht, daß Goethe es geschrieben hat, wir ließen es liegen.

Sie werden nicht erwarten, daß ich der Zauberer sei, der diesen Eindruck zu beseitigen vermöchte. Lassen Sie mich aufrichtig gestehen, daß es mir nicht anders ergeht als den meisten Lesern: Ich vermag diesem Werk nur sehr geteilte Bewunderung entgegenzubringen. Habe ich auch manches, was mir erst ungenießbar schien, würdigen gelernt, so bleiben mir doch Verdruß und Ärger beim Lesen nie erspart. Ich weiß wohl, den unbedingten Goetheverehreru darf man dergleichen nicht sagen, wenn man sich nicht der Verständnislosigkeit will beschuldigen lassen. Ich sage es trotzdem und füge hinzu: Wer sich beim zweiten Teil des Faust nicht hundertmal rechtschaffen geärgert hat, der hat die Herrlichkeit des ersten Teils nie empfunden.

Aber so wenig ich daran denken kann, meinen Zuhörern Gefühle ungeteilter Bewunderung für dieses Werk einzulösen, eines wird mir doch vielleicht gelingen: ihnen zu einem gewissen Verständnis desselben zu verhelfen, nicht nur zum Verständnis seiner Mängel und Gebrechen, sondern des vielen Schönen und Großen, das darin verborgen liegt und aufmerkamer und immer erneuter Betrachtung wohl wert ist.

Der zweite Teil des Faust ist der Hauptsache nach das Werk eines Greises, dem zwar nicht die Kraft des

Geistes, wohl aber die Kraft dichterischen Schaffens verloren gegangen oder doch sehr geschwächt worden war. Als Goethe 1824 den Entschluß faßte, seinen Faust zu vollenden, da lagen wohl zahlreiche Fragmente aus früherer Zeit vor ihm, die er verwenden konnte, aber das meiste mußte erst geschaffen werden. Der erste und zweite Akt und ebenso der vierte und der Anfang des fünften sind zum weitaus größten Teil erst in den letzten Lebensjahren des Dichters entstanden. Aber schon lange vor dieser Zeit hatten sich in ihm innere Wandlungen vollzogen, aus denen sich erklärt, daß dieser zweite Teil einen ganz andern Charakter trägt als der erste. Lassen Sie mich nur auf zwei Hauptpunkte hinweisen.

Schon in Weimar, noch ehe Goethe nach Italien gereist war, hatte eine entscheidende Wandlung stattgefunden, der Übergang vom germanischen Wesen zur Antike, vom Stil der Jugend zum Klassizismus. Stellen Sie nebeneinander Götz und Iphigenie oder die Gretchentragödie und Tasso, dann werden Sie verstehen, was diese Wendung bedeutet. Lassen Sie uns aber auf die Sache etwas näher eintreten.

Zwischen germanischem und antikem Geist besteht ein starker Gegensatz, so auch zwischen den unmittelbarsten Lebensäußerungen dieser Geister, zwischen germanischer und antiker Poesie und Kunst. Während die antike Kunst und, ihren Spuren folgend, die der romanischen Völker großes Gewicht auf Schönheit der Form, auf Regelmäßigkeit und sinnliche Gefälligkeit legen, hat die ger-

manische die Neigung, diese Dinge zu vernachlässigen; sie legt das Gewicht fast ausschließlich auf die Bedeutsamkeit des Inhalts, auf die Wahrheit der Darstellung, überhaupt auf das Geistige. Jene trachtet nach Ruhe, Frieden, kampflosem Genießen, diese freut sich der lebendigen Bewegung, des Kampfes. Jede dieser beiden Richtungen hat ihre Berechtigung, jede auch ihre Schwäche und Gefahr. Die germanische Natur findet schwer das richtige Maß, sie sieht in Gesetz und Ordnung eine Beschränkung ihrer Kraft, und sie verliert nicht selten einen Teil ihrer Kraft, wenn sie Maß hält. Wir begreifen, daß die deutschen Dichter bei reiferer Einsicht ihre Maßlosigkeit beklagen und hassen, und daß in ihnen die Sehnsucht erwacht nach jener maßvollen antiken und südlichen Schönheit und der Wunsch, bei den Alten zu lernen. Dieser Wunsch ist durchaus berechtigt, aber wer ihm folgt, kommt in Gefahr, der eigenen Art untreu zu werden und so mehr zu verlieren als zu gewinnen. Auch Goethe ist dieser Gefahr nicht entgangen. Gewiß, auf die Sturm- und Drangperiode mußte eine Abklärung folgen, und die antike Dichtkunst konnte dabei treffliche Dienste leisten. Wir empfinden die Läuterung, die sich in dem Dichter vollzogen hat, wenn wir Iphigenie, Tasso, Hermann und Dorothea lesen. Aber haben wir nicht zugleich das Gefühl: So schön, so göttlich schön diese Dichtungen sind, etwas von der gewaltigen Kraft und Lebensfrische, wie sie in seinen Jugendwerken uns entgegentritt, ist bei dem Wechsel des Stils verloren gegangen? Es ist ein

Idealstil entstanden, der zwar das Maßlose und Rohe der germanischen Natur abgestreift, aber damit auch viel von der germanischen Kraft eingebüßt hat, ohne die Kraft der Antike zu gewinnen.

Ein geistvoller Kritiker, Friedrich Vischer, sagt darüber: „Goethes Jugendstil, und vor allem die freien Reime in seinem Faust, derb, frisch, von der Leber, un-nachahmlich lebenswahr und doch nie gemein wahr, blühend von Geist, unbekümmert, wie scharf die Kontraste des Unheimlichen, Schauderhaften und Komischen aufeinander stoßen mögen, rembrandtisch in der Magie der Beleuchtung, rubensisch in Breite des Pinsels, Saftigkeit und Fülle der Formen, in Leidenschaft und Feuer der Bewegung, herzlich in rein deutscher Art: das ist Fleisch von unserm Fleisch, Wein von unserm Wein, und Goethe wäre ein — in gutem Sinne, versteht sich — populärer Dichter geworden, wie er es nun nie werden kann, wenn er, in diesem Zuge fortschreitend, immer reiner das unmotiviert Grobe und nur Subjektive, Willkürliche ausgestoßen, gleich kühn und stark aber auf Leben und wiederum auf Leben gearbeitet hätte, ohne lange zu fragen, in welche unplastische Ecken und Kanten das feurig bewegte Bild auslaufen möge.“

Man preist die Wendung Goethes zum Klassizismus als eines der glücklichsten Ereignisse in der Geschichte der deutschen Dichtkunst. Ich verstehe auch sehr wohl, wie diese Wendung zustande gekommen ist, wie sie hat kommen müssen, aber ich kann mich ihrer doch nur be-

dingungsweise freuen; ich könnte mir denken, daß sich unter dem Einfluß der Antike die Reinigung der deutschen Poesie in einer Weise vollzogen hätte, bei der ihr weniger von ihrer Kraft und Freiheit verloren gegangen wäre. Goethe bestrebte sich, klassisch und immer klassischer zu werden, und je mehr er sich darum bemühte, um so kälter wurden seine Schöpfungen. Er verlor auf diesem Irrwege nach und nach das Verständniß für das Größte, was germanischer Geist hervorgebracht hat, für die gothische Baukunst, für die altdeutsche Malerei, für Shakespear, ja sogar für seine eigenen Werke. Die Gestalten seines Faust, des ersten Theils, hat er Fragen gescholten, seine Sphigenie sogar war ihm viel zu modern, seinen Götz und Shakespeares Romeo und Julie hat er für das Theater bearbeitet, daß es ein Jammer ist. Und als sich dann zu der antikisirenden Richtung die Lehrhaftigkeit des Greisenalters gesellte, da begann bei ihm die Allegorieendichtung, die so unantik als möglich ist. Das ist der zweite Punkt, von dem ich zu sprechen habe.

Noch einmal muß ich weit ausholen. Poetische Gestalten und Situationen sind besonders wirkungsvoll, wenn sie symbolisch sind, d. h. wenn sie nicht bloß Individuen und einmalige Vorgänge darstellen, sondern etwas allgemein Menschliches an sich haben. Eine symbolische Gestalt ist der Faust des ersten Theils. Er ist eine durchaus individuell gezeichnete Persönlichkeit, aber er ist doch zugleich ein Bild des Menschen, der nach dem Höchsten strebt. Symbolisch ist Werther; auch er ein Mensch mit

zahlreichen durchaus individuellen Zügen, aber zugleich der Vertreter der deutschen Jugend seiner Zeit mit ihrem krankhaft gesteigerten Innenleben. Symbolisch ist es, wenn Schillers Maria Stuart durch eine Begegnung mit Elisabeth sich mit dieser zu verständigen hofft, und dann, überwältigt durch die Erinnerung an das von ihr erlittene Unrecht, alles verdirbt. Wir sagen uns, daß solches im Leben häufig wiederkehre. Symbolisch ist es, wenn in Shakespeares Sommernachtstraum die Elfenkönigin Titania sich in den albernen Burschen Klaus Zettel verliebt, dem ein neckischer Kobold einen Eselskopf angezaubert hat. Wir können das nicht sehen, ohne uns zu gestehen, daß schönen Frauen dergleichen auch sonst schon begegnet sei.

Goethe kannte die mächtige poetische Wirkung symbolischer Gestalten. Er schuf solche schon in seiner Jugend und bemühte sich, je mehr er sich in die Antike einlebte, um so mehr, all seinen Gestalten symbolischen Gehalt zu verleihen. Aber er tat es immer mehr auf Kosten der Individualisierung. In der Natürlichen Tochter gab er den Personen nicht einmal mehr Namen; da heißt es bloß: König, Herzog, Sekretär usw. Da haben wir das, was man Typen nennt. Es sind Gestalten, die ein bloßes Schattenleben führen, es fehlt ihnen das, was den Reiz der symbolischen Gestalten bildet, die gegenseitige Durchdringung des Individuellen und des Allgemeinen. Ein Schritt weiter auf dem betretenen Wege war es, wenn Goethe zu allegorifizieren begann, wenn er Gestalten schuf,

die weder Individuen, noch Repräsentanten einer Menschenklasse, sondern Personifikationen von Begriffen sind. Allegorisch ist z. B. eine Statue, die die Hoffnung oder die Verzweiflung oder die Geduld darstellt, ein Gemälde, das uns unter einer Frauengestalt die Sage oder das Märchen vorführt. Wir lassen uns rasch vorübereilende Personifikationen von Naturgegenständen oder Begriffen in der Poesie gern gefallen. Wir finden es hochpoetisch, wenn es bei Shakespeare heißt: „Und blinzelnd tut Marienblum die güldnen Auglein auf“, oder: „Der muntre Tag erklimmt die dunst'gen Höh'n“, oder: „Wie süß das Mondlicht auf dem Hügel schläft!“ oder bei Goethe: „Die Winde schwangen leise Flügel“, „der Abend wiegte schon die Erde“; oder wenn er von der Göttin Gelegenheit spricht, der die Liebenden täglichen Dienst weihen. Wir hören ihm auch noch gläubig zu, wenn er diese Göttin uns schildert als bräunliches Mädchen mit lockigen, ungeflochtenen Haaren. Aber wenn der Dichter so weit ginge, daß er die ihre Flügel schwingenden Winde und den schlafenden Mond in persönlicher Gestalt auf die Bühne brächte, oder den Abend die Erde wiegen oder die Göttin Gelegenheit auf den Brettern herumtappen ließe, oder wenn er Glauben, Liebe, Hoffnung oder die Vernunft und den Willen personifiziert vorführte, dann würden wir das sehr komisch und bald sehr langweilig finden. Selbst wenn es dem Dichter gelänge, seinen Gestalten einen Hauch individuellen Lebens zu verleihen, ließen sie uns kalt. Im großen und ganzen sind solche

allegorischen Gestalten eine erzlangweilige Gesellschaft, der man sich möglichst bald empfiehlt, selbst wenn uns Goethe bei ihr eingeführt hat. Und das hat nun eben Goethe gethan. Schon verhältnismäßig früh hat er sich der Allegorie zugewandt. Das klassische Beispiel dafür ist: „Des Epimenides Erwachen“. Als im Jahr 1814 die siegreichen deutschen Heere vom Kampf gegen Napoleon heimkehrten, da ersuchte man Goethe von Berlin aus, ein Festspiel für die Siegesfeier zu schreiben, und Goethe sagte zu. Wenn die Nation irgendeinmal das Recht hatte, zu verlangen, daß Goethe die Griechen Griechen sein lasse und etwas Deutsches, Volkstümliches schaffe, so war es damals. Aber Goethe schrieb in naivster Weise ein allegorisches Drama in griechischem Kostüm. Die einzige individuelle Gestalt darin ist Epimenides, ein obskurer griechischer Seher von der Insel Kreta, der einst fünfzig Jahre in einer Höhle geschlafen haben soll. Aber auch er hat etwas von den allegorischen Gestalten an sich: er soll Goethe bedeuten oder wenigstens an Goethe erinnern. Neben ihm tritt eine ganze mythologische und allegorische Gesellschaft auf: die Muse, der Dämon des Kriegs, die Dämonen der List, die Tugenden Glaube, Liebe, Hoffnung, Einigkeit, Genien usw. Diese Gestalten führten nun vor der erstaunten Nation ihr Spiel auf mit artigen theatralischen Effekten und tiefsinnigen Reden. Aber die Deutschen, die aus dem Befreiungskrieg mit ganzen Köpfen heimgekehrt waren, spürten keine Lust, sie sich am Epimenides zu zerbrechen, sie begnügten sich, sie zu

schütteln, und der Berliner Volkswitz höhnte: „Epimenides — I, wie meenen sie des?“

In diesem allegorischen Stil ist nun auch der Hauptsache nach der zweite Teil des Faust geschrieben. Nicht daß bloß allegorische Gestalten aufträten, es sind auch Typen und symbolische Gestalten darunter, aber die meisten sind nicht Gestalten wie im ersten Teil, lebendige Wesen mit Fleisch und Blut, sondern Schatten, die etwas bedeuten, und leider wird es uns oft sauer genug gemacht, zu verstehen, was sie bedeuten. Wir fühlen bei jedem Schritt: der Jüngling ist zum Greise geworden, der Dichter zum Weisen, zum Lehrer. Weil er einst ein Dichter war, versucht er auch jetzt, seine Gedanken in poetischer Form auszusprechen, aber die Poesie ist zur dienenden Magd der Weisheit geworden. Man kann begreifen, daß es so gekommen ist, und man wird dem Streben des Greises, den Ertrag seiner Lebensarbeit uns in einer Fortsetzung seines Faust darzubieten, aufrichtige Ehrfurcht entgegenbringen, aber man verlange von uns nicht, daß wir uns von dem zweiten Teil der Dichtung entzückt fühlen wie von dem ersten. Der Poesie ist hier eine Aufgabe gestellt worden, die jenseits ihres Berufes liegt; darum hat sie sie auch nur mangelhaft erfüllen können.

Aber genug der allgemeinen Betrachtungen! Sehen wir uns das Werk des Dichters selber an. Wir erinnern uns des Weges, den Faust gegangen ist. An der Befriedigung seines tiefen Erkenntnisdranges und an allem Erdenglück verzweifelnd hat er sich von Mephisto in

die Welt hinausführen lassen, um alles zu erleben, was der Menschheit zugeteilt ist. Mephisto bemüht sich, ihn auf seinem Wege hinabzuführen, ihn sittlich zugrunde zu richten, und Faustus in tiefe Schuld gefallen: er hat das geliebte Mädchen auf das Blutgerüst gebracht. „D wär' ich nie geboren!“ so haben wir ihn ausrufen hören. Was wird, so fragen wir uns, nun aus Faust werden? Wird er an seiner Schuld zugrunde gehen? Goethes Antwort lautet im Gegensatz zur alten Faustsage: Nein! jenes Streben, das ihn erfüllt, kann zwar in tiefe Schuld führen, aber es ist in seinem innersten Wesen berechtigt; so muß auch durch Schuld hindurch das Ziel sich erreichen lassen, es muß eine Läuterung, eine Erlösung möglich sein. Wie diese Läuterung und Erlösung sich vollzieht, das will uns der zweite Teil zur Anschauung bringen.

Wenn schon der Faust des ersten Teils ein Repräsentant des allgemein menschlichen Strebens war, so ist es der des zweiten in erhöhtem Maße. Auf weiten Strecken der Dichtung haben wir das Gefühl, daß es sich nicht um Erlebnisse eines individuellen Menschen handle, sondern um die innere Entwicklungsgeschichte der Menschheit oder wenigstens um die innern Erlebnisse der deutschen Nation vom Mittelalter bis ins erste Drittel des neunzehnten Jahrhunderts. Es steht damit nicht im Widerspruch, wenn andere sagen, Goethe habe die Entwicklungsgeschichte seines eigenen Geistes dargestellt; denn was die Gesamtheit erlebt hatte, das hat auch Goethe in sich

durchlebt. Es trifft hier zu, was die moderne Entwicklungslehre behauptet: Die Entwicklung des Einzelwesens ist eine Wiederholung der Stammesgeschichte.

Betrachten wir nun den ersten Akt des zweiten Theils. Wir finden Faust in anmutiger Gebirgsgegend — der Dichter hat an den Vierwaldstättersee gedacht — auf blumigen Rasen gebettet, unruhig schlaffsuchend. Ariel, der Luftgeist, den wir aus Shakespeares Sturm kennen, gebietet einem Elfenreigen, Faust in Schlummer zu wiegen, damit er neu gestärkt dem Tag entgegenruhe und dem heiligen Lichte wiedergegeben werde.

Die ihr dies Haupt umschwebt im luft'gen Kreise,
Erzeigt euch hier nach edler Elfen Weise:
Besänftiget des Herzens grimmen Strauß,
Entfernt des Vorwurfs glühend bitter Pfeile,
Sein Innres reinigt von erlebtem Graus.

In vier Strophen, den vier Nachtwachen entsprechend, vollbringen die Elfen ihre Pflicht; die erste bewirkt sein Entschlummern, die zweite schildert das Glück des tiefen Schlafs, in der dritten ist das Vorgefühl des neuen, glücklichen Tages ausgesprochen, die vierte ruft zum Erwachen. Als ein ungeheures Getöse — wir haben dabei an die Sphärenmusik zu denken — das Nahen der Sonne verkündet, verschwinden die Elfen.

Schlüpfet zu den Blumenkronen,
Tiefer, tiefer, still zu wohnen,
In die Felsen, unters Laub!

so ruft ihnen Ariel zu. Faust aber erhebt sich:

Des Lebens Pulse schlagen frisch lebendig,
Ätherische Dämmerung milde zu begrüßen;

Du, Erde, warst auch diese Nacht beständig
Und atmest neu erquickt zu meinen Füßen,
Beginnest schon mit Lust mich zu umgeben,
Du regst und rührst ein kräftiges Beschließen,
Zum höchsten Dasein immerfort zu streben.

In dieser Szene spürt man noch etwas von der alten poetischen Kraft. Nur einzelne Wortbildungen und Wendungen erinnern an die Zeit des Alters, so z. B. die Wendung: Wunsch um Wünsche zu erlangen, statt Wunsch um Wunsch, wie später Schaum an Schäume, Sturz zu Sturzen. So der Ausdruck: Hügel buschen sich zu Schattenruh. Friedrich Vischer bemerkt den Enthusiasten gegenüber, die diese und ähnliche Wortbildungen als Bereicherung der Sprache loben, mit vollem Recht: „Darf man dies, dann darf man auch sagen: Die Fläche graßt sich, der Berg baumt sich, der Tisch tucht sich, das Tisch-tuch löffelt sich.“

Eines merken wir schon bei dieser ersten Szene: Die Art der Darstellung weicht von der des ersten Teils gewaltig ab. Statt auf dem Wege psychologischer Entwicklung uns zu zeigen, wie der unter seiner Schuld zerbrochene Mann sich ins Leben zurückzufinden vermag, statt dessen hilft sich der Dichter mit einem Opernmotiv: Elfenfang besänftigt des Herzens grimmen Strauß. Man könnte allenfalls sagen, der Übergang sei ähnlich vermittelt wie der Übergang im ersten Teil, wo Faust durch den Zaubertrank der Hexenküche verjüngt wird. Aber hier ist doch der Zaubertrank bei weitem überboten. Wir können uns ohne sonderliche Schwierigkeit vorstellen, wie

in einem Menschen, der zu lange in der Studierstube gefessen hat, beim Eintritt in die Welt die Liebesleidenschaft erwacht, aber wie Faust mit seiner Schuld fertig geworden ist, darüber hätten wir doch gern etwas mehr und etwas anderes gehört. Der Elfengesang soll uns wohl andeuten, daß er am Busen der Natur genesen sei. Aber die Natur heilt sittliche Wunden nicht. Um Schuld zu überwinden, ist eine sittliche Bewegung, Reue, Buße, notwendig. Der Dichter aber überläßt es völlig dem Leser, sich zurechtzulegen, wie Faust über seine Schuld weggekommen ist; Gretchen ist aus Fausts Gedächtnis wie ausgelöscht, und der Leser, der eben von der Kerkerzene herkommt, muß sich wundern, wenn er nach der Szene auf blumigem Rasen Faust bei einem fröhlichen Maskenfest am kaiserlichen Hofe die Hauptrolle spielen sieht. Da merkt man auch wenig von einem „kräftigen Beschließen, zum höchsten Dasein immerfort zu streben.“

Aber wir sind noch nicht so weit; noch stehen wir in Fausts Monolog beim Ausgang der Sonne.

Er sieht die ersten Strahlen die Gipfel treffen.

Hinaufgeschaut! — Der Berge Gipfelriesen
Verkünden schon die feierlichste Stunde;
Sie dürfen früh des ewigen Lichts genießen,
Das später sich zu uns herniederwendet.
Jetzt zu der Alpe grüngesenkten Wiesen
Wird neuer Glanz und Deutlichkeit gespendet,
Und stufentweis herab ist es gelungen;
Sie tritt hervor! — und leider! schon geblendet,
Rehr' ich mich weg, vom Augenschmerz durchdrungen.

So ist es also, wenn ein sehrend Hoffen
Dem höchsten Wunsch sich traulich zugerungen,

Erfüllungspforten findet flügeloffen.
Nun aber bricht aus jenen ewigen Gründen
Ein Flammenübermaß; wir stehn betroffen:
Des Lebens Fackel wollten wir entzünden,
Ein Feuermeer umschlingt uns, welsch ein Feuer!
Ist's Lieb', ist's Haß, die glühend uns umwinden,
Mit Schmerz und Freuden wechselnd ungeheuer,
So daß wir wieder nach der Erde blicken,
Zu bergen uns in jugendlichstem Schleier?

Wir verstehen, was Faust sagen will: Wenn wir nach
wahrem Leben trachten und der Urquell allen Lebens
sich unserm Geiste erschließt, dann strömt das Begehrte
in einer Fülle auf uns ein, die wir nicht zu ertragen ver-
mögen. Es geht uns wie beim Aufgang der Sonne:
unser Auge erträgt das Licht nicht, wir wenden uns
geblendet ab, „zu bergen uns in jugendlichstem Schleier.“
Das will wahrscheinlich sagen: Wir wenden uns von der
allzureichen Lebensfülle ab und begnügen uns mit dem
engen Glück, das in den Tagen der Jugend uns be-
friedigte.

Faust spricht hier dieselben Empfindungen aus wie
einst bei der Erscheinung des Erdgeists, wo er in die
Worte ausbrach: „Weh, ich ertrag dich nicht!“ Aber
während er damals durch das Gefühl menschlicher Be-
schränktheit sich zum Selbstmord getrieben fühlte, sehen
wir ihn jetzt sich bescheiden.

So bleibe denn die Sonne mir im Rücken!
Der Wassersturz, das Felsenriff durchbrausend,
Ihn schau' ich an mit wachsendem Entzücken.
Von Sturz zu Sturzen wälzt er jetzt, in tausend,
Dann aber tausend Strömen sich ergießend,
Hoch in die Lüfte Schaum an Schäume fäusend.

Allein wie herrlich, diesem Sturm ersprießend,
Wölbt sich des bunten Bogens Wechselbauer,
Bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfließend,
Umher verbreitend duftig kühle Schauer!
Der spiegelt ab das menschliche Bestreben.
Ihm sinne nach, und du begreiffst genauer:
Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.

Das Leben des Alls vermögen wir, sagt sich Faust, nicht in unsere Seele aufzunehmen, wir können es nur in den einzelnen Erscheinungen dieser Welt erfassen. Im Bilde ausgedrückt: Die Sonne blendet uns, aber ihr Licht erfreut uns, wenn es sich bricht in den Farben des Regenbogens über dem Wasserfall. Wie dieser Bogen bald deutlich erscheint, bald in Luft zerfließt, so ist auch das menschliche Streben Stückwerk, aber es offenbart sich doch in den irdischen Dingen der unendliche Geist, und wir haben das Leben am farbigen Abglanz. Faust will bei seinem Streben zum Höchsten nicht mehr das gesamte Leben der Menschheit auf einmal in sich aufnehmen, er will sich mit bestimmten Einzelaufgaben begnügen und sich drein finden, wenn auch sein Wirken Störung, Unterbrechung erfährt wie das Bild des Regenbogens über dem Wasserfall.

So läßt er sich denn von Mephisto weiter in die Welt führen. „Wir sehn die kleine, dann die große Welt“, hat Mephisto ihm einst gesagt. Jetzt geht es in die große Welt, an den kaiserlichen Hof. Wir erinnern uns, wie schon die Volksbücher Faust an fürstlichen Höfen auftreten lassen.

Ich muß mich begnügen, Ihnen den Inhalt des ersten

Alts in großen Zügen wiederzugeben, hoffe aber, es werde diese Inhaltsangabe Ihnen die Lektüre, die ohne Erklärung oft recht schwierig ist, einigermaßen erleichtern.

Ein junger Kaiser hat den Thron bestiegen. Er hat in Rom dem Papste den Pantoffel geküßt, sich von ihm krönen lassen und ist soeben heimgekehrt. Seiner Aufgaben ist er sich wenig bewußt, dagegen hat er einen sehr hohen Begriff von seiner Macht und Würde und möchte sich ihrer in behaglichem Genuß erfreuen. In Rom hat er den berühmten Karneval gesehen und wünscht nun, da die Fastnachtszeit vor der Thür steht, an seinem Hofe ein ähnliches Fest zu feiern. Aber die Minister, vor allem der Reichskanzler, der zugleich Erzbischof ist, dringen auf eine Staatsratsitzung, und der Kaiser hat, wenn auch ungern, sich ihnen gefügt. Begleitet von den beiden ihm am nächsten stehenden Ratgebern, dem Astrologen, der aus dem Stand der Sterne die Zukunft weisagt, und dem Hofnarren, der für Spaß und Unterhaltung sorgt, hat er sich nach dem Thronsaal aufgemacht. Aber der Narr ist auf der Treppe zusammengestürzt, ob tot oder betrunken, weiß man nicht. Da drängt ein neuer Narr sich durch die Hellebardiere in den Saal, ein hagerer, fragenhaft aufgeputzter Geselle; vor dem Kaiser knieend gibt er ein Rätsel auf, dessen Lösung er selber, der Narr, ist. Er gefällt dem Kaiser und erhält sofort den Platz zu seiner Linken. Dieser neue Narr ist niemand als Mephistopheles.

Die Sitzung beginnt. Die Minister klagen über den

trostlosen Zustand des Reiches. Statt des Rechts herrsche Gewalttat, Ritter und Bürger trozten dem Kaiser, die Söldner forderten ungeduldig ihren Sold, die Kassen aber seien leer, die Hilfgelder der Bundesgenossen blieben aus, am Hofe herrsche unsinnige Verschwendung, die edeln Herren hätten das letzte Faß ausgetrunken, und auf den kaiserlichen Tisch komme vorgegessenes Brot.

Mit steigendem Verdruß hat der Kaiser zugehört. Nun wendet er sich an seinen neuen Narren:

Sag, weißt du, Narr, nicht auch noch eine Not?

Mephisto schmeichelt ihm: Wie könnte das Vertrauen auf Überwindung der Not fehlen, wo du und die Deinen walten,

Wo guter Wille, kräftig durch Verstand,
Und Tätigkeit, vielfältige, zur Hand?
Was könnte da zum Unheil sich vereinen,
Zur Finsternis, wo solche Sterne scheinen?
Wo fehlt's nicht irgendwo auf dieser Welt?
Dem dies, dem das, hier aber fehlt das Geld.

Über was tut das?

In Bergesadern, Mauergründen
Ist Gold gemünzt und ungemünzt zu finden,
Und fragt ihr mich, wer es zutage schafft:
Begabten Manns Natur- und Geisteskraft.

Dem geistlichen Kanzler gefallen diese Worte schlecht:

Natur und Geist — so spricht man nicht zu Christen.
Natur ist Sünde, Geist ist Teufel;
Sie hegen zwischen sich den Zweifel,
Ihr mißgestaltet Zwitterkind.

Er wittert Kezerei und Hexerei hinter den Reden des Narren und rät dem Kaiser, sich an die bewährten Stützen

des Reiches zu halten, die Geistlichkeit und die Ritterschaft. Mephisto spottet seiner:

Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn:
Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern;
Was ihr nicht saßt, das fehlt euch ganz und gar;
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr;
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht;
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht.

Er weist den Kaiser auf die vielen vergrabenen Schätze hin, die überall massenhaft zu finden seien. Der Astrolog, dem alles Geheimnisvolle sympathisch ist, schlägt sich sofort auf die Seite Mephistos und läßt sich von diesem eine mysteriöse, ziemlich sinnlose Rede einflüstern, deren Quintessenz ist, man möge dem neuen Helfer Vertrauen schenken. Mephisto versichert, daß es sich bei seinem Vorschlag nicht um gewöhnliche Schatzgräberei handle, die mit Beschwörungskünsten arbeite oder mit der Fähigkeit gewisser Personen, verborgene Schätze zu fühlen. Wohl könnte man auf diese Weise Schätze aller Art zutage fördern, aber dazu wäre angestrengte Arbeit im Finstern nötig. Der Kaiser verlangt, daß Mephisto ihn nicht mit solcher Arbeit hinhalte, wie es die Betrüger täten, die Schätze versprächen, sondern daß er bei Todesstrafe den versprochenen Reichtum alsbald herbeischaffe. Mephisto aber erbittet sich durch den Mund des Astrologen einige Frist und rät dem Kaiser, erst das Fastnachtspiel vorübergehen zu lassen, da zu seinem Werke ernste Sammlung nötig sei. Dieser Rat ist dem vergnügungssüchtigen Herrscher willkommen; die Sitzung wird aufgehoben. Me-

phisto spottet der abgehenden Versammlung: Diesen Toren ist nie zu helfen, sie wissen nicht, daß Verdienst und Glück sich nur durch Anwendung der eigenen Kraft verkettten.

Wenn sie den Stein der Weisen hätten,
Der Weise mangelte dem Stein.

Das Karnevalspiel geht vor sich. Es besteht aus einer Reihe maskierter Aufzüge, die von einem Herold erklärt werden. Sie stellen Bilder aus dem menschlichen Leben dar. Mit Szenen aus dem Landleben beginnend steigen sie auf bis zu dem Festzug des großen Pan, der das All der Welt darstellt. Wir müssen uns erinnern, daß Goethe am Hofe von Weimar oft solche Schaustellungen zu veranstalten hatte und sich dieser Aufgabe mit Lust und Liebe widmete.

Florentinische Gärtnerinnen, so ist die Fiktion, sind dem Kaiser über die Alpen gefolgt, sie bringen Olivenzweige und Ahrenkränze. Künstliche Blumen und natürliche junge Rosenknospen wetteifern mit einander um den Preis. Zu den Gärtnerinnen gesellen sich Gärtner, die Besseres anbieten.

über Rosen läßt sich dichten,
In die Äpfel muß man beißen.

Schließlich vereinen sie Blumen und Früchte zu einer reizenden Schaustellung:

Unter lustigen Gewinden,
In geschmückter Lauben Bucht,
Alles ist zugleich zu finden:
Knospe, Blätter, Blume, Frucht.

Ohne Zweifel hat Goethe dabei an seine Lehre von

der Metamorphose der Pflanze gedacht, nach der alle Teile der Pflanze sich aus dem Blatt entwickelt haben.

Begehrenswerter noch als Blumen und Früchte sind die jungen Gärtnerinnen selbst, darum erscheinen Fischer und Vogelfsteller, die sich unter die Mädchen mischen. Es werden wechselseitige Versuche gemacht, zu fangen und zu entgehen. Der Dichter hat diese Szene aber nicht ausgeführt, sondern bloß angedeutet. Ausgeführt hat er nur das Gespräch zwischen einer Mutter und ihrer Tochter. Vergeblich hat die Mutter alle Künste aufgeboten, um der Tochter einen Mann zu verschaffen.

Welches Fest man auch erfann,
Ward umsonst begangen:
Pfänderspiel und dritter Mann
* Wollten nicht verfangen;
Heute sind die Narren los:
Liebchen, öffne deinen Schoß!
Bleibt wohl einer hängen.

Nun das zweite Bild. Es erinnert daran, daß das Leben nicht bloß Spiel und Tanz, sondern Mühe und Arbeit ist. Ungegeschlachte Holzhauer treten auf. Die gezierten, gezwungenen Verse, die ihnen der Dichter in den Mund legt, passen wenig zu ihnen. Sie weisen darauf hin, daß sie der Welt unentbehrlich seien:

Denn wirkten Grobe
Nicht auch im Lande,
Wie kämen Feine
Für sich zustande,
So sehr sie wüßten?
Des seid belehret;
Denn ihr erföret,
Wenn wir nicht schüßten.

Die Holzhauer werden ausgelacht von den müßigen Pulcinellen, den Possenreißern, deren Treiben Goethe in seiner Beschreibung des römischen Karnevals geschildert hat:

Ihr seid die Loren,
Gebüßt geboren;
Wir sind die Klugen,
Die nie was trugen,

und doch kommen auch wir durchs Leben. Zu ihnen gesellen sich andere Müßiggänger, die Parasiten oder Schmaroger, sie loben die Holzhauer; denn ohne ihre Arbeit kämen die guten Mahlzeiten nicht zustande, an denen sie sich erlaben. Endlich tritt ein Trinker auf, der im Wein Trost sucht und findet, sogar gegen das keifende Weib zu Hause:

Wie und wo ich mich vergnüge,
Mag es immerhin geschehn;
Laßt mich liegen, wo ich liege;
Denn ich mag nicht länger stehn.

Zu diesen Müßiggängern sollten sich dann verschiedene Arten von Dichtern einfinden, Alt- und Neurontantiker, wie sie in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts auftraten. Insbesondere sollten die Nacht- und Grabdichter verspottet werden, jene Romantiker, die mit Vorliebe das Gräßliche und Schauerliche pflegten, wie etwa Amadeus Hoffmann. Aber Goethe hat auch diese Szene unausgeführt gelassen.

Der Herold ruft dann als Kontrastbild zu den romantischen Dichtern Gestalten der griechischen Mythologie heraus, die selbst in moderner Maske weder Charakter

noch Gefälligkeit verlieren: die Grazien, die das Leben mit Anmut schmücken, die Parzen, die Schicksalsgöttinnen, die das Leben ordnen und lenken; die Schere, die den Lebensfaden abschneidet, haben sie heute ins Futteral gesteckt, damit jeder ungestört schwärmen könne. Endlich kommen sogar die Furien, die Unheil stiften, aber sie treten, dem Karneval entsprechend, hübsch wohlgestaltet, freundlich und jung an Jahren auf. Ihre Natur aber haben sie nicht abgelegt, sie wollen Mißtrauen zwischen Liebende säen und sie einander verleiden, eheliches Glück durch Grillen vergällen, aber auch verborgene Sünden rächen.

Ein neues Bild: Der Staat tritt auf, symbolisch dargestellt durch einen Elefanten. Im Nacken sitzt ihm eine zierlich zarte Frau, die Klugheit, die ihn mit einem Stäbchen lenkt; auf seinem Rücken steht Viktoria, die Göttin aller Tätigkeiten. Gefesselt gehen zur Seite zwei Frauen, Furcht und Hoffnung, zwei der größten Menschenfeinde, weil sie dem Menschen den Genuß der Gegenwart verleiden. Dem stolzen Zuge der Viktoria folgt der Neid, dargestellt durch eine wunderliche, zwergenhafte Doppelgestalt, Zoilo-Thersites. Thersites, der häßliche, bucklige Schmäher der griechischen Helden bei Homer, Zoilos, der hämische Kritiker, der den Homer getadelt hat. Auch jetzt beginnt die häßliche Gestalt den festlichen Aufzug zu schmähen, aber der Herold schlägt sie mit seinem Stabe, da wird sie zu einem Klumpen, und aus dem Klumpen fällt heraus eine Otter und eine Fledermaus.

Die eine fort im Staube kriecht,
Die andre schwarz zur Decke fliegt;
Sie eilen draußen zum Verein,
Da möcht' ich nicht der dritte sein.

Unter der Otter soll das Demagogentum, unter der Fledermaus das Pfaffentum gemeint sein.

Jetzt aber die Hauptsache: Es naht ein Gespann, von vier geflügelten Drachen gezogen. Den Herold schaudert's; dieser Aufzug kommt ihm völlig unerwartet, er weiß ihn auch nicht zu deuten, und ihn befremdet, daß der Wagen, obwohl er mit Sturmgewalt heranschraubt, die Menge nicht teilt und kein Gedränge verursacht. Mitten im Saale macht er Halt. Auf dem Wege sitzt Plutus, der Gott des Reichthums, der über alle Schätze der Erde, auch über die Geistes-schätze, verfügt. Seinen Wagen führt der Knabe Lenker. Er erklärt sich selbst:

Bin die Verschwendung, bin die Poesie;
Bin der Poet, der sich vollendet,
Wenn er sein eigenst Gut verschwendet.
Auch bin ich unermesslich reich
Und schätze mich dem Plutus gleich.

Mit verschwenderischer Hand streut der Knabe Kleinodien unter die Menge, aber den meisten lösen sie sich in Käfer und Schmetterlinge auf. Auch Flämmchen spritzt er unter sie. Diese hüpfen von einem zum andern und erlöschen; nur selten flammt eins über einem Haupte kräftig auf, um zu bleiben. Das will sagen: Die Gaben der Poesie gewinnen nur für wenige wirklich Bedeutung, nur ausnahmsweise entzünden sie ein höheres Leben.

Dann aber wendet sich der Knabe Lenker an seinen

Gebierter Plutus mit der Frage: Habe ich dein Gespann nicht nach Wunsch und mit Glück geleitet? Habe ich dir nicht den Lorbeer um die Stirn geflochten? Und Plutus bestätigt ihm:

Du handelst stets nach meinem Sinn,
Bist reicher, als ich selber bin.
Ich schätze, deinen Dienst zu lohnen,
Den grünen Zweig vor allen meinen Kronen.
Ein wahres Wort verkünd' ich allen:
Mein lieber Sohn, an dir hab' ich Gefallen.

Dann aber schiebt er den Knaben aus dem Gethümmel fort:

Dorthin, wo Schönes, Gutes nur gefällt,
Zur Einsamkeit! Da schaffe deine Welt!

Wir haben hier ohne Zweifel Anspielungen auf des Dichters eigene Erlebnisse am Hofe zu Weimar. Dort hat er den Reichtum herrschend gefunden, der die Poesie sich dienstbar zu machen weiß, und willig hat er sich in den Dienst dieses Hofes gestellt und für ihn Lorbeeren gewonnen. Der Hof von Weimar weiß die grüne Lorbeerkrone, die Krone des Dichters, vor allen andern zu schätzen. Er hat dem Dichter auch gern seine eigene Sphäre, die Einsamkeit gegönnt, „die stille Himmelsenge, wo nur dem Dichter reine Freude blüht“, wie es im Vorspiel heißt; er hat ihn nicht als einen Knecht behandelt, der nur dem Hofe Kurzweil schaffen soll, und eben darum ist der Dichter auch stets bereit, ihm von neuem zu dienen.

Wir müssen Plutus' Wagen noch genauer betrachten. Hinten darauf sitzt über einer großen Kiste eine abgemagerte Gestalt. Einst, erklärt sie, als die Frauen noch

den Herd versehen, und sparsam haushielten, habe sie Avaritia geheißten, die Habsucht. Aber seit die Frauen nicht mehr sparten, sondern verschwendeten und Schulden machten und das Sparen den Männern überließen, sei sie männlichen Geschlechts geworden und heiße der Geiz. Die Frauen ärgern sich über diese Rede des hageren Gesellen:

Er kommt, die Männer aufzureizen,
Sie sind schon unbequem genug.

Sie spotten, die Drachen, die seinen Wagen ziehen, seien aus Holz und Pappe gemacht, und wollen auf ihn eindringen. Aber erschrocken fliehen sie zurück, als die Drachen ihre Flügel zu regen und Feuer zu speien beginnen.

In der Maske des Geizes steckt Mephisto, in der des Plutus Faust, der uns hier zum ersten Male am Kaiserhof begegnet. Plutus steigt vom Wagen; er läßt auch die große Kiste vom Wagen laden und schickt den Knaben, der das Drachengespann geführt hat, fort.

Als der Knabe mit dem Gespann entschwunden ist, berührt Plutus die Kiste mit dem Stabe des Herolds. Sie springt auf, es wogt und wallt darin wie von goldenem Blute; in dem flüssigen Golde schwimmen Kronen, Ketten und Ringe, goldene Gefäße und gemünzte Rollen; Dukaten hüpfen darin. Jubelnd will die Menge zugreifen. Vergeblich wehrt ihr der Herold, es sei ja nur ein Maskenspaß, ein artiger Schein. Aber Plutus taucht den Heroldsstab in die Flüssigkeit, er glüht und sprüht Funken, die Menge weicht vor ihm zurück und bildet einen

weiten Kreis um die Kiste, die Frauen vorne an. Der Geiz, Mephisto, höhnt sie:

Immerfort sind vornenan die Frauen,
Wo's was zu gaffen, was zu naschen gibt.

Er taucht seine Hände in die goldene Flüssigkeit, knetet sie wie feuchten Ton und reicht den Frauen unanständige Figürchen dar, so daß sie schreiend davonlaufen.

Jetzt aber erscheint, von Frauen, Satyrn, Gnomen, wilden Männern und Nymphen umgeben, der große Pan, das All der Welt. Unter seiner Maske steckt der Kaiser. Er wird zu der großen Goldkiste geführt. Begierig bückt er sich in die Kiste, um den herrlichen Schatz deutlicher zu sehen. Da fällt ihm der künstliche Bart in den Feuerstrom, er flammt auf, und der Kaiser beginnt zu brennen. Man läuft herbei, versucht zu löschen, aber das Feuer teilt sich auch den Hilfebringenden mit. Der ganze Palast droht in Flammen aufzugehen. Da macht Blutus-Faust dem Gaukelspiel ein Ende. Nebeldünste erfüllen den Saal, als er mit seinem Stabe den Boden schlägt; die Flammen erlöschen in fernem Wetterleuchten und erquickende Kühle herrscht in dem Raum. Bei dieser Scherze Fausts hat Goethe wohl an das unglückliche Maskenfest am Hofe Karls VI. von Frankreich gedacht im Jahre 1394, bei dem die Kleider des Königs und seiner Umgebung durch eine Fackel in Brand gerieten.

Was aber soll das ganze Fastnachtsspiel? Das ist ja alles recht schön und gut, werden Sie mir sagen,

und es wäre vielleicht auch kurzweilig zu lesen, wenn der alte Goethe sich manchmal etwas deutlicher ausgedrückt und durch ein paar Bühnenweisungen das Verständnis erleichtert hätte. Aber was hat es mit Faust zu tun, der sich vorgenommen hat, zum höchsten Dasein immerfort zu streben? Die Ausleger beantworten die Frage verschieden. Die einen sagen, das Maskenspiel stehe zu der Handlung des Dramas in keiner innern Beziehung, Faust habe nur einen angenehmen Eindruck hervorbringen wollen durch eine Reihe anmutiger Bilder, die sich zu immer höherm, bedeutungsvollerm Leben steigerten, und durch das Blendwerk am Schlusse habe er dem Kaiser einen hohen Begriff von seinen Künsten beizubringen gesucht, um sich ihm unentbehrlich zu machen.. Andere behaupten, das Spiel sei eine allegorische Darstellung der Weltgeschichte bis zu dem Moment, in dem sich das Reich gegenwärtig befinde. Wahrscheinlicher scheint mir, daß Faust dem Kaiser und seinem Hofe die wichtigsten Elemente hat vorführen wollen, aus denen sich das Leben der menschlichen Gesellschaft zusammensetzt, um ihnen zum Bewußtsein zu bringen, daß nur aus weise geordneter Tätigkeit aller Gesellschaftsgruppen ein gedeihlicher Zustand des Reiches hervorgehen könne, und daß der Herrscher, der nur an sein Vergnügen denke, das Reich zugrunde richte.

Wie dem auch sein mag — den Eindruck werden wir schwerlich los, daß das Karnevalspiel im Grunde herzlich wenig mit der Grundidee des Faust zu tun habe. Der

Kaiser hat in dem Gaukelspiel nur eine angenehm aufregende Unterhaltung gesehen. Denn in der nächsten Szene empfängt er Faust und Mephisto in seinem Lustgarten; er behandelt sie höchst gnädig, erklärt, daß er mehr solcher Scherze wünsche, und läßt sich die krassesten Schmeicheleien Mephistos, daß seiner Majestät alle Elemente sich gehorsam beugten, willig gefallen. Nun darf der Kaiser aber auch erfahren, daß Mephisto mehr kann als Maskenspiele veranstalten. Die Minister kommen herbeigeeilt und verkünden, daß alle Not des Reiches plötzlich gehoben sei.

Rechnung für Rechnung ist berichtet,
Die Wucherklauen sind beschwichtigt,
Los bin ich solcher Höllenpein;
Im Himmel kann's nicht heitrer sein.

Wie ist das geschehen? Mephisto hat eine großartige Erfindung gemacht, die des Papiergeldes. Dem Dichter hat dabei vorgeschwebt John Law's berühmte Zettelbank zur Zeit Ludwigs XV. und der Assignatenunfug während der französischen Revolution. Als Unterpfand für die papierenen Scheine will Faust all das Gut betrachtet wissen, das im Reiche überall vergraben liegt und bisher ungenützt gelegen hat. Der Kaiser staunt, ist aber entzückt von der Idee, und Mephisto schildert nicht ohne geheime Ironie, wie bequem die Sache sei:

Man wird sich nicht mit Bör's und Beutel plagen,
Ein Blättchen ist im Busen leicht zu tragen,
Mit Liebesbrieflein paart's bequem sich hier.
Der Priester trägt's andächtig im Brevier,
Und der Soldat, um rascher sich zu wenden,

Erleichtert schnell den Gürtel seiner Lenden.
Ein solch Papier, an Gold und Perlen Statt,
Ist so bequem; man weiß doch, was man hat.

Der Kaiser, hocheifrent, ernennt Faust und Mephisto zu seinen Schatzmeistern. Mit vollen Händen verteilt er dem Hof die neuen Scheine; jeder will sie brauchen, um seinen Leidenschaften doppelt zu fröhnen. Nur einer ist klug, der alte Narr des Kaisers, der sich von seinem Rausch erholt hat. Er will sich sofort Grundbesitz für das Papier erwerben; denn er sagt sich, daß die papierene Herrlichkeit bald zusammenbrechen müsse.

Eilen wir zum Schlusse! Der Kaiser wundert sich, daß seine Hofleute mit den neuen Schätzen nur ihr altes Leben fortsetzen wollen, aber er selbst macht's kein Haar besser. Er verlangt, daß Faust ihn die schönste Frau und den schönsten Mann durch seine Zauberkünste sehen lasse, Helena und Paris, und Faust hat ihm sofort, im Vertrauen auf Mephistos Dienste, zugesagt. Wir treffen Faust und Mephisto in einer finstern Galerie. Mephisto macht Schwierigkeiten; Faust wird unwillig:

Da haben wir den alten Leierton!
Bei dir gerät man stets ins Ungewisse.
Der Vater bist du aller Hindernisse.

Aber Mephisto erklärt:

Das Heidenvolk geht mich nichts an,
Es haust in seiner eignen Hölle.
Doch gibt's ein Mittel.

Faust wird, um den Wunsch des Kaisers zu erfüllen, eine schwierige Fahrt unternehmen müssen. Wohin?

Göttinnen thronen hehr in Einsamkeit,
Um sie kein Ort, noch weniger eine Zeit;
Von ihnen sprechen ist Verlegenheit.
Die Mütter sind es.

Faust schaudert bei diesem Wort:

Die Mütter! Mütter! — 's klingt so wunderbarlich.

Er fragt nach dem Wege, auf dem man zu ihnen
gelangen könne.

Mephisto:

Kein Weg! Ins Unbetretene,
Nicht zu Betretende; ein Weg ans Unerbetene,
Nicht zu Erbittende. Bist du bereit?
Nicht Schlösser sind, nicht Riegel wegzuschieben,
Von Einsamkeiten wirst umhergetrieben.
Hast du Begriff von Ob' und Einsamkeit?

Faust meint, ja; er habe ja einst in Wald und Höhle
gehaust und leere Bücher gelesen, aber Mephisto erwidert,
die Einsamkeit, von der er spreche, sei noch ganz was
anderes; auch die des grenzenlosen Ozeans sei nicht da-
mit zu vergleichen. Er sagt das in wundervollen Worten:

Und hättest du den Ozean durchschwommen,
Das Grenzenlose dort geschaut,
So sähest du dort doch Well' auf Welle kommen,
Selbst wenn es dir vorm Untergange graut.
Du sähest doch etwas, sähest wohl in der Grüne
Gestillter Meere streichende Delphine,
Sähest Wolken ziehen, Sonne, Mond und Sterne;
Nichts wirst du sehn in ewig leerer Ferne,
Den Schritt nicht hören, den du tust,
Nichts Festes finden, wo du ruhst.

Er reicht Faust einen Schlüssel; dieser wächst, als
Faust ihn ergreift und beginnt zu leuchten und zu blißen.
Mit diesem Schlüssel mußt du, sagt Mephisto, versinken,

ich könnte auch sagen steigen; denn da, wo du hinkommst, gibt's kein Oben und kein Unten. Du wirst dahin kommen, wo das längst Vergangene wie Wolfenzüge dich umwallen wird; halte dir's mit dem Schlüssel vom Leibe.

Ein glühnder Dreifuß tut dir endlich kund,
Du seist im tiefsten, allertiefsten Grund.
Bei seinem Schein wirst du die Mütter sehn;
Die einen sitzen, andre stehen und gehn,
Wie's eben kommt. Gestaltung, Umgestaltung,
Des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung.
Umfliehet von Bildern aller Kreatur,
Sie sehn dich nicht, denn Schemen sehn sie nur.
Da fass' ein Herz, denn die Gefahr ist groß,
Und gehe grad' auf jenen Dreifuß los,
Berühr' ihn mit dem Schlüssel.

Faust macht eine entschieden gebietende Attitude mit dem Schlüssel.

So ist's recht!

Er schließt sich an, er folgt als treuer Knecht;
Gelassen steigst du, dich erhebt das Glück,
Und eh sie's merken, bist mit ihm zurück.
Und hast du ihn einmal hierher gebracht,
So rufft du Held und Heldin aus der Nacht,
Der erste, der sich jener Tat erdreistet.

Faust ist zu allem bereit:

In deinem Nichts hoff' ich das All zu finden.

Auf Mephistos Geheiß stampft er mit dem Fuß und versinkt in die Erde. Mephisto ruft:

Neugierig bin ich, ob er wiederkommt.

Während Fausts Abwesenheit macht Mephisto am Kaiserhof den Wunderdoctor. Herren und Damen ziehen ihn zu Räte. Eine Blondine leidet an Sommersprossen; Mephisto verordnet ihr Froschlaiich und Krötenzungen,

reinlich aufgestrichen. Eine andere hat Frostbeulen am Fuß; er kuriert sie durch einen kräftigen Tritt, der sie schmerzt, als käme er von einem Pferdehuf. Eine dritte klagt über verschmähte Liebe; ihr gibt Mephisto ein Stück Kohle, das sie verschlucken soll, nachdem sie dem Geliebten damit einen Strich ans Kleid gemacht hat. Ein verliebter Page klagt, daß die Damen ihn noch nicht für voll nähmen; Mephisto rät ihm, sich an die Ältern zu halten, die wüßten ihn zu schätzen. Immer neue Patienten drängen sich an ihn heran, so daß er zuletzt in komischer Verzweiflung ausruft:

O Mütter! Mütter! laßt nur Fausten los!

Die Szene hat keinen tiefern Sinn, sie ist nur ein Zwischenspiel, um die Zeit bis zu Fausts Rückkehr auszufüllen.

Und nun die Schlußszene. Faust ist von seiner abenteuerlichen Reise ins Unbetretene, nicht zu Betretende zurückgekehrt, begleitet von dem Dreifuß, den er dort holen sollte. Der ganze Hof hat sich in einem schwach erleuchteten Rittersaal versammelt. In dem Raum vor der Bühne, auf der ein antiker Tempel steht, steigt Faust aus der Tiefe empor, als Priester gekleidet; er streut Weihrauch auf den Dreifuß, da erscheinen aus den von diesem aufsteigenden Rauchwolken erst Paris und dann Helena. Die Hofleute machen über das Paar allerlei geistreiche Bemerkungen, die recht erbaulich zu lesen sind. Faust aber wird beim Anblick Helenas von verzehrender Sehnsucht ergriffen:

Du bist's, der ich die Regung aller Kraft,
Den Inbegriff der Leidenschaft,
Dir Neigung, Lieb', Anbetung, Wahnsinn zolle.

Mephisto, der im Souffleurkasten steckt, mahnt ihn, keine Dummheiten zu machen. Umsonst. Als Paris Helena ergreift, um sie zu entführen, stürzt Faust auf die Bühne, ergreift Helena und berührt Paris mit dem Schlüssel. Da geschieht eine furchtbare Explosion, Helena und Paris lösen sich in Dunst auf, und Faust liegt ohnmächtig am Boden. In dem allgemeinen Tumult, der sich erhebt, schleppt Mephisto den Bewußtlosen auf der Schulter von hinnen.

So schließt der erste Akt. Sie werden nun wissen wollen, was diese Dinge bedeuten. Wer sind die Mütter? Was bedeutet Fausts Fahrt zu ihnen? Was der Schlüssel und der Dreifuß? Was Helena und Fausts Verlangen nach ihr? Aber das sind Fragen, die ich Ihnen, wenn überhaupt, jedenfalls heute nicht mehr beantworten kann. Das sind schwere Dinge. Wir müssen erst Atem schöpfen, wenn wir uns damit befassen sollen. Lassen Sie uns darum die Antwort auf diese Fragen im nächsten Vortrag suchen.



Elfter Vortrag.

Die Deutung der Fahrt zu den Müttern. Der Homunculus. Die klassische Wal- purgisnacht.

Meine Zuhörer!

Vom letzten Vortrag her bin ich noch in Ihrer Schuld: ich habe einige Fragen zu beantworten, die sich uns bei den letzten Szenen des ersten Akts aufgedrängt haben. Wir haben Faust hinuntersteigen sehen zu den Müttern. Wer sind die Mütter? Es klingt nicht nur Faust, sondern auch uns so wunderbar. Aber wir erinnern uns: Zu den Müttern hat Faust gehen müssen, um Helena heraufzuholen. So werden wir die Antwort auf jene Frage vielleicht am besten finden, wenn wir zuerst fragen: Wer ist Helena?

Der Dichter läßt uns darüber nicht im Zweifel. Sie ist das Ideal oder Urbild der Schönheit, der klassischen

Schönheit. Schon in der Hexenküche hat Faust ein Bild von ihr im Zauber Spiegel gesehen, und es hat ihn mächtig ergriffen. Freilich ist er von diesem Bilde wieder abgezogen worden durch den Genuß des Zaubertranks, den ihm die Hexe kredenzt hat. „Du siehst“, hat Mephisto gesagt, „mit diesem Trank im Leibe bald Helenen in jedem Weibe.“ Sein Verlangen nach Helena ist über den folgenden Begebenheiten, über dem Liebesverkehr mit Gretchen, entschlummert. Nach der Katastrophe ist er dann von Mephisto an den kaiserlichen Hof geführt worden. Dort hat er eine in tiefem Verfall begriffene Welt kennen gelernt, in der er wohl eine Zeit lang zu spielen, aber keine erspriessliche Tätigkeit zu finden vermag. Der Kaiser hat verlangt, daß er ihm Helena und Paris zeige. Er hat seinen Wunsch erfüllt, und während ihr Anblick für den Kaiser und seinen Hof eine müßige Ergötzung geblieben ist, ist Faust davon hingerissen worden. Was ich in der Hexenküche sah, hat er ausgerufen, ist nur ein Schaumbild solcher Schöne. Er ahnt, daß für ihn der Besitz des Urbilds klassischer Schönheit die Erhebung auf eine höhere Lebensstufe bedeuten müsse. In leidenschaftlicher Eifersucht will er sich dieses Ideals bemächtigen. Aber der Versuch mißlingt; denn nur ernstes, besonnenes, zielbewußtes Streben kann zu seinem Besitz führen. Wir haben in Fausts Verlangen nach Helena das Verlangen des menschlichen Geistes zu erkennen, das einst im Zeitalter der Renaissance erwachte, das Streben, aus dem dumpfen Leben des Mittelalters herauszukommen zu

einem hellern und höhern Dasein, wie es aus der Wiederentdeckung der Antike hervorgegangen ist. Faust ist der Repräsentant der modernen Menschheit, er kann aber zugleich auch, wie wir uns früher schon gesagt haben, Goethe sein; denn was im Zeitalter der Renaissance geschah, das hat auch Goethe erlebt; auch er hat aus der Zuwendung zum klassischen Schönheitsideal eine Erhöhung seines Lebens gewonnen.

Die Vermählung des modernen Geistes mit der Antike ist das Thema der ersten drei Akte unserer Dichtung. Und über diesem Thema, das Goethes ganze Seele erfüllte, ist gar manches andere, was in den Faust gehört hätte, nicht zu seinem Rechte gekommen. Mephisto hat Faust die Helena nicht verschaffen können; er ist eine Gestalt der mittelalterlich-christlichen Welt und besitzt darum keine Gewalt über die Antike; wie er es ausdrückt: das Heidenvolk haust in seiner eigenen Hölle. Faust muß das antike Schönheitsideal selbst heraufholen von den Müttern.

Wer sind nun diese? Goethe hat in den Gesprächen mit Eckermann darüber eine Andeutung gemacht, die uns auf die richtige Spur führt. Er hatte im Plutarch gelesen, daß in einer kleinen, uralten Stadt Siziliens Göttinnen verehrt worden seien, die man die Mütter nannte. Ebendort hatte er von der Phantasie eines Philosophen gelesen, nach welcher es einhundertdreiundachtzig Welten geben soll, die nach der Figur eines Dreiecks gestellt sind. Auf jeder Seite des Dreiecks sollen sich

sechzig Welten befinden und außerdem eine an jeder Ecke. Die innere Fläche des Dreiecks wäre als der allen Welten gemeinsame Herd zu betrachten, aus dem sie ihr Leben beziehen. In diesem Herd befänden sich nämlich die Gestalten und Urbilder aller der Dinge, die jemals in der Welt dagewesen seien oder dasein würden. Sie seien umschlossen von der Ewigkeit, aus der die Zeit in die Welten überströme und die Dinge der sichtbaren Welt erzeuge, entsprechend den Urbildern in dem Dreieck. Goethe hat nun die beiden Vorstellungen von den uralten Göttinnen, welche die Mütter heißen, und von den Urbildern der Dinge in dem Herd der Welten miteinander verbunden: Die Mütter sind die Erzeugerinnen und Hüterinnen dieser Urbilder. Aus dem Herd hat er einen rauchenden Dreifuß gemacht. Weil Faust ihn heraufholen sollte, bedurfte er ein etwas beweglicheres Möbel, als ein Herd es ist. Um diesen Ideenherd oder Ideendreifuß sitzen und gehen die Mütter. Wenn Faust zu ihnen hinab muß, um das Urbild der Schönheit zu holen, so will das sagen, daß die Verjüngung der Menschheit, die Erhöhung ihres Lebens nur aus den allertiefsten Tiefen der Geisteswelt, nur aus dem Alleridealsten zu gewinnen sei in schwerer, gefahrvoller Arbeit. Wir haben Faust schon im ersten Teil sprechen hören von der Sehnsucht seiner Seele nach den Gesilden hoher Ahnen. Diese Ahnen, haben wir uns damals gesagt, sind die geistigen Mächte höherer Regionen, die dem Urgrund der Dinge näher stehen als der Mensch. Die Mütter bedeuten ungefähr dasselbe. Wir

begreifen, daß Faust mit der Sehnsucht nach diesen Gefilden hoher Ahnen in der Seele sofort bereit ist, den Gang dorthin anzutreten, obwohl Mephisto ihm diesen Ort, der nur uneigentlich ein Ort heißen könne, als den Inbegriff aller Öde und Einsamkeit geschildert hat. „Wir wollen“, spricht er zu Mephisto, „es ergründen; in deinem Nichts hoff' ich das All zu finden.“

Nun möchten Sie wohl gern noch wissen, was der Schlüssel bedeutet, den Mephisto Faust auf seine Reise zu den Müttern mitgibt. Der Schlüssel ist von alters her das Sinnbild des Priestertums. Faust ist Priester, Mittler zwischen dem Urbild der Dinge und der Menschheit, wenn er das Ideal der Schönheit von den Müttern heraufholt in die Welt. Der Schlüssel wächst und bligt in seiner Hand, er beginnt seine Kräfte zu äußern, sobald Faust ihn ergreift und damit seinen priesterlichen Beruf antritt. Das will etwa sagen: Wenn der Mensch ein großes Werk nur entschlossen angreift, dann werden in der Welt auch die Kräfte wirksam, die ihm seine Durchführung möglich machen.

Sie sehen, es sind im Grunde ziemlich einfache Gedanken, die Goethe hinter diesen symbolischen und allegorischen Gestalten und Vorgängen verbirgt. Er war überzeugt, diesen Gedanken im zweiten Teil seines Faust Fleisch und Blut, poetisches Leben zu verleihen. Ob ihm das wirklich gelungen ist, das ist eine Frage, deren Beantwortung ich gern dem Gefühl meiner Zuhörer überlasse.

Daß unsere Deutung dieser Allegorien in der Haupt-

sache zutrifft, wird sich uns aus dem zweiten Akte ergeben, an dessen Betrachtung wir nun herantreten.

Er beginnt mit einer Reihe von Szenen, die in Fausts alten Studierräumen spielen. Sie führen eine neue fragwürdige Gestalt in das Drama ein, den Homunculus, und leiten über zu der klassischen Walpurgisnacht, die den Hauptbestandteil dieses Aktes bildet.

Mephisto hat den bewußtlosen Faust auf sein altes Bett gelegt. Man hat gefragt, ob denn der kaiserliche Hof sich in derselben Stadt befinde, in der einst Faust als Professor gewirkt habe. Die Frage scheint mir klein. Als ob wir nicht längst wüßten, daß Mephisto bloß seinen Zaubermantel auszubreiten braucht, um von einer Stadt nach der andern zu fliegen. Warum er Faust gerade in seine alte, vor Jahren verlassene Wohnung bringt, wäre eine eher aufzuwerfende Frage. Der Grund ist der, daß Goethe uns die Personen, die wir einst in Fausts Umgebung fanden, als er noch dozierte, wieder vorsehen will, den einstigen Famulus und jetzigen Professor Wagner und jenen Schüler, mit dem Mephisto das berühmte Gespräch über das Studium gehalten und der inzwischen den untersten akademischen Grad, den eines Baccalaureus, erreicht hat. Mephisto findet alles unverändert.

Die bunten Scheiben sind, so dünkt mich, trüber,
Die Spinnweben haben sich vermehrt;
Die Tinte starrt, vergilbt ist das Papier,
Doch alles ist am Platz geblieben;
Sogar die Feder liegt noch hier,
Mit welcher Faust dem Teufel sich verschrieben.
Ja, tiefer in dem Rohre stockt

Ein Tröpflein Blut, wie ich's ihm abgeloct.
Zu einem solchen einzigen Stück
Wünsch' ich dem größten Sammler Glück.
Auch hängt der alte Pelz am alten Haken,
Erinnert mich an jene Schnaken, ✓
Wie ich den Knaben einst belehrt,
Woran er noch vielleicht als Jüngling zehrt.

Beim Anblick des alten Pelzrock's, in dem er einst vor dem Schüler den Doktor Faust gespielt hat, kommt ihn die Lust an, noch einmal diese Rolle zu spielen, um wieder einmal das Gefühl zu kosten, das den Doktoren eigen ist, während es dem Teufel längst vergangen ist: alles zu verstehen und in allem recht zu haben. Er schüttelt den alten Rock; da fliegen Insekten aller Art heraus und begrüßen ihn als ihren Vater. Wir kennen ihn ja vom ersten Teil her als den Herrn der Fliegen, Wanzen, Läuse. Sie singen im Chor:

Willkommen, willkommen,
Du alter Patron!
Wir schweben und summen
Und kennen dich schon.
Nur einzeln im stillen
Du hast uns gepflanzt;
Zu Tausenden kommen wir,
Vater, getanzt.

Der Schalk in dem Busen
Verbirgt sich so sehr;
Vom Pelze die Läusehen ✓
Enthüllen sich eh'r.

Mephisto gefällt das Ungeziefer:

Wie überraschend mich die junge Schöpfung freut!
Man säe nur, man erntet mit der Zeit.

Wir wissen, Mephisto hat auch in das Herz des

Schülers seinen Samen gestreut; auch dieser wird nicht unfruchtbar geblieben sein. Er legt den Rock an und zieht die Glocke, daß die alte Halle in allen Fugen erbebt und die Türen aufspringen. Entsetzt kommt der Famulus gelaufen, nicht der uns bekannte, der inzwischen Fausts Stellvertreter geworden ist, sondern ein neuer. Fast will er in die Kniee sinken, als er Mephisto erblickt, der ihm wie ein Riese vorkommt. Dieser beruhigt ihn, indem er in den höchsten Ausdrücken der Bewunderung von dem edeln Doktor Wagner spricht, der Weisheit täglichem Vermehrer, der sogar Fausts Ruhm verdunkle. Der Famulus widerspricht ihm; Wagner sei die personifizierte Bescheidenheit und warte noch immer sehnsüchtig auf die Rückkehr Fausts, der einst in so unerklärlicher Weise verschwunden sei; darum habe er auch sein Studierzimmer völlig unberührt gelassen.

Wo hat der Mann sich hingetan?
Führt mich zu ihm, bringt ihn heran!

Der Famulus bedauert; Wagner sei soeben mit einem großen Experiment beschäftigt, bei dem er durchaus nicht gestört werden dürfe. Aber Mephisto wiederholt sein Begehren; er sei der Mann, das Glück ihm zu beschleunigen. Statt Wagners kommt nach einer Weile der Baccalaureus angestürmt. Er staunt, als er Mephisto dasitzen sieht im gleichen Kleide wie damals, wo er ihm, dem angehenden schüchternen Schüler, Audienz erteilte. Die Schüchternheit hat er längst abgelegt:

Ich find' Euch noch, wie ich Euch sah;
Ein andrer bin ich wieder da.

Als Mephisto ihm spöttische Bemerkungen über die mit ihm vorgegangene Veränderung in Tracht und Frisur macht, als wäre er nur äußerlich ein anderer geworden, da weist er den Spott mit überlegenem Selbstbewußtsein zurück und behandelt ihn als „alten Herrn“, über den die Zeit hinweggeschritten ist.

Ihr hänseltet den guten, treuen Jungen;
Das ist Euch ohne Kunst gelungen,
Was heutzutage niemand wagt.

Der Baccalaureus gehört der jüngsten philosophischen Schule an. Das war zu der Zeit, wo Goethe diese Szene schrieb, die Schule Fichtes. Der junge Philosoph spricht ungefähr mit der Anmaßung, mit der heute das grüne Völkchen spricht, das Nießsche zu seinem Abgott gemacht hat: Was man bisher gewußt hat, das war durchaus nicht wissenschaftlich, wir erst haben die Weisheit gefunden. Mephisto stimmt ihm ironisch zu; der Baccalaureus merkt die Ironie nicht, sondern erwidert:

Das freut mich sehr. Da hör' ich doch Verstand;
Der erste Geiz, den ich vernünftig fand!

Seine Anmaßung wächst, er mutet Mephisto das Bekenntnis zu, daß sein alter Kopf nicht mehr wert sei als die leeren Totenschädel, die da im Studierzimmer stehen. Mephisto antwortet ihm gemüthlich:

Du weißt wohl nicht, mein Freund, wie grob du bist?

Der Baccalaureus darauf:

Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist.

In humoristischem Schrecken stellt sich Mephisto, als

wolle er von der Bühne in den Zuschauerraum, ins Parterre, hinunterflüchten:

Hier oben wird mir Licht und Luft benommen;
Ich finde wohl bei euch ein Unterkommen?

Der junge Philosoph aber fährt fort, verächtlich über die unnützen Alten zu sprechen. Ihm fängt das unnütze Alter sehr früh an:

Das Alter ist ein kaltes Fieber.
Hat einer dreißig Jahr vorüber,
So ist er schon so gut wie tot.
Am besten wär's, euch zeitig totzuschlagen.

Mephisto darauf:

Der Teufel hat hier weiter nichts zu sagen.
Er fühlt durch diese jugenhafte, alles Gereifte verneinende Philosophie sich selber übertroffen. Der Baccalaureus aber ergeht sich in Reden, wie sie zwar nicht Fichte selbst, wohl aber manche seiner überstiegenen Schüler führten. Nichts existiert außer meinem Ich; ich habe die Welt, Himmel und Erde, Materie und Geist, erzeugt.

Wenn ich nicht will, so darf kein Teufel sein.

Dies ist der Jugend edelster Beruf:

Die Welt, sie war nicht, eh' ich sie erschuf;
Die Sonne führt' ich aus dem Meer herauf;
Mit mir begann der Mond des Wechsels Lauf;
Da schmückte sich der Tag auf meinen Wegen,
Die Erde grünte, blühte mir entgegen.

Auf meinen Wink in jener ersten Nacht

Entfaltete sich aller Sterne Pracht.

Wer außer mir entband euch aller Schranken

Philisterhaft einklemmender Gedanken?

Ich aber, frei, wie mir's im Geiste spricht,

Verfolge froh mein innerliches Licht

Und wandle rasch im eigensten Entzücken,

Das Helle vor mir, Finsternis im Rücken.

Mephisto amüsiert sich über diese Philosophie.

Original, fahr hin in deiner Pracht!

ruft er dem stolz abgehenden Schüler nach. Er behandelt ihn mit so gutmütigem Humor, daß wir uns sagen: Hier redet eigentlich nicht Mephisto, sondern der alte Goethe, der sich gewöhnt hat, die Menschen mit ihren Torheiten und Schwächen zu nehmen, wie sie sind, und sich auch die geistigen Extravaganzen der Jugend gefallen zu lassen. Darum läßt er seinen Mephisto dem Baccalaureus nachrufen:

Doch sind wir auch mit diesem nicht gefährdet,
In wenig Jahren wird es anders sein:
Wenn sich der Most auch ganz absurd gebärdet,
Es gibt zuletzt doch noch 'n Wein.

Und zu der im Parterre des Theaters sitzenden Jugend, die sich für die milde Behandlung eines der Ihrigen dankbar zeigen sollte, läßt er Mephisto sprechen:

Ihr bleibt bei meinem Worte kalt.
Euch guten Kindern laß' ich's gehen;
Bedenkt: der Teufel, der ist alt,
So werdet alt, ihn zu verstehen!

Die Scene bildet in unserer Dichtung eine bloße Episode. Ich habe bei ihr trotzdem gern länger verweilt, weil sie voll echten Goetheschen Humors ist.

Auch die nächste Scene trägt diese humoristische Färbung an sich, bis der Dichter allmählich wieder in das klassische Fahrwasser gerät. Es ist, als ob bei der Erinnerung an die herrlichen Szenen des ersten Theils in Goethe wieder etwas von der alten poetischen Kraft er-

wacht wäre. Die Szene spielt im Laboratorium des Professors Wagner. Dieser ist mit einem hochinteressanten chemischen Experiment beschäftigt:

Monatelang, des großen Werkes willen,
Lebt' er im allerstillsten Stillen.
Der zarteste gelehrter Männer,
Er sieht aus wie ein Kohlenbrenner,
Geschwärzt vom Ohre bis zur Nasen,
Die Augen rot vom Feuerblasen.

Es handelt sich darum, einen künstlichen Menschen zu erzeugen. Wir sehen, Wagner ist bei den Erfolgen seiner wissenschaftlichen Arbeit immer zuversichtlicher und kühner geworden. Es ist ihm ergangen wie gewissen Forschern unserer Zeit, die, trunken von den Errungenschaften moderner Wissenschaft, sich einreden, es fehle nur noch eine Kleinigkeit, um aus dem toten Stoff Leben erzeugen zu können.

Der große Augenblick scheint gekommen, wo Wagners Werk gelingt. Einige Stellen deuten freilich leise darauf hin, daß Mephisto am Gelingen des Werkes beteiligt ist. Wagner aber merkt das nicht, er triumphiert:

Ein großer Vorsatz scheint im Anfang toll;
Doch wollen wir des Zufalls künftig lachen,
Und so ein Hirn, das trefflich denken soll,
Wird künftig auch ein Denker machen.

In der Phiole, die Wagner mit hunderterlei Stoffen angefüllt hat, zeigt sich ein artiges Männlein, das sofort zu sprechen beginnt und Wagner als seinen Vater anredet.

Nun, Väterchen, wie steht's? Es war kein Scherz.
Komm, drücke mich recht zärtlich an dein Herz!
Doch nicht zu fest, damit das Glas nicht springe.

Das ist die Eigenschaft der Dinge:
Natürlichem genügt das Weltall kaum;
Was künstlich ist, verlangt geschloßnen Raum.

Dann wendet sich das Menschlein, der Homunculus,
an Mephisto:

Du aber, Schalk, Herr Vetter, bist du hier?
Im rechten Augenblick, ich danke dir.
Ein gut Geschick führt dich zu uns herein;
Dieweil ich bin, muß ich auch tätig sein.
Ich möchte mich sogleich zur Arbeit schürzen;
Du bist gewandt, die Wege mir zu kürzen.

„Hier gibt's zu tun, hier zeige deine Gabe!“ antwortet Mephisto. Er läßt eine Seitentür sich öffnen, durch die man Faust, auf dem Lager schlummernd, erblickt. Der Homunculus, erstaunt über den Anblick, bricht in das Lieblingswort des alten Goethe aus: „Bedeutend!“ Die Flasche, in der er steckt, entschlüpft Wagners Händen, schwebt über Faust und beleuchtet ihn. Der Homunculus aber beginnt sofort des träumenden Faust Gedanken zu lesen. Wir erfahren, daß Faust von Leda und dem Schwan träumt, deren Vereinigung bekanntlich Helena ihre Geburt verdankt. Mephisto erkennt von diesen Gedanken Fausts nichts. Der Homunculus sagt uns den Grund: Mephisto gehört dem Norden und dem Mittelalter an, Helena aber ist antik und klassisch. Er gibt den Rat, Faust, der von der Sehnsucht nach Helena erfüllt sei, nicht hier in diesen mittelalterlichen Räumen aufwachen zu lassen:

Verbräunt Gestein, hemodert, widrig,
Spitzbödig, schnörkelhaftest, niedrig!
Erwacht uns dieser, gibt es neue Not,
Er bleibt gleich auf der Stelle tot.

Am besten, fährt der Homunculus fort, wäre es, mit Faust nach Griechenland zu reisen, und zwar nach Thessalien, wo gerade jetzt die klassische Walpurgisnacht gefeiert werde.

An großer Fläche fließt Peneios frei,
Umbuscht, umbaut, in still- und feuchten Buchten;
Die Ebne dehnt sich zu der Berge Schluchten, —
Und oben liegt Pharsalus, alt und neu.

„Umbuscht, umbaut“, — das sind schauerliche Wortbildungen, die dem Geiste der deutschen Sprache durchaus zuwider sind. Man wird uns sagen, sie seien gebildet wie umarmt, umringt. Aber das ist nicht richtig. Wir haben zwei Verba: umarmen, umringen; zu diesen bilden umarmt und umringt die Partizipia; aber wir haben keine Verba umbuschen und umbäumen und können darum auch von ihnen nicht die Partizipia umbuscht und umbaut bilden. Wer von einer umbauten Fläche spricht, der darf uns nicht wehren, von einem ummenschten Tisch zu sprechen.

Der Gedanke, mit Faust nach Griechenland zu reisen, behagt Mephisto wenig. Aber der Homunculus behauptet, es sei das einzige Mittel, den Bewußtlosen wieder zum Leben zu bringen, und verspricht Mephisto, er werde dort thessalische Hexen finden. Das hat für den Teufel einen gewissen Reiz, so widrig ihm sonst das klassische Land ist. Es wird beschlossen, Mephistos Zauber- mantel um den schlafenden Faust zu schlingen und dann nach Thessalien zu reisen, Faust, Mephisto und der Homunculus. Und ich? fragt Wagner ängstlich. Der Homunculus erwidert:

Oh nun,
Du bleibst zu Hause, Wichtigstes zu tun.
Entfalte du die alten Pergamente,
Nach Vorschrift sammle Lebensselemente
Und füge sie mit Vorsicht eins ans andre.
Das Was bedenke, mehr bedenke wie!
Indessen ich ein Stückchen Welt durchwandre,
Entdeckst du wohl das Tüpfchen auf das J.

Du entdeckst das Tüpfchen auf das J, das soll heißen:
Du bringst deine weit fortgeschrittene Wissenschaft zur
Vollendung. Wagner scheidet tief betrübt von seinem
Homunculus; ihm ahnt, daß er ihn nicht wiedersehen wird.
Mephisto fügt sich in die unwillkommene Reise ins klassi-
sche Land; er darf seinem Vetter Homunculus, den er selbst
hat machen helfen, diesen Wunsch nicht versagen. Er
spricht, zum Publikum gewendet, das Wort, dessen Wahr-
heit nicht er allein erfahren hat:

Am Ende hängen wir doch ab
Von Kreaturen, die wir machten.

Nun wollen Sie natürlich wieder wissen, wer der
Homunculus ist oder, daß ich's recht sage, was er be-
deutet; denn wir wissen längst: Die Gestalten des zweiten
Theils unserer Dichtung sind nichts, sie bedeuten bloß
etwas. Was aber der Homunculus bedeutet — nun, die
Fausterklärer wissen's. Dünker weiß es, Schröer weiß
es, Kuno Fischer weiß es, alle wissen, aber jeder weiß
etwas anderes, und wenn man ihre Erklärungen gelesen
hat, dann gehts einem wie dem Schüler im ersten Teil:
„Mir wird von alle dem so dumm, als ging mir ein
Mühlrad im Kopf herum.“ Wie Goethe in der vorigen

Szene die Schüler des Philosophen Fichte verspottet hat, so hat er mit dem Homunculus ohne Zweifel die Materialisten verspotten wollen. Aber damit ist das Männlein in der Flasche noch nicht erklärt, denn dieses ist durchaus kein totes Kunstprodukt, sondern ein lebendiger oder doch halblebendiger Geist, der vernünftige Reden führt, sich über seinen vermeintlichen Erzeuger, den Professor Wagner, mokiert und sogar den Mephisto kommandiert. Sallet hat vermutet, der Homunculus sei die Poesie des achtzehnten Jahrhunderts vor Goethe und Schiller, jene gemachte Poesie, die klassische Vorbilder nachahmte, aber nichts von ihrem Geist in sich trug und vergeblich nach wahren Leben suchte. Das klingt sehr gut, aber die Reden, die der Homunculus führt, wollen dazu schlechterdings nicht passen. Schröder sieht in dem klugen Männlein in der Flasche die köstliche Frucht des Humanismus; Hettner das Seufzen des noch bloß Gedachten nach Dasein und Wirklichkeit; Dünker das unablässige Streben, das Faust zur idealen Schönheit treibt; Runo Fischer einen Dämon, ein Wesen rein geistiger Natur, leicht orientiert und orientierend, der die Situation und die nächsten Ziele sogleich durchschaue und erkenne, einen Geist, wie der Dichter ihn als Führer für die klassische Walpurgisnacht nötig gehabt habe. Vizmann sieht im Homunculus den idealen Gehalt der Bestrebungen und der Bildung seiner Zeit konzentriert. Manchen Auslegern gilt er als die unfruchtbare Gelehrsamkeit, andern als das Symbol des zweiten Teils des Faust. Noch lange könnte ich so fort=

fahren. Wollen Sie meine Ansicht über den Homunculus hören, so muß ich Ihnen offen gestehen, daß ich nicht weiß, was der Homunculus ist, und daß es mir geht wie Friedrich Vischer, daß ich Goethe stark im Verdacht habe, er habe es so recht selber nicht gewußt. Es bleibt uns nichts übrig, als hier einmal den Mut der Ignoranz zu haben. So viel ist sicher, daß Wagner sich täuscht, wenn er meint, den Homunculus gemacht zu haben; bei seiner Entstehung hat der Teufel die Hand im Spiel, er ist ein dämonisches, aber ein unfertiges Wesen, das schließlich — wir werden das bald sehen — vergeht, wie es entstanden ist. Jedenfalls ist er ein recht fatales Wesen. Eine Gestalt, bei der man nicht weiß, was sie eigentlich bedeuten soll, bei der man ebensogut an den idealen Gehalt der Zeitbildung als an die Poesie vor Goethe oder an den zweiten Teil des Faust denken kann, ist sicher keine glückliche Schöpfung. Überlassen wir darum das Nachdenken über den Homunculus denen, die das Leben lang genug finden, um sich mit der Erkenntnis des Unfruchtbaren zu befassen, und wenden wir uns der klassischen Walpurgisnacht zu.

Es wird mir dabei freilich fast wie Mephisto zumute. Auch ich möchte auf diese Walpurgisnacht, wenigstens auf den größten Teil derselben, herzlich gern verzichten. Aber wer Vorträge über den zweiten Teil des Faust hält, der hat keine Wahl: er muß über die klassische Walpurgisnacht sprechen und sich mit Mephisto trösten: „Am Ende hängen wir doch ab von Kreaturen, die wir machten.“

Die Idee einer klassischen Walpurgisnacht ist ganz

Goethes Eigentum. Vor ihm hat niemand von einer solchen gewußt. Er scheint das Bedürfnis gehabt zu haben, ein Gegenstück zu der nordischen Walpurgisnacht zu schaffen, allerlei mythologisches Gesindel, das wir andern kaum dem Namen nach kennen, darin auftreten zu lassen und ihm allerlei Ideen, die ihn beschäftigten, in den Mund zu legen. Mit Faust, seinem Streben und seinem Schicksal hängen diese Ideen zum Teil recht lose zusammen.

Die klassische Walpurgisnacht soll alle Jahre dem Tage vorhergehen, an dem einst Julius Cäsar Pompejus den Großen auf den Gefilden von Pharsalus schlug. Diese Schlacht bedeutete einst den Untergang der römischen Freiheit und damit das Ende der klassischen Welt im strengen Sinne des Wortes. Die Ebene läßt der Dichter vom Peneios durchflossen werden; in Wirklichkeit fließt der Peneios anderswo, allerdings auch in Thessalien. Wir wissen bereits, daß sie „umbuscht“ und „umbaumt“ ist. Auf ihrer östlichen Seite dehnt sich das Ägäische Meer aus. Lassen Sie uns sehen, was dort geschieht. Aber wenn Ihnen diese Nacht zuweilen etwas lang wird, so wasche ich meine Hände in Unschuld. Die klassische Walpurgisnacht ist das am schwersten Genießbare, was sich im zweiten Teil des Faust findet.

Die thessalische Zauberin Erichtho tritt auf. Sie gedenkt der Schlacht, die sich bei Pharsalus am 9. August des Jahres 48 vor Christo zugetragen hat. Zu ihren Füßen erblickt sie die weite Ebene mit zahllosen Zelten und Wachtfeuern. Die Zelte verschwinden; um die Feuer aber

Versammelt sich hellenischer Sage Legion.
Um alle Feuer schwankt unsicher oder sitzt
Behaglich alter Tage fabelhaft Gebild.

Blötzlich sieht Erichtho durch die Luft ein seltsames Fahrzeug nahen; es ist die leuchtende Phiole des Homunculus, von Faust und Mephisto auf dem Zauber-mantel begleitet. Die menschenscheue Zauberin entweicht, die Luftfahrer aber lassen sich am Oberlauf des Peneios zur Erde nieder. Sobald Faust den griechischen Boden berührt, wacht er auf und fragt: „Wo ist sie?“ Er fühlt sogleich, daß er auf griechischer Erde ist, und Homunculus rät ihm, von Feuer zu Feuer zu wandern und nach Helena zu fragen. Die dreie trennen sich, jeder geht seinem Vergnügen nach.

Mephisto erblickt bei dem Feuerschein Ungetüme der antiken Mythologie; es sind die am wenigsten schönen Gebilde, goldbewachende Greise, zusammengesetzt aus Adler, Löwe und Wolf, Sphinxen mit Löwenleibern und Jungfrauengesichtern, Sirenen, Weiber mit Habichtsfüßen- und Klauen, ferner riesige goldsammelnde Ameisen und einäugige, goldraubende Arimaspen. Ich kann mich auf alle Einzelheiten der Gespräche, die er mit ihnen führt, nicht einlassen, so sehr manches darin der Erklärung bedürfte. Manche Ausleger finden diese Gespräche sehr witzig und humoristisch — ich nicht. Mir scheint, es gehe uns nicht viel verloren, wenn wir hier nicht alles verstehen; also nur das Wesentlichste. Mephisto gefällt das Nackte nicht, es ist ihm zu wenig pikant, zu lebendig.

Das müßte man mit neuem Sinn bemeistern
Und mannigfaltig modisch überkleistern. . . .
Ein widrig Volk!

Die Greifen und Sphinge merken sofort, daß er nicht in ihre Welt gehört und sich unter ihnen unbehaglich fühlt. Die Sphinge geben ihm ein Rätsel auf: er soll sich selbst erraten. Sie bezeichnen ihn als nötig dem frommen wie dem bösen Mann; der fromme muß an ihm seine Tüchtigkeit erproben, wie der Fechter sich üben muß am Pflastron oder Fechtharnisch; den bösen muß er zum Bösen verführen, beides dem höchsten Gott zur Ergözung. Von dem Gesang der Sirenen erklärt Mephisto, daß er ihm gar nicht zum Herzen dringe. Sie aber spotten:

Sprich nicht vom Herzen! das ist eitel:
Ein lederner verschrumpfter Beutel,
Das paßt dir eher zu Gesicht.

Sie raten ihm, sich an die Lamien zu halten, lustfeine Dirnen, die dem Sathrvolk behagen. Ganz anders als Mephisto empfindet Faust. Wohl findet er nicht alles an diesen Gestalten schön, aber er erkennt auch im Widerwärtigen große, tüchtige Züge.

Vom frischen Geiste fühl' ich mich durchdrungen;
Gestalten groß, groß die Erinnerungen.

Vergeblich fragt er bei den Sphingen nach Helena. Sie sind älter als diese und haben sie nicht mehr erlebt, da Herkules die allerletzten von ihnen oder, wie es in der gezierten Sprache des gealterten Dichters heißt, die leztesten, erschlagen hat. Aber sie weisen ihn an den Centauren Chiron, der in dieser Geisternacht auf dem Gesilde herumsprenge. Chiron hat seine wilde Natur —

er ist halb Mensch, halb Pferd — gebändigt und ist als Arzt, aber auch als Erzieher griechischer Helden berühmt geworden.

Die nächste Szene spielt am untern Peneios, wo sich die Nymphen tummeln. Was Faust vor kurzem im Traume gesehen hat, Leda mit dem Schwan, das sieht er hier wachend noch einmal. Als Chiron angesprengt kommt, fordert er Faust auf, sich ihm auf den Rücken zu setzen, da er nicht rasten könne. Faust folgt der Einladung; er rühmt, als Chiron mit ihm weitersprengt, die weise Erziehung, die dieser den alten Helden hat ange-deihen lassen, und seine ärztliche Kunst. Aber Chiron meint, mit der Erziehungskunst sei nicht viel geschafft:

Am Ende treiben sie's nach ihrer Weise fort,
Als wenn sie nicht erzogen wären;

und was seine ärztliche Kunst betreffe, so habe er diese den Wurzelweibern und den Pfaffen überlassen. Faust fragt ihn nach einigen griechischen Helden; Chiron spricht mit Bewunderung von der männlichen Schönheit des Herkules:

Den zweiten zeugt nicht Gaa wieder,
Nicht führt ihn Hebe himmelein;
Vergebens mühen sich die Lieder,
Vergebens quälen sie den Stein.

Jetzt hält Faust den Augenblick für gekommen, nach Helena zu fragen:

Vom schönsten Mann hast du gesprochen,
Nun sprich auch von der schönsten Frau.

Chiron:

Was! . . . Frauenschönheit will nichts heißen,
Ist gar zu oft ein starres Bild;
Nur solch ein Wesen kann ich preisen,
Das froh und lebenslustig quillt.
Die Schöne bleibt sich selber selig;
Die Anmut macht unwiderstehlich
Wie Helena, da ich sie trug.

Faust:

Du trugst sie?

Chiron:

Ja, auf diesem Rücken.

Faust:

Bin ich nicht schon verwirrt genug,
Und solch ein Sitz muß mich beglücken!

Chiron:

Sie faßte so mich in das Haar,
Wie du es tust.

Faust:

O ganz und gar
Verlier' ich mich! Erzähle, wie?
Sie ist mein einziges Begehren!
Woher, wohin, ach, trugst du sie?

Nun erzählt ihm der Centaur, wie ihre Brüder sie,
die von Räubern geraubt worden war, gerettet hätten,
aber auf der Flucht durch die Sümpfe bei Cleusis auf-
gehalten worden seien. Da habe er sie auf seinem Rücken
hindurchgetragen.

Die Brüder wateten, ich patzte, schwamm hinüber;
Da sprang sie ab und streichelte
Die feuchte Mähne, schmeichelte
Und dankte lieblich klug und selbstbewußt.
Wie war sie reizend! jung, des Alten Lust!

Faust wundert sich; er glaubt zu wissen, daß Helena damals erst sieben Jahre alt war. Aber Chiron lacht:

Ganz eigen ist's mit mythologischer Frau:
Der Dichter bringt sie, wie er's braucht, zur Schau;
Nie wird sie mündig, wird nicht alt,
Stets appetitlicher Gestalt,
Wird jung entführt, im Alter noch umfreit;
Gnug, den Poeten bindet keine Zeit.

Faust hört das mit Entzücken: Ist Helena an keine Zeit gebunden, dann darf auch er sie zu gewinnen hoffen.

Und sollt ich nicht, sehnsüchtigster Gewalt,
Ins Leben ziehn die einzigste Gestalt?
Das ewige Wesen, Göttern ebenbürtig,
So groß als zart, so hehr als liebenswürdig?
Du sahst sie einst; heut hab' ich sie gesehn,
So schön wie reizend, wie ersehnt so schön.
Nun ist mein Sinn, mein Wesen streng umfassen;
Ich lebe nicht, kann ich sie nicht erlangen.

Chiron hält Faust für verrückt und empfiehlt ihn deshalb der Seherin Manto, zu deren Tempel sie eben gelangt sind, damit sie ihn heile. Manto ist die Tochter Askulaps, des Gottes der Heilkunst; unablässig fleht sie ihren Vater an, daß er den Sinn der Ärzte verkläre, damit sie aufhören, die Menschen umzubringen. Sie weiß Fausts Streben besser zu würdigen als Chiron:

Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt.

Durch einen unterirdischen Gang führt sie ihn zur Unterwelt, zu der Göttin Persephone hinab. Es ist derselbe Gang, durch den einst Orpheus hinabgestiegen ist, um seine Gattin Eurydice zu holen.

Bis hieher ist die klassische Walpurgisnacht relativ genießbar. Es fehlt neben vielem Dunkeln und Seltsamen nicht an echt poetischen Stellen; aber nun kommt ein schwieriges Stück. Die nächste Szene führt uns an den obern Peneios zurück zu den klassischen Ungeheuern, den Greifen, Sphingen und Sirenen. Um diese Szene zu verstehen, müssen wir einer Streitfrage gedenken, die einst die Geologen und auch Goethe lebhaft beschäftigte. Als er den zweiten Teil seines Faust schrieb, standen einander gegenüber Neptunisten und Vulkanisten. Jene schrieben die Bildung der Erdrinde hauptsächlich dem Wasser zu; sie lehrten, die verschiedenen Schichten der Gesteine hätten sich in langsamer, ruhiger Entwicklung auf dem Grunde des Meeres gebildet, nur einzelne späte Bildungen seien unter Einwirkung des Feuers in gewaltsamen Erdrevolutionen entstanden. Die Vulkanisten dagegen teilten die Hauptrolle bei der Entstehung der Erdrinde dem Feuer zu und nahmen an, daß immer wieder gewaltsame Umwälzungen auf dem Erdball stattgefunden hätten. Goethe war Neptunist; ihm, dem entschiedenen Feinde alles Gewaltigen, widerstrebte die Annahme fortwährender Erdrevolutionen, er ließ solche nur als Ausnahme gelten. In der Hauptsache hat ihm auch die neuere Forschung recht gegeben; nur absolute Laien in der Erdkunde bilden sich noch heute ein, die Alpen und andere Gebirge seien durch ungeheure vulkanische Revolutionen entstanden. Wir wissen jetzt, daß die meisten Berge und Täler durch Kräfte zustande gekommen sind, die noch immer wirken. Goethe

hat nun die klassische Walpurgisnacht benutzt, um den Vulkanismus zu verspotten. Wir fragen uns, was das mit Faust zu tun habe. Man hat gesagt: gar nichts. Aber das ist doch wohl nicht richtig. Es gehört nach Goethes Anschauung mit zu einer gesunden Entwicklung des Menschengeistes, daß er sich des Glaubens an die Fruchtbarkeit des Gewaltigen entschlage und in ruhiger Bildung das Heil erkenne. Faust muß also neptunistisch denken lernen. Aber freilich, organisch sind die Gedanken Goethes über den Wert ruhiger Bildung seiner Dichtung nicht eingegliedert. Faust weilt in der Unterwelt, während auf dem Felde von Pharsalus der Kampf zwischen Neptunismus und Vulkanismus geführt wird.

Sehen wir uns nun die Szene an. Die Sirenen schwimmen auf den Wassern des Peneios und singen:

Ohne Wasser ist kein Heil,
Führen wir mit hellem Heere
Silig zum Ägäischen Meere,
Wird' uns jede Lust zuteil.

Da entsteht plötzlich ein Erdbeben. Erschrocken machen sich die Sirenen davon, dem Meere zu. Auch die Sphinx, die gewohnt sind, Jahrtausende unbeweglich an derselben Stelle zu liegen, finden das Erdbeben sehr verdrießlich.

Welch ein widerwärtig Zittern,
Säßlich grausenhaftes Wittern!
Welch ein Schwanken, welches Waben,
Schaufelnd Hin- und Widerstreben!
Welch unleidlicher Verdruß!
Doch wir ändern nicht die Stelle,
Bräche los die ganze Hölle.

Ein gewaltiger Greis, Seismos, d. h. das Erdbeben,

erhebt sich bis zur Brust aus der Erde und türmt die Erde zum Gewölbe auf, so daß die Sphinx sich unerwartet auf einen Bergrücken erhoben sehen. Das Erdbeben beginnt zu sprechen. Es prahlt: Wie diesen Berg, so habe ich in grauer Vorzeit die ganze Welt gebildet:

Das hab' ich ganz allein vermittelt,
Man wird mir's endlich zugestehn.
Und hätt' ich nicht geschüttelt und gerüttelt,
Wie wäre diese Welt so schön?
Wie ständen eure Berge droben
In prächtig reinem Ätherblau,
Hätt' ich sie nicht hervorgeschoben
Zu malerisch entzückter Schau?

Aber die Sphinx lassen sich nicht irre machen. Ja, sagen sie, auch wir würden diesen Berg für uralt halten, wenn wir nicht selbst gesehen hätten, wie er sich aus dem Boden würgte. Nun kommen die großen Ameisen herbei, um das Gold, das sich in dem neuen Berg befindet, zu sammeln. Aus dem Innern des Berges wimmeln Pygmäen und Daktylen, Fäustlinge und Däumlinge, hervor, Anhänger des Vulkanismus; sie beginnen unter Anführung ihres Generalissimus sofort den Kampf gegen die Neptunisten, gegen die am Ufer des Peneios nistenden Reiher, und schießen sie mit Pfeilen nieder, um mit den schwarzen Kopfbüschchen der Reiher ihre Helme zu schmücken. Aber ihr Triumph wird nicht lange dauern. Kraniche fliegen durch die Luft und verkünden, daß der Reihermord gerächt werden soll. Es sind dieselben, die einst den Sänger Ibykus gerächt haben.

Nun kommt Mephisto daher. Er vermag nicht zu

begreifen, wie sich die Gestalt des Bodens plötzlich so verändert hat, und lobt sich den Bloßberg als ein weit bequemeres Lokal. Dann aber macht er sich hinter die Lamien her, jene luftfeinen Dirnen, denen sonst die Satyrn nachstellen. Er fühlt sich von ihnen angezogen, obwohl er weiß, daß nichts Rechtes an ihnen ist und man von ihnen nur genarrt wird. Er erblickt unter ihnen eine sehr häßliche Gestalt, die Empusa, die Einfuß. Sie hat einen Eselsfuß und begrüßt den pferdefüßigen Mephisto als Herrn Better. Er wundert sich, in der klassischen Welt etwas Verwandtes zu finden; als jedoch Empusa sich auch einen Eselskopf aufsetzt, da will er nichts mehr von ihr wissen. Die Lamien haben ihn aufgefordert, sich eine von ihnen zu wählen; aber als er die Schönste haßchen will, verwandelt diese sich in einen dürrn Besen; eine andere wird zur Eidechse, die Lange wird unter seinen Händen zu einer Stange; endlich ergreift er die Dicke, aber sie wird zu einem Pilz und zerplatzt in seinen Händen. So ist's ihm ergangen, wie er es schon vorher gesagt hat:

Man weiß, das Volk taugt aus dem Grunde nichts;
 Geschnürten Leibs, geschminkten Angesichts,
 Nichts haben sie Gesundes zu erwidern;
 Wo man sie anfacht, morsch in allen Gliedern.
 Man weiß, man fieht's, man kann es greifen,
 Und dennoch tanzt man, wenn die Luder pfeifen.

Schließlich sieht sich Mephisto auf der Jagd nach den Lamien in eine Bergwildnis geführt, wo er keinen Ausweg findet. Eine Bergnymphe, Dreas, rät ihm, sich von dem neu entstandenen, trügerischen Gebirge zu ihr herüberzuretten auf ihr echtes, uraltes Gebirge, aber Mephisto

erblickt plötzlich ein Licht und erkennt hoch erfreut seinen Freund, den Homunculus. Dieser ist bisher über die Ebene geschwebt, in der Hoffnung, irgend ein Mittel zu finden, um zu voller Wirklichkeit zu kommen und sein Glas entzweischlagen zu können. Da hat er zwei Philosophen getroffen, die sich miteinander über die Natur unterreden. Von ihnen hofft er zu erfahren, wie er's anzufangen hat. Wir hören Thales, den Neptunisten, mit Anaxagoras, dem Vulkanisten, über die Entstehung der Erde streiten. Homunculus schwebt zwischen ihnen. Um Thales zu beweisen, daß alles aus Feuer entstanden sei, weist Anaxagoras auf den neuen Berg hin; er bietet dem Homunculus die Herrschaft über die Völker auf diesem Berge an, die Ameisen, Däumlinge und Fäustlinge. Thales rät von der Annahme dieses Anerbietens ab.

Mit Kleinen tut man kleine Thaten,
Mit Großen wird der Kleine groß.

Er ist überzeugt, daß aus dieser gewaltthätigen, plötzlich entstandenen Schöpfung nichts Rechtes werden kann, und es zeigt sich sofort, daß er recht hat. Denn nun kommen plötzlich die Kraniche und fallen über die Pygmäen her, um den Mord der Reiher zu rächen. Anaxagoras ruft mit Zaubersprüchen die Mondgöttin zu Hilfe. Er glaubt zu sehen, daß der Mond sich der Erde nähert; größer und größer scheint er zu werden, Anaxagoras fällt erschrocken auf sein Angesicht, und plötzlich stürzt zischend und prasselnd ein ungeheurer Meteorstein auf den neuen Berg

herunter, so daß aus der Kuppe ein Ke gel wird. Die letzten Pygmäen sind durch das Meteor erschlagen worden. Thales aber fordert den Homunculus auf, sich mit ihm zu dem heitern Feste zu begeben, das auf dem Ägäischen Meere spiele.

Was sollen diese phantastischen Dinge? Goethe will wohl sagen, daß die Vulkanisten überphantastische Lehren verbreiteten, und daß man ebensogut als aus vulkanischen Kräften die Berge aus Meteoren könnte entstehen lassen, die vom Monde auf die Erde herabgefallen seien. Daß die Pygmäen von den Kranichen getötet werden, soll den baldigen Sieg der Neptunisten über die Vulkanisten andeuten. Und daß ein von dem Vulkanisten Anaxagoras herabgerufenes Meteor die letzten Pygmäen erschlägt, soll sagen, daß die Vulkanisten an ihren eigenen phantastischen Theorien zugrunde gehen werden.

Nehmen wir die Dinge, wie sie sind. So mancher geistreiche Gedanke, so mancher humoristische Einfall sich in diesen Szenen finden mag — das alles ist doch das Erzeugnis eines greisen Dichtergehirns, dem die Kraft zu echtem poetischem Schaffen abhanden gekommen ist. Man mag dieses Urteil pietätlos finden: wer sich an den großen Schöpfungen Goethes freut, der kann an diesen Dingen keine Freude haben.

Aber gehen wir weiter. Mephisto hat sich unterdessen durch den vielverschlungenen Wald des alten Berges mühsam hindurchgearbeitet und ist zu einer Höhle gelangt, in der die Phorkyaden wohnen. Diese sind ein wunder-

bares Ungetüm, drei alte, grauhaarig geborene Weiber, die zusammen nur ein Auge und einen Zahn haben, der Triumph der Häßlichkeit. Mephisto betrachtet sie staunend:

Wird man die urberworfnen Sünden
Im mindesten noch häßlich finden,
Wenn man dies Dreigetüm erblickt?
Wir litten sie nicht auf den Schwellen
Der grauenvollsten unsrer Höllen.
Hier wurzelt's in der Schönheit Land;
Das wird mit Ruhm antik genannt.

Es scheint, will Goethe sagen, die Antike habe noch häßlichere Gestalten erzeugt als die nordische Phantasie; aber in einigen weitern Versen weist er darauf hin, daß die antiken Künstler nie versucht hätten, die häßlichen Gestalten im Bilde darzustellen, während die Kunst des Nordens dergleichen unternommen habe. Mephisto sieht in dieser Familie der höchsten Häßlichkeit seine Verwandten, er nimmt das Wesen einer der drei an und verschmilzt mit ihnen, indem er zugleich ein Auge zudrückt und nur einen seiner Zähne sehen läßt. Die Phorkyaden freuen sich über ihren Gewinn an Schönheit:

Im neuen Drei der Schwestern welche Schöne!
Wir haben zwei der Augen, zwei der Zähne.

Mephisto aber, der sich seiner neugewonnenen Häßlichkeit erst gefreut hat, erschrickt schließlich darüber:

Da steh' ich schon,
Des Chaos vielgeliebter Sohn!
Vor aller Augen muß ich mich verstecken,
Im Höllenpfehl die Teufel zu erschrecken.

Dünker findet diesen Humor köstlich. Ich möchte wissen, was Goethe hätte schreiben müssen, um nicht bewundert zu werden.

Sind Sie mir so weit durch die klassische Walpurgisnacht gefolgt, so müssen Sie mir auch noch ein paar Minuten für das Wasserfest auf dem Ägäischen Meere gönnen. Es wird uns auch da neben manchem, was uns kalt läßt, Schönes und tief Empfundenes begegnen.

Auf den Strandklippen haben sich die vor dem Erdbeben geflohenen Sirenen gelagert. Sie flöten und singen den Mond an. Ihr Gesang lockt die Nereiden und Tritonen aus der Tiefe herauf. Der Philosoph Thales, der Neptunist, kommt mit dem Homunculus des Weges und wendet sich an den Meergreis Nereus, den tüchtlichen Vater der Nereiden und Doriden, und bittet ihn, ihm zu raten, wie diesem Menschlein zur wahren Entstehung geholfen werden könnte. Aber Nereus hat keine Lust, den Ratgeber zu machen; er habe, sagt er, den Menschen oft Rat erteilt, Paris vor dem Raub der Helena, Odysseus vor Circe und dem Cyclopen gewarnt, sie aber hätten ihm nie gehorcht, sondern stets getan, was ihnen beliebte. Nereus will sich heute ungestört an seinen Töchtern freuen, den Grazien des Meeres, den Doriden, insbesondere an der schönsten von allen, Galatee, die, seit Aphrodite ans Land gestiegen ist, als Liebesgöttin des Meeres waltet. So schickt er die beiden zu einem andern Meergreis, zu Proteus, dem großen Verwandlungskünstler, der weiß, „wie man entsteht und sich verwandeln kann.“ Proteus steht den Menschen ebenfalls ungern Rede, aber er ist neugierig, und die leuchtende Flasche des Homunculus zieht ihn an:

Ein leuchtend Zwerglein! Niemals noch gesehn!

Thales:

Es fragt um Rat und möchte gern entstehen.
Er ist, wie ich von ihm vernommen,
Gar wundersam nur halb zur Welt gekommen.
Ihm fehlt es nicht an geistigen Eigenschaften,
Doch gar zu sehr am greiflich Tüchtighaften.
Bis jetzt gibt ihm das Glas allein Gewicht,
Doch wär' er gern zunächst verkörperlicht.

Proteus erklärt, daß der Homunculus ins Wasser
müsse:

Da fängt man erst im Kleinen an
Und freut sich, Kleinste zu verschlingen;
Man wächst so nach und nach heran
Und bildet sich zu höherem Vollbringen.

Er verwandelt sich in einen Delfin und nimmt
die Flasche mit dem Homunculus, der sich überzeugt hat,
daß seine Zukunft auf dem Wasser liegt, und auch den
Philosophen Thales auf seinen Rücken. Dann schwimmt
er mit ihnen davon, um den Festzug der Meerbewohner
anzusehen. Auch wir dürfen uns diesen Festzug nicht
entgehen lassen.

Die Nereiden und Tritonen sind nach der Halb-
insel Samothrake gefahren und haben von dort die zwerg-
artigen Kabiren, Schutzgötter des Meeres, hergeholt, da-
mit sie dem Meeresfeste ihren Schutz verliehen; nun
bringen sie diese Götter auf dem Schilde einer Riesen-
schildkröte getragen, den großen Festzug eröffnend. Die
Anspielungen, die hier auf Schellings Religionsphilosophie
gemacht werden, will ich mir und Ihnen schenken; wir
verfolgen den Festzug weiter. Von Rhodus her sind

die Telchinen gekommen, Arbeiter in Erz und Marmor, die zuerst Götter in würdiger Menschengestalt gebildet haben. Sie haben auch Neptun den großen Dreizack geschmiedet und bringen diesen herbei, damit er die aufgeregten Wogen begütige, die das Fest stören würden. Proteus spottet ihrer Kunst und Arbeit:

Das Erdtreiben, wie's auch sei,
Ist immer doch nur Plackerei;
Dem Leben frommt die Welle besser.

Auf Meerkälbern, Stieren und Widdern kommen Pyllen und Marsen angeritten, zauber- und beschwörungskundiges Volk, das einst auf der Insel Cypern gehaust haben soll. Sie bringen von dorthier den Meereswagen der Aphrodite, auf dem, ernst und anmutig zugleich, deren Tochter, Galatee, thront. Cypern hat, so sagen sie, vielerlei Herrschaft erlebt, römische, türkische, venetianische, aber eine hat alle überlebt, die Herrschaft Aphrodites, der Göttin der Schönheit, deren Wagen von ihnen in einer Höhle der Insel sicher verwahrt wird. Das Schöne, will der Dichter sagen, ist im Wechsel der Zeit nicht untergegangen.

Dann kommen die Doriden daher, die anmutreichen Töchter des Nereus. Sie haben Schifferknaben aus dem Schiffbruch gerettet und sich mit ihnen vermählt. Nereus macht dazu die malitiöse Bemerkung:

Hoch ist der Doppelgewinn zu schätzen:
Barmherzig fein und sich zugleich ergehen.

Ob der Dichter dabei an die modernen Wohltätigkeitsbazare gedacht hat, weiß ich nicht.

Die Doriden verlangen von ihrem Vater, daß er die schönen Knaben unsterblich mache. Aber er erklärt, daß er das nicht könne:

Mögt euch des schönen Janges freuen,
Den Jüngling bildet euch als Mann;
Alein ich könnte nicht verleihen,
Was Zeus allein gewähren kann.
Die Welle, die euch wogt und schaukelt,
Läßt auch der Liebe nicht Bestand,
Und hat die Neigung ausgeaukelt,
So setzt gemächlich sie ans Land.

Die Doriden klagen:

Ihr, holde Knaben, seid uns wert,
Doch müssen wir traurig scheiden.
Wir haben ewige Treue begehrt:
Die Götter wollen's nicht leiden.

Die Jünglinge erwidern:

Wenn ihr uns nur so ferner labt,
Uns wakre Schifferknaben;
Wir haben's nie so gut gehabt
Und wollen's nicht besser haben.

Endlich erscheint Galatee selbst auf ihrem Muschelwagen, von Delphinen gezogen, umringt von dem Gedränge der Meergestalten. Der zärtliche Vater möchte sie festhalten, aber sie zieht unaufhaltsam weiter, und Nereus ergibt sich darein; denn er empfindet:

Geliebtes leuchtet durchs Gedränge;
Auch noch so fern
Schimmert's hell und klar,
Immer nah und wahr.

Thales aber bricht in den Preis des Wassers aus, das ihm stets als das Urelement gegolten hat:

Heil! Heil aufs neue!
Wie ich mich blühend freue,
Vom Schönen, Wahren durchdrungen . . .
Alles ist aus dem Wasser entsprungen!
Alles wird durch das Wasser erhalten!
Ozean, gönn' uns dein ewiges Walten!
Wenn du nicht Wolken sendetest,
Nicht reiche Bäche spendetest,
Hin und her nicht Flüsse wendetest,
Die Ströme nicht vollendetest,
Was wären Gebirge, was Ebenen und Welt!
Du bist's, der das frischeste Leben erhält.

Auch der Homunculus findet endlich, was er so lange gesucht hat. Wasser ist das lebenszeugende Element, und hier in Galatee begegnet ihm zugleich die höchste Schönheit. Heller als je beginnt seine Phiole zu leuchten und zu tönen, er läßt sie mit kühnem Entschluß am Wagen Galateens zererschellen. Ein herrlicher Glanz verbreitet sich von der zertrümmerten Phiole über das Wasser, es beginnt ein wunderbares, allgemeines Leuchten des Meeres, „als wär' es von Pulsen der Liebe gerührt.“ Die Sirenen aber preisen Eros, den Gott der Liebe, der die Gegensätze vereinigt. In ihren Gesang stimmen alle ein, indem sie auch die andern Elemente, Luft und Erde, preisen.

Nun wären wir durch! Die klassische Walpurgisnacht ist zu Ende. Jeder hat, was er sich wünschte: Faust ist auf dem besten Wege zu Helena in die Unterwelt, Mephisto hat die höchste Häßlichkeit gefunden, der Homunculus ist im Meere aufgegangen und wird sich im Wasser ohne Zweifel zu einem bessern Wesen entwickeln.

Der Neptunismus hat einen glänzenden Sieg davongetragen, und auch der Vulkanismus kann zufrieden sein; denn in dem Leuchten des Meeres haben Feuer und Wasser sich gleichsam versöhnt und vereinigt, so daß die Sirenen singen können:

Heil dem Wasser! Heil dem Feuer!

Heil dem seltenen Abenteuer!

Wir aber sind froh, den räthselhaften Homunculus, den wir im stillen so oft ins Pfefferland gewünscht haben, mit so guter Art losgeworden zu sein. Wir nehmen ohne Zweifel einen starken Eindruck von der Herrlichkeit der Antike mit nach Hause; haben wir doch eine Menge antiker, besonders mythologischer Gestalten kennen gelernt, von denen wir bisher herzlich wenig gewußt hatten: Arimaspen, Daktylen, Lamien, Phorkyaden, Kabiren, Doriden, Telchinen, Psyllen und Marsen. „Heil dem seltenen Abenteuer!“ Da werden Sie mir wohl zu gute halten, daß es heute etwas lange gedauert hat. Doch nein, es wäre unrecht, mit wohlfeilem Spott über ein Werk zu schließen, an das der greise Dichter viel redliche Arbeit gewandt hat. Wenn man sich in diese Dinge ein wenig hineinliest, wenn man die einzelnen Bilder zwei- und dreimal betrachtet, so wird man neben schlechten Versen und viel Verzwicktem auch viel Schönes finden und viel Geistreiches. Man wird verstehen, was der Dichter beabsichtigte: in einem großen Bilde Zeugnis abzulegen, wie reich er durch die Versenkung in die Antike, in die Welt der höchsten Schönheit, geworden war. Man wird auch begreifen, daß die klassische Walpurgisnacht, etwas vereinfacht, auf einer

reich ausgestatteten Bühne dem Auge ein großartiges Schauspiel bietet. Dramatisch freilich sind diese Szenen nicht, sondern nur theatralisch, opernhast. Sucht man in ihren Sinn einzudringen, so wird man, wie schon Friedrich Vischer gesagt hat, ins Grübeln kommen, und die Freude des Schauens wird verloren gehen; gafft man aber den Prunk an, dann ist's ums Denken und Fühlen geschehen. Zu ruhigem Genuß, bei dem sich Schauen und Denken verbänden, kommt man eben im zweiten Teil des Faust nur ausnahmsweise, am ersten noch in der Helenatragödie, der sich der nächste Vortrag zuwenden soll.



Zwölfter Vortrag.

Fausts Vermählung mit Helena.

Meine Zuhörer!

Wir haben uns durch die klassische Walpurgisnacht mit ihren Sphingen und Arimaspen, ihren Sirenen und Lamien hindurchgearbeitet. Nicht ohne innere Befriedigung haben wir anlässlich des großen Wasserfestes auf dem Ägäischen Meere den Homunculus am Muschelwagen Galateens zerfließen sehen. Nun wir ihn losgeworden sind, können wir uns wieder nach Faust umsehen. Sie erinnern sich wohl noch, daß wir ihn in der klassischen Walpurgisnacht auf dem Rücken des Centauren Chiron durch die Nacht sprengen sahen und Erkundigungen über Helena einziehen hörten. Chiron hat sich entsetzt, als er gehört hat, daß Faust nach Helena Verlangen trage; er hat ihn deshalb zu der Seherin Manto, der Tochter Askulaps, gebracht, daß sie ihn von seiner Berrücktheit

heile. Manto aber hat für Fausts Begehren mehr Verständnis gezeigt als Chiron: „Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt.“ Durch einen dunkeln Gang hat sie ihn in die Unterwelt zur Göttin Persephone hinabgeführt, damit er ihr seinen Wunsch vortrage.

Es geht uns wie einst Mephisto, als er Faust zu den Müttern hinabschickte: neugierig sind wir, ob er wiederkommt. In der That, er kehrt zurück. Eine Zeitlang trug sich Goethe mit der Absicht, Fausts Erlebnisse in der Unterwelt darzustellen. Manto sollte mit ihm vor den Thron Persephones treten, Persephone sollte seine Bitte etwas sonderbar finden, aber, durch eine bedeutende Rede der Seherin bis zu Tränen gerührt, Helena erlauben, nach Sparta, ihrem einstigen Heimatland, zurückzukehren. Auf die Ausführung dieser Szene hat Goethe später verzichtet. Wir finden im dritten Akt Helena bereits an die Oberwelt zurückgeführt.

Während der größte Teil des ersten und zweiten Akts in Goethes spätem Greisenalter gedichtet worden ist, stammt der dritte Akt, wenigstens die erste Hälfte, aus früherer Zeit. Er ist bereits im Jahre 1800 begonnen worden, zu der Zeit, wo Goethe völlig im Klassischen lebte. Man fühlt beim Lesen sofort die poetische Kraft dieser Szenen. Das ist etwas anderes als die so oft mühsam zusammengequälten Verse, die der gealterte Dichter in den Morgenstunden seiner Tage zu Papier gebracht hat. Schon Schiller hat dem Anfang der Helenatragödie hohe Bewunderung gespendet.

Die Form mutet allerdings zuweilen recht fremdartig an. Goethe hat diesen Teil seiner Dichtung den griechischen Tragödien nachzubilden gesucht. Es ist einem dabei zumute, als ob man die wortgetreue Übersetzung einer Tragödie etwa des Euripides läse. Das Versmaß ist das der klassischen Tragödie, Trimeter, aus sechs Jamben bestehend; nicht selten treten, ebenfalls nach antikem Muster, Anapäste an die Stelle der Jamben. Der Gang der Handlung wird wie in der griechischen Tragödie durch Chorgesänge unterbrochen. Aber auch die Sprache, die Wort- und Satzbildung, ist oft nicht deutsch, sondern griechisch. Ich irre mich schwerlich, wenn ich annehme, daß vielen Lesern durch die hellenisierende Form der Genuß dieser Szenen etwas erschwert werde. Aber man wird diese Form damit rechtfertigen können, daß es sich darin um die Vermählung der Antike mit dem germanischen Geiste handelt, und daß darum das antike Wesen möglichst in seiner eigenen Gestalt auftreten muß.

Gestatten Sie mir hier einige allgemeinere Bemerkungen über die metrischen Formen, die Goethe im Faust verwendet hat. In den ältern Partieen hat er sich meist der Knittelverse bedient, des Versmaßes der Volksdichtung, mit dem er durch Hans Sachsens Komödien vertraut geworden war. Die Knittelverse waren in der Zeit, wo er seinen Faust begann, sehr verachtet. Er aber traute sich zu, in dieser schlichten Form, in der bis dahin nur Stoffe aus dem Alltagsleben behandelt worden waren, auch vom Höchsten reden zu können. Weil es ihm Ernst war,

was zu sagen, meinte er nicht nötig zu haben, Worten nachzujagen. Der Knittelvers hat sich dem Dichter dafür, daß er ihn nicht verachtete, dankbar erwiesen: er hat ihn vor falschem Pathos bewahrt. Wo die Empfindung sich mächtig steigert, da stellen sich unwillkürlich freiere Verse ein, so bei der Erscheinung des Erdgeistes, so in Fausts Glaubensbekenntnis, oder der Knittelvers erhält, z. B. im zweiten Monolog, fünf statt vier Hebungen und verlangsamt so seinen Schritt. Weibliches Sehnen und weibliche Klage läßt der Dichter auch in lyrischen Strophen Ausdruck gewinnen — Gretchen am Spinnrade und vor dem Muttergottesbilde. Einmal, wo höchste Leidenschaft zum Ausbruch kommt, bei Fausts Entdeckung von Gretchens Schicksal, hat er die Prosa stehen lassen. Im zweiten Teil bedient er sich neben dem Knittelvers verschiedener antiker und moderner Versmaße. Die Wahl ist stets wohl überlegt. Ich kann nicht näher darauf eintreten, aber Sie werden, wenn Sie etwas genauer zusehen, bald selber merken, aus welchem Grunde er dieses oder jenes Versmaß wählt. Goethe hatte für die metrische Form ein ungemein feines Gefühl, Schiller stand darin weit hinter ihm zurück.

Lassen Sie uns der Helenatragödie nun näher treten. Sie spielt in Sparta vor dem Königspalaste. Es will uns befremden, daß wir plötzlich aus dem Mittelalter in die Zeit nach dem trojanischen Kriege zurückversetzt werden. Wir hören aus Helenas Munde, daß sie von ihrem Gatten Menelaus soeben von dem zerstörten Troja

her nach Sparta zurückgeführt worden sei. Wir könnten dabei an Chirons Wort in der Walpurgisnacht denken:

Ganz eigen ist's mit mythischer Frau:
Der Dichter bringt sie, wie er's braucht, zur Schau;
Nie wird sie mündig, wird nicht alt,
Stets appetitlicher Gestalt,
Wird jung entführt, im Alter noch umfreit;
Genug, den Poeten bindet keine Zeit.

So könnten wir annehmen, daß Goethe sich über die Zeit völlig weggesetzt habe. Aber es wäre doch ein allzuthöher dichterischer Salto mortale, Faust und das Zeitalter Homers so mit einander zu verbinden, Faust mit Helena zusammentreffen zu lassen, die von Troja nach Sparta zurückkehrt. Und die Annahme eines solchen überhöhen Sprunges würde die Sache nicht einmal erklären. Wir wissen ja: Helena kommt keineswegs von Troja her, sondern aus der Unterwelt. Wir haben darum etwa folgendes anzunehmen: Die Göttin Persephone hat ihr, als sie aus der Unterwelt heraufstieg, das Gedächtnis verwirrt. Götterzauber hat sie ihre letzten Erlebnisse auf der Oberwelt, auch ihren Tod und ihr Schattenleben in der Unterwelt, völlig vergessen lassen. Von Persephone ist sie mit Dienerinnen umgeben worden, den trojanischen Frauen, die sie einst aus Troja nach Sparta begleitet haben, die aber natürlich ebenfalls längst gestorben und jetzt aus der Unterwelt heraufgeführt worden sind. Helena fühlt sich zurückversetzt in den Augenblick der Ankunft in der Heimat. Soeben meint sie aus dem Schiffe gestiegen zu sein; sie findet sich vor dem Palaste ihres

Gatten und wähnt, Menelaus sei am Meere bei seinem Heer zurückgeblieben. Möglich wäre auch, daß Mephisto bei diesem Zauber die Hand im Spiele hat; denn er ist's, der sie nachher plötzlich in die mittelalterliche Burg Fausts versetzt.

Wie dem auch sei, genug, Helena sieht sich vor dem Palaste des Menelaus zu Sparta, umgeben von dem Chor ihrer Dienerinnen, gefangener Jungfrauen aus Troja. Sie spricht, halb zu sich selbst, halb zu dem Chor:

Bewundert viel und viel gescholten, Helena,
Vom Strande komm' ich, wo wir erst gelandet sind,
Noch immer trunken von des Gewoges regsamem
Geschaukel, das vom phrygischen Blachgefild uns her
Auf sträubig-hohem Rücken, durch Poseidons Gunst
Und Euros' Kraft, in vaterländische Buchten trug.
Dort unten freuet nun der König Menelas
Der Rückkehr samt den tapfersten seiner Krieger sich.
Du aber heiße mich willkommen, hohes Haus,
Das Thydareos, mein Vater, nach dem Gange sich
Von Pallas' Hügel, wiederkehrend, aufgebaut.

Sie begrüßt das Haus, in dem sie einst mit ihren Geschwistern aufgewachsen ist, die Pforte, unter der sie einst Menelaus als ihren Bräutigam erblickt hat. Gern möchte sie der Stürme vergessen, die sie erlebt hat, seit sie beim Tempel Aphrodites sich durch Paris, den phrygischen Räuber, ihrem Gatten entführen ließ.

Der Chor der Dienerinnen begreift ihre schwermütige Stimmung nicht: Dir ist das größte Glück beschert, Schönheit, vor der auch der Stolz der Helden sich beugt. Aber Helena unterbricht ihre Rede. Sie empfindet ihre Schönheit als ein Geschenk von zweifelhaftem Werte. Durch

sie ist ihr Ruf zweideutig geworden, und auch ihr Schicksal ist zweideutig; weiß sie doch nicht, was ihrer jetzt wartet.

Mit meinem Gatten bin ich hergeschifft
Und nun von ihm zu seiner Stadt vorausgesandt;
Doch welchen Sinn er hegen mag, errat' ich nicht.
Komm' ich als Gattin? Komm' ich eine Königin?
Komm' ich ein Opfer für des Fürsten bitterm Schmerz
Und für der Griechen lang erduldetes Mißgeschick?
Erobert bin ich; ob gefangen, weiß ich nicht;
Denn schon im hohlen Schiffe blickte mich der Gemahl
Nur selten an, auch sprach er kein erquicklich Wort.

Er hat sie nach der Landung vorausgeschickt in den
Palast, damit sie dort die zurückgelassenen Mägde mustere,
während er am Strande seine Krieger mustern will.

Bergeblich fordert der Chor Helena auf, sich ihrer
Schätze zu freuen. Sie muß dessen gedenken, was ihr
Herr ihr noch weiter geboten hat. Sie soll Vorbereitungen
für ein Opfer treffen, Dreifüße, Kessel, Schalen, Holz und
Feuer rüsten und ein scharfgeschliffenes Messer, aber das
Opfertier, das er schlachten will, hat er nicht bezeichnet.
Ihr hängt vor Menelaus' Absicht.

Bedenklich ist es; doch ich sorge weiter nicht,
Und alles bleibe hohen Göttern heimgestellt,
Die das vollenden, was in ihrem Sinn sie deucht;
Es möge gut von Menschen oder möge böß
Geachtet sein, die Sterblichen wir ertragen das.
Schon manchmal hob das schwere Beil der Opfernde
Zu des erdgebeugten Tieres Nacken weihend auf
Und konnt' es nicht vollbringen; denn ihn hinderte
Des nahen Feindes oder Gottes Zwischenkunft.

Der Chor gibt ihr recht: Ueber das, was kommen
wird, soll der Mensch nicht nachsinnen; Gutes und Böses
kommt ihm unerwartet. Auch sie selbst, die Dienerinnen,
haben eine wunderbare Rettung erlebt.

Brannte doch Troja, sahen wir doch
Tod vor Augen, schmähligen Tod;
Und sind wir nicht hier
Dir gefellt, dienstbar freudig,
Schauen des Himmels blendende Sonne
Und das Schönste der Erde,
Guldboll, dich, uns Glücklichen!

Mit schwerem Herzen, aber entschlossen tritt Helena
in den Palast:

Die Füße tragen mich so mutig nicht empor
Die hohen Stufen, die ich kindisch übersprang.

Die Dienerinnen aber fordern einander auf, sich des
Glücks ihrer Herrin zu freuen. Helena ist einst geraubt
worden, aber Götter haben sie zurückgeführt. Auch sie
sind jetzt Gefangene, aber auch sie dürfen auf die heim=
führenden Götter vertrauen.

Da kehrt Helena zurück. Ihre Dienerinnen merken,
daß ihr etwas Erschütterndes begegnet ist, und sie beginnt
zu erzählen. Leer und schweigsam habe sie die Hallen des
Palastes gefunden, keine Magd, keine Schaffnerin sei ihr
entgegengekommen. Dann aber habe sie bei der ver=
glommenen Asche des Herdes eine große, verhüllte Frauen=
gestalt sitzen sehen. Sie habe in ihr die Schaffnerin zu
erkennen geglaubt und sie zur Arbeit rufen wollen, aber
das Weib sei stumm, verhüllt sitzen geblieben. Sie selbst
habe sich dann ärgerlich dem Frauengemach zugewandt;
da aber sei die unheimliche Gestalt aufgesprungen, ihr
drohend in den Weg getreten und habe ihr ein furchtbares,
unbeschreibliches Antlitz gezeigt.

In diesem Augenblick tritt die Gestalt, von der Helena

erzählt hat, selbst auf die Schwelle des Palaſtes. Die von Grauen ergriffenen Dienerinnen glauben in ihr eine der Phorkyaden zu erkennen, die uns von der klaſſiſchen Walpurgisnacht her bekannt ſind, eine jener drei ſcheußlichen Geſtalten mit nur einem Auge und einem Zahn. Es iſt Mephiſto, der die Geſtalt einer Phorkyas angenommen hat in der Abſicht, Helena und Fauſt zuſammenzuführen. Er gibt vor, die Schaffnerin zu ſein, die Menelaus über ſein Haus geſetzt habe, ehe er zum trojanischen Kriege ausgezogen ſei. Mit echt mephiſtopheliſchem Humor beginnt er nun ſeine Rolle zu ſpielen. Er höhnt die Mädchen, die ihr Entſetzen und ihren Ekel vor ſeiner Geſtalt nicht zu verbergen vermögen.

Wer ſeid denn ihr, daß ihr des Königs Hochpalaſt
Mänadiſch wild, Betrunknen gleich, umtoben dürft?
Wer ſeid ihr denn, daß ihr des Hauſes Schaffnerin
Entgegenheulet wie dem Mond der Hunde Schar?

Er vergleicht ſie einem Heuſchreckenschwarm, der ſich auf dem Felde niedergelaſſen hat, um die Früchte fremden Fleißes zu verzehren.

Helena gebietet der wunderlichen Schaffnerin Schweigen und mahnt ſie, ihr, der zurückgekehrten Herrin, das Regiment des Hauſes abzutreten. Die Schaffnerin erklärt ſich dazu bereit in Worten, in denen ſich ironiſches Lob ihres häuſlichen Sinnes mit dem Preiſe ihrer Schönheit ſeltſam vermiſcht.

Den Hausgenossen drohen bleibt ein großes Recht,
Das gottbeglückten Herrschers hohe Gattin ſich
Durch langer Jahre weiße Leitung wohl verdient.
Da du, neu Anerkannte, nun den alten Platz

Der Königin und Hausfrau wiederum betrittst,
So fasse längst erschlafte Zügel, herrsche nun,
Nimm in Besitz den Schaß und sämtlich uns dazu.
Vor allem aber schütze mich, die ältere,
Vor dieser Schar, die neben deiner Schönheit Schwan
Nur schlecht befittigt schnatterhafte Gänse find.

Dieser Angriff auf ihre Schönheit reizt die Mädchen. Es kommt zu einem Wortwechsel, in welchem Mephisto-Phorkyas und die Mädchen einander in Schmähungen zu übertrumpfen suchen. Eine nach der andern tritt aus der Schar heraus und schleudert der Schaffnerin ein Schmähwort zu, das sich auf ihr Alter oder ihre Häßlichkeit bezieht; sie vergleichen sie mit allen Ungeheuern der Unterwelt. Aber sie bleibt nie die Antwort schuldig und deutet ihnen an, daß auch sie aus dem Hades kommen.

Helena gebietet Schweigen. Die Streitenden haben alle Schreckgestalten der Unterwelt genannt, da ist's, als wolle in Helena die Erinnerung wieder erwachen an das Totenreich, aus dem sie heraufgestiegen ist. Ihr ist, als habe sie diese Gestalten einmal gesehen.

Ihr habt in sittellosem Born
Unsel'ger Bilder Schreckgestalten hergebannt,
Die mich umdrängen, daß ich selbst zum Orkus mich
Gerissen fühle vaterländ'scher Flur zum Truß.
Ist's wohl Gedächtnis? War es Wahn, der mich ergreift?
War ich das alles? Bin ich's? Wird' ich's künftig sein?

Da bemüht sich Mephisto, andere Erinnerungen in ihr zu wecken. Er will sie Faust in die Arme führen; darum ruft er ihr ins Gedächtnis, wie oft Helden um sie geworben hätten; wie sie als zehnjähriges Kind schon von Theseus geraubt und nach ihrer Befreiung von den

herrlichsten Helden ihrer Zeit begehrt worden sei. Ihr fällt dabei ein, daß sie Patroklus, den Freund und das Ebenbild des Achilles, geliebt habe — ein von Goethe erfundener Zug. Mephisto erinnert sie weiter an ihre Vermählung mit Menelaus, an ihre Entführung durch Paris, den allzuschönen Gast, und an ihr Liebesglück in Troja; sie aber muß dabei des herben Leids gedenken, das sich ihr über Brust und Haupt ergossen hat. Er erinnert sie an die Erzählung eines Dichters, daß Paris nur ihr Luftgebilde entführt habe, während sie selbst von Hermes nach Aegypten gebracht worden sei, und daß sich nach anderm Bericht Achilles' Schatten mit ihrem Schatten verbunden habe. Bei diesen Worten fühlt sie die Wahrheit, daß sie wirklich nur ein Schatten, ein Idol ist. Ohnmächtig sinkt sie den Dienerinnen in die Arme.

Wieder beginnen die Mädchen auf die grausame Schaffnerin zu schelten, die die Herrin durch Erinnerung an ihre Vergangenheit töte. Aber Helena erholt sich; in königlicher Herrlichkeit steht sie da, daß selbst Mephisto ihr huldigen muß. Sie gebietet, die Vorbereitungen für das Opfer zu treffen. Die Schaffnerin erklärt, daß alles im Hause bereit sei, Schale, Dreifuß, scharfes Beil. Aber das Opfer?

Königin, du bist gemeint.

Auch die Mädchen werden mit ihr sterben, freilich eines unedleren Todes; am hohen Balken, der des Daches Giebel trägt, sollen sie gehängt werden.

Wie im Vogelfang die Drosseln zappelt ihr der Reihe nach.

Nun allgemeines Entsetzen; eine Schar Zwerge erscheint und rüstet auf Befehl der Schaffnerin alles zum Opfer; sie bringen den gehörnten Tragaltar, einen Teppich, auf dem das Opfer niederknien soll, das blinkende Beil, Wasserkrüge, um das Blut wegzuwaschen. Helena steht sinnend da; die Mädchen aber beschwören die Schaffnerin, die sie vorher als Urbild der Häßlichkeit beschimpft haben, unter Schmeichelreden, sie zu retten. Sie nennen sie die ehrwürdigste der Parzen, die weiseste der Sibyllen.

Helena spricht:

Laß diese hängen! Schmerz empfind' ich, keine Furcht;
Doch kennst du Rettung, dankbar sei sie anerkannt.
Dem Klugen, Weitumsichtigen zeigt fürwahr sich oft
Unmögliches noch als möglich. Sprich und sag' es an!

Ihr müßt, erklärt Mephisto, zunächst geduldig eine lange Geschichte anhören. Und nun beginnt er unter allerlei Anspielungen auf Helenas Liebesabenteuer zu erzählen: Während Menelaus vor Troja lag, haben sich in der Heimat seltsame Dinge zugetragen. Im Gebirge hinter Sparta hat sich ein kühnes Geschlecht angesiedelt, geführt von einem wohlgebildeten, verständigen Manne. Sie haben eine himmelanstrebende Burg gebaut. Mephisto schildert ein mittelalterliches Bauwerk in gothischem Stil; er malt die Burg und die „goldgelockte, frische Bubenschar“, die darin haust, in so reizenden Farben, daß die Mädchen sofort dahin begehren.

Die mittelalterliche Burg im Peloponnes will uns

vielleicht befremden. Wir müssen uns erinnern, daß einst, nach dem vierten Kreuzzuge, in welchem das Byzantinische Reich erobert wurde, sich abendländische Ritter für Jahrzehnte in Griechenland festgesetzt haben.

Helena zögert. Sie kann sich nicht denken, daß Menelaus sie so grausam behandeln sollte. Da erinnert Mephisto sie daran, wie Menelaus dem Bruder des Paris, Deiphobus, der nach Paris' Tode Helena gewann, Nase und Ohren abgeschnitten habe.

Untheilbar ist die Schönheit; der sie ganz besaß,
Zerstört sie lieber, fluchend jedem Theilbesitz.

Plötzlich ertönt aus der Ferne Trompetenschall, wohl von Mephistos Geistern bewirkt, aber Helena und die Mädchen glauben, daß Menelaus nahe, und Helena willigt in die von Mephisto ihr vorgeschlagene Rettung, in die Flucht nach der von Mephisto geschilderten Burg. Mephisto macht sich sofort ans Werk. Nebel beginnen aufzusteigen und den Palast zu umhüllen; sie erfüllen den ganzen Raum. Die Mädchen klagen: Wir sehen einander nicht mehr, wir wissen nicht mehr, ob wir gehen, ob wir schweben. Bei dem Wogen des Nebels blüht in ihnen plötzlich die Erinnerung auf an den Hades, dem sie entstiegen sind. Schon glauben sie, daß er sie zurückschlingen will, da schwindet der Nebel, und sie sehen sich im innern Hof einer reichen, phantastischen Burg. Mephisto ist verschwunden; von hoher Treppe steigen in feierlichem Zuge Knappen herunter, und ihnen folgt in ritterlicher Hoffkleidung Faust, einen Gefangenen an der

Seite. Dieser ist der Turmwächter, Lynceus, d. h. der Luchsäugige. Er ist von Faust gefesselt worden, weil er unterlassen hat, Helenas Ankunft zu melden, und deshalb der ihr gebührende Empfang versäumt worden ist. Helena soll über sein Loos entscheiden. Sie ist nicht gewohnt, der Frau so hohe Würde, wie die des Richters es ist, zugeteilt zu sehen. Aber sie nimmt das Amt an und verhört den Gefangenen. Er bekennt, daß er, von dem Glanz ihrer Schönheit geblendet, sein Wächteramt versäumt habe.

Augenstrahl ist mir verliehen
Wie dem Luchs auf höchstem Baum;
Doch nun muß' ich mich bemühen
Wie aus tiefem, düsterm Traum.

Wüßt' ich irgend mich zu finden?
Zinne? Turm? Geschloßnes Thor?
Nebel schwanken, Nebel schwinden,
Solche Göttin tritt hervor!

Aug' und Brust ihr zugewendet,
Sog ich an den milden Glanz;
Diese Schönheit, wie sie blendet,
Blendete mich Armen ganz.

Ich vergaß des Wächters Pflichten,
Völlig das beschworne Horn;
Drohe nur, mich zu vernichten:
Schönheit bändigt allen Born.

Helena will das Übel, das sie selbst verursacht hat, nicht bestrafen. Sie begnadigt den Wächter. Um für die ihm erwiesene Gnade zu danken, holt der Turmwächter die Schätze herbei, die er auf kriegerischen Zügen

erbeutet hat. Edelsteine und Perlen legt er Helena zu Füßen, die auf einem von den Knappen errichteten Thron Platz genommen hat. Aber Faust gebietet ihm, die Schätze wegzutragen, da es unnütz sei, ihr Besonderes zu bieten, der alles bereits gehöre, was die Burg in ihrem Schoß berge. Faust hat der Königin schon bekant, daß nicht nur all seine Getreuen von ihrer Schönheit überwältigt seien, sondern daß auch ihn selber Pfeil auf Pfeil getroffen habe.

Was bleibt mir übrig, als mich selbst und alles,
Im Wahn das Meine, dir anheim zu geben?
Zu deinen Füßen laß mich frei und treu
Dich, Herrin, anerkennen, die sogleich,
Auftretend, sich Besitz und Thron erwarb.

Helena lädt ihn ein, sich an ihre Seite zu setzen.
Faust kniet erst vor ihr nieder:

Erst knieend laß die treue Widmung dir
Gefallen, hohe Frau; die Hand, die mich
An deine Seite hebt, laß mich sie küssen!
Bestärke mich als Mitregenten deines
Grenzunbewußten Reichs, gewinne dir
Berehrer, Diener, Wächter all in einem!

Als er sich neben sie gesetzt hat, fragt sie ihn, warum die Rede des Turmwächters ihr so seltsam geklungen habe. Der Wächter hat in Reimen gesprochen, und Helena kennt als antike Gestalt den Reim noch nicht.

Vielsache Wunder seh' ich, hör' ich an.
Erstaunen trifft mich, fragen möcht' ich viel.
Doch wünscht' ich Unterricht, warum die Rede
Des Mannes mir seltsam klang, seltsam und freundlich.
Ein Ton scheint sich dem andern zu bequemen,
Und hat ein Wort zum Ohre sich gesellt,
Ein andres kommt, dem ersten liebzuosen.

Sie wünscht Unterricht in dieser Sprechweise:
So sage denn, wie sprech' ich auch so schön?

Faust:

Das ist gar leicht: es muß vom Herzen gehn.
Und wenn die Brust von Sehnsucht überfließt,
Man sieht sich um und fragt —

Helena:

Wer mitgenießt.

Faust:

Run schaut der Geist nicht vorwärts, nicht zurück,
Die Gegenwart allein —

Helena:

Ist unser Glück.

Faust:

Schatz ist sie, Hochgewinn, Besitz und Pfand;
Bestätigung, wer gibt sie?

Helena:

Meine Hand.

Ohne Scheu geben sich Faust und Helena ihrer Nei-
gung hin, so daß der Chor der Mädchen spricht:

Nah und näher sitzen sie schon,
Aneinander gelehnet,
Schulter an Schulter, Knie an Knie;
Hand in Hand wiegen sie sich
über des Throns
Aufgepolsteter Herrlichkeit.
Nicht versagt sich die Majestät
Heimlicher Freuden
Vor den Augen des Volkes
Übermütiges Offenbarsein.

Helena macht kein Hehl daraus, daß sie sich durch
Faust gefesselt fühlt:

Ich fühle mich so fern und doch so nah,
Und sage nur zu gern: Da bin ich! da!

Jetzt erscheint Mephisto wieder, wie immer in diesen Szenen in Gestalt der Schaffnerin; er kennt seine Aufgabe. Hat Faust bisher gezeigt, daß er den Minnedienst versteht, so soll ihm nun Gelegenheit gegeben werden, seine Ritterchaft vor Helena zu offenbaren, um sie völlig an sich zu fesseln. Denn wie der Chor es ausspricht:

Wer die Schönste für sich begehrt,
Tüchtig vor allen Dingen
Seh' er nach Waffen weise sich um.

Oder wie Faust selbst es sagt:

Nur der verdient die Gunst der Frauen,
Der kräftigst sie zu schützen weiß.

Darum meldet Mephisto, daß Menelaus gegen die Burg herangezogen komme, und daß es gelte, sich zum Streit zu rüsten. Faust geht auf die Sache ein, er läßt unter kriegerischer Musik seine Mannen aus der Burg ziehen. Die Heerführer ruft er vor seinen Thron und verteilt ihnen die Landschaften des Peloponnes. Sie sollen ausziehen, Menelaus, der ja das Seeräuberleben liebe, ans Meer zurückdrängen, und wenn sie im Lande sich angesiedelt haben, zu Füßen ihrer Herrin Recht und Licht suchen. Er aber will mit Helena nicht in der engen Burg wohnen bleiben, sondern im Mittelpunkt der Halbinsel, in dem freien, schönen Arkadien, dem Lande der Poesie, seinen Sitz nehmen. Er ergeht sich im Preise der schönen Natur des Peloponnes, seiner Berge, seiner Wälder, seiner fruchtbaren Ebenen, die von je ein herrliches Geschlecht genährt hätten, von welchem man fragen müsse, ob es Götter oder Menschen seien. Er fordert Helena auf, der trüben Ver-

gangenheit zu vergessen und sich nur ihres göttlichen Ursprungs bewußt zu bleiben.

Ghe wir weitergehen, lassen Sie uns ein wenig Atem schöpfen und uns besinnen, was wir eigentlich gesehen haben. Wir wissen, daß alles, was der Dichter uns hier vorgeführt hat, ein Gleichniß ist. Faust ist der germanische Genius, Helena das Sinnbild der klassischen Schönheit. In einem großartigen poetischen Bilde hat uns Goethe dargestellt, wie im Zeitalter der Renaissance der Geist des Altertums nach jahrhundertelangem Todeschlaf zu neuem Leben erwacht ist, sich mit dem Geiste der mittelalterlichen Völker vermählt und sie auf eine neue Stufe des Lebens gehoben hat, wie insbesondere der deutsche Geist nach der Sturm- und Drangperiode des achtzehnten Jahrhunderts in Goethe und seinen Zeitgenossen sich mit dem Geiste des Altertums verbunden und eine neue harmonische Kunst erzeugt hat. Nicht nur Faust fühlt sich durch die Verbindung mit Helena gehoben, auch sie findet an seiner Seite ein höheres Leben; ohne Bild gesprochen: die Renaissance ist nicht eine bloße Wiederholung der Antike, sondern der moderne Geist kennt höhere Ideale.

Der Dichter hat sich in seiner Helenatragödie, soweit wir sie verfolgt haben, zwar nicht vom Allegorisieren, aber doch von unpoetischem Allegorisieren freigehalten. Helena ist allerdings ein symbolisches Wesen, aber doch kein bloßes Symbol, keine bloße Puppe, an der der Dichter seine Ideen aufgehängt hätte, sie ist eine lebendige, individuelle Gestalt, eine antike Herrscherin, und auch Faust,

obwohl weniger kräftig gezeichnet, ist ein echter, mittelalterlicher Ritter. Man spürt, daß der Anfang der Helena-
tragödie aus einer Zeit stammt, wo Goethe über die
volle poetische Kraft verfügte. Allerdings gilt dies nicht
von all den Szenen, die wir betrachten haben. Einigen
Chorgesängen merkt man das Alter an, ebenso der Szene
im Burghof. Da finden wir neben einigen hochpoetischen
Partieen auch viel öde Reimerei. Unmutig ist die Szene,
wo Helena den Reiz des Reimes empfindet, und wo sie
selbst die ersten Versuche macht, in Reimen zu sprechen.
Aber geschmacklos ist es, wie Faust und Helena vor den
Augen des Gefolges einander zu lieblosen anfangen:

Nah und näher sitzen sie schon,
Aneinander gelehnet,
Schulter an Schulter, Knie an Knie;
Hand in Hand wiegen sie sich
über des Throns
Aufgepolsterter Herrlichkeit.

Man glaubt ein Hochzeitspärrchen im Eisenbahnwagen
zweiter Klasse zu sehen. Des Throns aufgepolsterte Herr-
lichkeit — wehe, wenn ein geringerer als Goethe das ge-
sagt hätte! Und ganz unerträglich sind die Worte, mit
denen Mephisto dem erlauchten Paare sein Tändeln ver-
weist:

Buchstabiert in Liebesfibeln,
Tändelnd grübelt nur am Liebeln,
Müßig liebelt fort im Grübeln,
Doch dazu ist keine Zeit.

Es wird einem schwer, die Ehrfurcht vor dem Alter
zu bewahren, wenn es solche Verse macht. „Tändelnd

grübelt nur am Liebeln“ — man kann es kaum aussprechen, und denken kann man sich dabei gar nichts.

Entsetzlich präziös sind auch die Verse, die Faust an Helena richtet, als er sie auffordert, mit ihm aus der engen Burg ins weite Arkadien überzusiedeln:

Nicht feste Burg soll dich umschreiben!
Noch zirket in ewiger Jugendkraft
Für uns zu wonnevollem Bleiben
Arkadien in Spartas Nachbarschaft.

Die Burg, die Helena umschreibt, statt sie zu umschließen, mag noch passieren. Aber: Arkadien zirket in Spartas Nachbarschaft für: es liegt kreisförmig da, das geht noch über die umbaumte Ebene von Pharsalus.

Wir können uns nicht bei den Einzelheiten unseres Gedichts aufhalten. Wenden wir uns zur nächsten Szene. Auch sie beginnt leider mit Schwergenießbarem. Wir sind in Arkadien. Ein schattiger Hain, von steilen Felsen umgeben; an eine Reihe von Felsenhöhlen lehnen sich geschlossene Lauben. Der Chor liegt schlafend verteilt umher. Die Schaffnerin, Mephisto-Phorkyas, tritt in die Mitte der schlafenden Mädchen:

Wie lange Zeit die Mädchen schlafen, weiß ich nicht;
Ob sie sich träumen ließen, was ich hell und klar
Vor Augen sah, ist ebenfalls mir unbekannt.
Drum wed' ich sie. Erstaunen soll das junge Volk.

In der That, die Schaffnerin verkündet seltsame Mär. In diesen Felsen, in denen Saal an Saal, Hof an Hof sich reiht, haben Faust und Helena ihre Honigwochen verbracht; nur die Schaffnerin hat bei ihnen stillen Dienst geübt. Während sie, um dem Liebespaar nicht lästig zu

fallen, draußen nach Wurzeln und Moos sucht, dringt plötzlich das laute Gelächter eines Knaben an ihr Ohr. Und wie sie hinschaut, sieht sie einen Knaben, einen flügellosen Genius, neckisch, tändelnd, jauchzend zwischen Mutter und Vater hin- und herspringen. Springt er auf den Boden, so schnellst ihn dieser in die Höhe; beim zweiten, dritten Sprunge berührt er das hohe Gewölbe. Vater und Mutter erlauben ihm zu springen, warnen ihn nur vor dem Fliegen. Aber der Knabe hüpfet auf den Felsen umher wie ein Ball. Mutter jammert, Vater tröstet, als der Springinsfeld plötzlich in einer Felsenkluft verschwindet. Bald kehrt er wieder, würdig angetan mit blumenstreifigen Gewändern, mit Quasten an den Armen, flatternden Binden um die Brust, in der Hand die Leier wie ein kleiner Apoll. Dann tritt er zur Kante des Felsens und beginnt zu musizieren, daß die Eltern einander entzückt ans Herz fallen.

So erzählt die Schaffnerin dem Chor der Mädchen. Diese fühlen sich durch ihren Bericht über das Gebaren des Knaben an die Sagen von dem Gott Hermes erinnert, der, kaum geboren, den Windeln ent schlüpft ist und dem Ares das Schwert, dem Neptun den Dreizack, der Aphrodite den Gürtel geraubt hat. Da erklingt aus der Höhle ein melodisches Saitenspiel, durch das alle innig gerührt werden. Der Knabe selbst tritt mit seiner Leier aus der Höhle, gefolgt von Faust und Helena, die ihn wohlgefällig betrachten. Die Schaffnerin hat die Mädchen ermahnt, der alten Fabellieder zu vergessen:

Höret allerliebste Klänge,
Macht euch schnell von Fabeln frei!
Eurer Götter alt Gemenge,
Laßt es hin, es ist vorbei.

Niemand will euch mehr verstehen,
Fordern wir doch höhern Zoll:
Denn es muß von Herzen gehen,
Was auf Herzen wirken soll.

Der Knabe heißt Euphorion, der Behende, wie in der
antiken Sage der Sohn des Achill und der Helena. Er
singt und springt vor den Eltern:

Nun laßt mich hüpfen,
Nun laßt mich springen!
Zu allen Lüften
Hinauf zu dringen
Ist mir Begierde,
Sie faßt mich schon.

Faust warnt seinen Sohn:

Nur mäßig, mäßig!
Nicht ins Vertwegne,
Daß Sturz und Unfall
Dir nicht begegne,
Zugrund uns richte
Der teure Sohn!

Euphorion:

Ich will nicht länger
Am Boden stoßen;
Laßt meine Hände,
Laßt meine Locken,
Laßt meine Kleider!
Sie sind ja mein.

Helena:

O denk', o denke,
Wem du gehörest!
Wie es uns kränke,



Wie du zerstörest
Das schön errungene
Mein, Dein und Sein!

Chor:

Bald löst, ich fürchte,
Sich der Verein.

Helena und Faust:

Vändige, vändige,
Eltern zuliebe,
überlebendige,
Heftige Triebe!
Vändlich im stillen
Ziere den Plan!

Nun beginnt der Knabe mit dem Chor zu tanzen; dann lüftet es ihn, die Mädchen zu haschen, und er geberdet sich dabei schon sehr erwachsen. Als er sich das wildeste der Mädchen gehascht hat und es zu herzen beginnt, lodert dieses in Flammen auf. Er schüttelt die Flammen ab und springt immer höher an den Felsen hinauf.

Helena und Faust suchen ihn umsonst zurückzulocken.

Zimmer höher muß ich steigen,
Zimmer weiter muß ich schaun.
Weiß ich nun, wo ich bin!
Mitten der Insel drin,
Mitten in Pelops' Land,
Erde= wie seeberwandt.

Auch auf die Mädchen des Chors hört er nicht; denn er sieht im Geiste einen Krieg entbrannt, an dem er sich beteiligen will.

Träumt ihr den Friedenstag?
Träume, wer träumen mag!
Krieg ist das Lösungswort!
Sieg! und so klingt es fort.

Nein, nicht ein Kind bin ich erschienen,
In Waffen kommt der Jüngling an;
Gesellt zu Starcken, Freien, Kühnen
Hat er im Geiste schon getan.

Nun fort!

Nun dort

Eröffnet sich zum Ruhm die Bahn.

Und hört ihr donnern auf dem Meere?
Dort widerdonnern Tal um Tal,
In Staub und Wellen, Heer dem Heere,
In Drang um Drang, zu Schmerz und Qual.
Und der Tod
Ist Gebot,
Das versteht sich nun einmal.

Bestürzt sehen Faust und Helena zu:
Welch Entsetzen! welches Grauen!
Ist der Tod denn dir Gebot?

Aber er erwidert:

Sollt' ich aus der Ferne schauen?

Nein, ich theile Sorg' und Not.

Er glaubt zu fühlen, daß ihm Flügel wachsen, er wirft sich in die Lüfte, die Gewande tragen ihn einen Augenblick, sein Haupt strahlt, ein Lichtschweif zieht nach, dann stürzt er hernieder zu den Füßen der Eltern. Das Körperliche verschwindet, die Strahlenkrone, die vorher sein Haupt umgeben hat, steigt wie ein Komet zum Himmel auf, Kleider und Leier bleiben liegen. Aus der Tiefe aber vernimmt man eine Stimme:

Laß mich im düstern Reich,

Mutter, mich nicht allein!

Der Chor stimmt einen Trauergesang an. Als er geendet hat, wendet sich Helena an Faust:

Ein altes Wort bewährt sich leider auch an mir:
Daß Glück und Schönheit dauerhaft sich nicht vereint.
Zerrissen ist des Lebens wie der Liebe Band;
Bekammernd beide sag' ich schmerzlich Lebewohl
Und werse mich noch einmal in die Arme dir.
Persephoneia, nimm den Knaben auf und mich!

Sie umarmt Faust, das Körperliche verschwindet,
Kleid und Schleier bleiben ihm in den Armen. Die
Schaffnerin aber spricht zu Faust:

Halte fest, was dir von allem übrig blieb!
Das Kleid, laß es nicht los! Da zupsen schon
Dämonen an den Zipfeln, möchten gern
Zur Unterwelt es reißen. Halte fest!
Die Göttin ist's nicht mehr, die du verlierst,
Doch göttlich ist's. Bediene dich der hohen,
Unschätzbarn Gunst und hebe dich empor!
Es trägt dich über alles Gemeine rasch
Am Äther hin, so lange du dauern kannst.
Wir sehn uns wieder, weit, gar weit von hier.

Helena's Gewande lösen sich in Wolken auf, um-
geben Faust, heben ihn in die Höhe und ziehen mit ihm
vorüber.

Die Führerin des Chors, ihrer Herrin treu, will
den Chor zurückführen in die Unterwelt, wo Helena als
Königin neben Persephone thronen wird. Aber der Chor
will nicht in den traurigen Hades hinab, wo nur die
Großen der Erde noch ein höheres Leben genießen, während
gewöhnliche Menschenkinder dort ein kümmerliches
Schattendasein führen. Die Chorführerin besteht auf
ihrem Vorsatz; sie weiß, daß nicht nur Größe und Ver-
dienst im Hades höheres, persönliches Leben gewinnen,
sondern auch die Treue. So ruft sie den Mädchen zu:

Wer keinen Namen sich erwarb, noch Edles will,
Gehört den Elementen an. So fahret hin!
Mit meiner Königin zu sein verlangt mich heiß;
Nicht nur Verdienst, auch Treue wahr't uns die Person.

Die Mädchen des Chores aber sprechen:

Zurückgegeben sind wir dem Tageslicht;
Zwar Personen nicht mehr,
Das fühlen, das wissen wir,
Aber zum Hades kehren wir nimmer.
Ewig lebendige Natur
Macht auf uns Geister,
Wir auf sie vollgültigen Anspruch.

Die einen verwandeln sich in Bäume, Dryaden, die andern in Bergnymphen, Dreaden, noch andere in Quell- und Flußnymphen, Najaden, die letzten in Geister des Weinbergs. Mit dem Preise der Zeit, wo die Trauben reif sind und Dionysos mit seinem Gefolge über die Erde schreitet in bacchantischem Taumel, schließt der Akt.

Die Schaffnerin aber, die bisher schweigend dagefessen hat, richtet sich riesenhaft auf und tritt, Maske und Schleier fallen lassend, als Mephisto vor das Publikum, „um, insofern es nötig wäre, im Epilog das Stück zu kommentieren.“ Goethe hat den erklärenden Epilog nicht geschrieben. So müssen wir selber in möglichster Kürze die allerdings nötige Erklärung geben.

Aus dem Bunde Fausts mit Helena ist Euphorion entsprungen; er bedeutet die moderne Dichtung, die aus der Einwirkung der Antike auf den Genius des Nordens entstanden ist. Die Selbständigkeit dieser Poesie ist in dem selbstherrlichen Gebaren des Knaben angedeutet. Sie unterscheidet sich von der antiken durch ihre Innerlich-

keit, ihre Gemütsstiefe; Euphorions Spiel rührt die Mädchen des Chors aufs innigste, und die Schaffnerin, Phorkyas=Mephisto, deutet die Gemütsstiefe der neuen Poesie an, wenn sie die Mädchen von den antiken Fabeln schweigen heißt:

Niemand will euch mehr verstehen,
Fordern wir doch höhern Zoll:
Denn es muß von Herzen gehen,
Was auf Herzen wirken soll.

Wunderlich allerdings, diesen Gedanken Mephisto in den Mund zu legen!

Weil Euphorion die vollendete Poesie ist, darum ist er identisch mit dem Knaben Lenker im ersten Akt, der von sich sagt: „Bin die Verschwendung, bin die Poesie.“ Goethe soll die Absicht gehabt haben, den Lenker von Plutus' Wagen geradezu als Euphorion zu bezeichnen, obwohl Euphorion erst im dritten Akt geboren wird. Er meinte, allegorische Wesen seien an keine Zeit gebunden. Wir werden darin nur einen Beweis sehen, wie weit die allegorische Poesie vom wirklichen Leben wegführt.

Aber nun bedeutet Euphorion noch etwas anderes, eine bestimmte Person, den englischen Dichter Lord Byron. In ihm sah Goethe den genialsten Repräsentanten moderner Dichtung. Er sei, sagte er von ihm, nicht klassisch, nicht romantisch, sondern gegenwärtig wie der heutige Tag. Der junge Byron hatte sich einen Dichterruhm ohnegleichen errungen, ganz Europa schwärmte für seine Poesie. Nach einer unglücklichen Ehe, die kaum ein Jahr währte, verließ er seine Heimat, wo man ihm an dem

Unglück schuld gab, in tiefster Verbitterung. Er lebte ein Jahr am Genfersee und ging dann, im Frühjahr 1817, nach Italien. In Venedig führte er ein Leben wildesten Sinnenrausches; an der Seite einer italienischen Gräfin verlebte er dann ruhigere Jahre in Italien. Als die Griechen ihren Kampf gegen die Türken begannen, wurde er der Führer des europäischen Philhellenismus. Er reiste 1824 nach Griechenland, um an dem Freiheitskampf teilzunehmen. In Missolonghi, das soeben eine schwere Belagerung durch die Türken siegreich bestanden hatte, wurde er von den Griechen mit den höchsten Ehren empfangen. Aber Anfälle der Malaria schwächten seinen Körper, so daß er bald darauf starb, erst siebenunddreißig Jahre alt. Griechenland ehrte ihn durch eine dreiwöchentliche Landesstrauer. Auch Goethe nahm an dem Tode des genialen Dichters tiefen Anteil. Er hat ihm in seiner Helenatragödie ein Denkmal gesetzt. In dem unbändigen Treiben Euphorions, in dessen Jagd nach den Mädchen des Chors schildert er seine wilde Jugend, in dem Verlangen Euphorions, sich an dem Kampf zu beteiligen, den er von der Felsenzinne aus gesehen hat, und in seinem plötzlichen Tod die Bestrebungen und den Opfertod Byrons für die Sache Griechenlands. Wo Euphorion aus der Luft zur Erde stürzt, lautet die Bühnenweisung Goethes: „Ein schöner Jüngling stürzt zu der Eltern Füßen; man glaubt in dem Toten eine bekannte Gestalt zu erblicken.“ Das will heißen: Der Tote soll Lord Byrons Züge tragen.

Diese Huldigung Goethes für den großen englischen Dichter enthält leider neben manchen echt poetischen Bestandteilen auch ganz Ungenießbares, unfreiwillig Komisches. Der Knabe Euphorion, der bis an die Decke springt, und wie ein Gummiball hin und her hüpfet, wirkt nun einmal — ich kann mir nicht helfen — lächerlich, von seiner plötzlichen Geburt und seiner rapiden Entwicklung gar nicht zu reden. Und wenn wir Faust und Helena dem unvorsichtigen Söhnchen zurufen hören: „Nur mäßig, mäßig, nicht ins Berwegne, daß Sturz und Unfall dir nicht begegne! O denk', o denke, wem du gehörest! Ländlich im stillen ziere den Plan!“ — wenn man das hört, dann muß man Friedrich Vischer recht geben, der dazu bemerkt: „Man meint ein Kindermädchen und ein Söhnchen aus gutem Hause vor sich zu haben.“ „Ländlich im stillen ziere den Plan!“ Das geht einem geradezu auf die Nerven. Es tut weh, durch so geschmacklose Dinge die Helenatragödie entstellt zu sehen, und man begreift kaum, wie der Dichter solches schreiben konnte, der trotz seinem Alter so schöne Verse geschrieben hat wie die, die er seinem Euphorion in den Mund legt: „Rein, nicht ein Kind bin ich erschienen“ usw., oder auch die schönen Worte, in denen er im Trauergesang des Chors das Wesen und Schicksal Byrons schildert:

Ach, zum Erdenglück geboren,
Hoher Ahnen, großer Kraft,
Leider früh dir selbst verloren,
Jugendblüte weggerafft;
Scharfer Blick, die Welt zu schauen,

Mitsinn jedem Herzensdrang,
Liebesglut der besten Frauen
Und ein eigenster Gesang.

Doch du ranntest unaufhaltjam
Frei ins willenlose Netz;
So entzweitest du gewaltjam
Dich mit Sitte, mit Gesetz;
Doch zuletzt das höchste Sinnen
Gab dem reinen Mut Gewicht,
Wolltest Herrliches gewinnen,
Aber es gelang dir nicht.

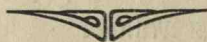
Diese Verse passen freilich schlecht in den Mund der trojanischen Mädchen. Was wissen diese von Lord Byron? Goethe hat das selbst empfunden, aber er meinte, einer dadurch erreichten höhern Schönheit gegenüber könne es nicht in Betracht kommen, und die Phantasie habe ihre eigenen Gesetze, denen der Verstand nicht beikommen könne. Diese Entschuldigung wird schwerlich genügen; aber ergreifend ist es, wie der greise Dichter dem früh verstorbenen die Totenklage singt. Byron hatte noch auf dem Todeswege nach Griechenland einen brieflichen Gruß von Goethe erhalten. Ihm hatte er einige Jahre früher eine seiner dramatischen Dichtungen, den Sardanapal, gewidmet: „Dem großen Goethe. Ein Ausländer nimmt sich heraus, die Huldigung eines literarischen Vasallen seinem Lehnsherrn darzubringen, dem ersten aller lebenden Schriftsteller, der die Literatur seines Vaterlandes geschaffen und die Europas verherrlicht hat.“ Goethe bekam diese Widmung erst zu Gesichte, als er sich 1826 mit der Vollendung seiner Helena beschäftigte. So hoch

wie Goethe von Byron dachte dieser von Goethe. „Ich gäbe die Welt darum“, äußerte er, „den Faust im Original lesen zu können.“ Er konnte nicht ahnen, daß er selbst in dieses Gedicht hineinkommen sollte.

Wir haben Helena, das Urbild klassischer Schönheit, in den Hades zurückkehren sehen. Der Dichter will damit sagen, daß eine dauernde Verbindung der modernen Menschheit mit der Antike, wie sie ihm vorschwebte, nicht möglich sei. Wenn aber Aleid und Schleier Helenas in Fausts Armen zurückbleiben und die Schaffnerin ihn mahnt, sie festzuhalten, so sollen wir verstehen, daß nach der Überzeugung des Dichters der Menschheit aus der Erkenntnis des Schönen doch ein unverlierbarer Gewinn zuteil geworden sei. Aber auch hier müssen wir wieder fragen: Was sollen diese Worte in Mephistos Munde?

Es wäre noch diese oder jene Einzelheit, die symbolische Bedeutung hat, zu erklären. Nur auf eine noch sei hingewiesen: Die Weigerung der Mädchen des Chors, in den Hades zurückzukehren, und ihre Auflösung in unpersönliche Naturmächte soll uns sagen, daß die Antike zwar nicht in der neuen Welt weiterleben könne, daß sie aber in der Welt wirke der Natur gleich, stets neu belebend, neu befruchtend, immer wieder den Rausch der Begeisterung erzeugend, dem alle echte Dichtung entspringt. Goethe hat sich auf den Gedanken, die Gefährtinnen der Helena so enden zu lassen, etwas zugute getan, mit Recht; aber die Ausleger seiner Dichtung haben ihn meist nicht

verstanden. Dünker, der sonst den Sinn der feinsten Feinheiten herauszutüfteln versteht, hat gemeint, Goethe habe durch die Schilderung des Winzerfestes und des bacchantischen Rausches daran erinnern wollen, daß die antike Welt am Kultus des Bacchus zugrunde gegangen sei. Das heißt in den Dichter das genaue Gegenteil dessen hineinlesen, was er hat sagen wollen. Der bacchantische Rausch bedeutet die dichterische Begeisterung. So geht's den Dichtern: Was sie verfehlt haben, wird bewundert, und was sie gut gemacht haben, mißverstanden.



Dreizehnter Vortrag.

Die Wendung zu großer That.

Meine Zuhörer!

Sie haben gewiß mit mir empfunden, wie unerquicklich die Darstellungsweise in den letzten Szenen war, die uns den Liebesbund Fausts mit Helena und seinen tragischen Ausgang vorführten; wie wir nicht zu ruhigem Genuß dieser Poesie kommen, weil das, was wir schauen, und das, was wir uns dabei denken sollen, sich nicht zu wahrer Einheit verbindet; wie störend es ist, daß Faust einmal der Mensch Faust ist, dann aber auch der Genius der modernen Menschheit, der durch seine Vermählung mit der Antike zu einer höhern Stufe des Daseins aufsteigt, bald das eine, bald das andere, bald beides zugleich, manchmal auch noch ein drittes: der Repräsentant der Dichter des achtzehnten Jahrhunderts oder sogar Goethe selber. Mögen wir den Dichter noch so hoch

verehren, wir sagen uns immer wieder, daß das keine gesunde Kunst sei.

Im vierten Akt, der uns heute beschäftigen soll, wird die Darstellung insofern erfreulicher, als die Allegorie zurücktritt und Faust wieder als Mensch, als individuelle Persönlichkeit, vor uns steht. Aber da auch dieser Akt aus Goethes letzten Lebensjahren stammt, dürfen wir uns nicht zu viel versprechen. Zwar werden wir wieder einer Reihe schöner Anläufe zu poetischer Darstellung begegnen, aber auf weiten Strecken müssen wir uns auch da durch die Manieriertheiten der Goetheschen Alterspoesie hindurchquälen. Wenn irgendwo ein treffender Ausdruck, ein kräftiges Bild sich findet, ein Gedankenblich aufleuchtet, dann rufen die Fausterklärer im Chor: Seht, wie schön, wie fein, wie genial! Wie stumpf seid ihr, daß ihr die Schönheit dieser eigenartigen Poesie nicht empfindet! Wie könnt ihr behaupten, daß der alte Goethe die poetische Kraft nicht mehr besessen habe! Aber das alles will bei mir nicht verfangen: ich finde die Mühe immer größer als den Gewinn; mir ist bei der Lektüre zu Mute, als müsse ich bei Nacht einen steilen, holprigen Waldweg gehen, wobei man jeden Augenblick mit dem Kopf an einen dürren Ast stößt oder mit dem Fuß an einer knorrigen Wurzel hängen bleibt. Nur eins macht einem wirklich Freude: der Humor, der auch dem alten Goethe geblieben ist.

Wir stehen an einem Wendepunkt im Leben Fausts, an dem Übergang aus dem Reiche der Kunst in die Welt

der Tat. Wir erinnern uns, daß Faust nach dem Tode Euphorions und dem Verschwinden Helenas auf den Gewändern Helenas, die sich in Wolken aufgelöst haben, von dannen geflogen ist. Nun finden wir ihn auf einem wilden Felsengipfel des Hochgebirges. Er tritt aus der Wolke, die ihn getragen hat, heraus auf den Gipfel. Die Wolke zieht nach Osten; sie leuchtet bald nur noch aus weiter Ferne, aber sie gestaltet sich: auf sonnenbeglänzttem Pfühle sieht Faust ein riesenhafes, göttergleiches Frauenbild, Juno, Leda, Helena ähnlich, aber schon verändert es sich:

Formlos breit und aufgetürmt
Ruht es in Osten, fernen Eisgebirgen gleich,
Und spiegelt blendend flüchtiger Tage großen Sinn.

Der große Sinn der letzten Erlebnisse ist ja, daß Faust das Ideal klassischer Schönheit geschaut und in sich aufgenommen hat; die helle Wolke, die am fernen Horizonte stehen bleibt, ist ihr Symbol.

Fausts Brust und Stirn umschwebt noch ein zarter, lichter Nebelstreif; auch dieser schwebt in die Höhe und gestaltet sich zu einem entzückenden Bilde, zu dem Bilde seiner ersten Liebe; er muß des Glücks gedenken, das er bei der ersten Begegnung mit Gretchen genossen hat, und ihrer Seelenschönheit. Auch dieses Bild löst sich zwar nicht auf, aber es erhebt sich in den Äther hin und zieht das Beste seines Innern mit sich fort. Die beiden Mächte, denen Faust sein Bestes zu danken hat, sind die Liebe einer schönen Seele und die göttliche Kunst.

Da kommt in Siebenmeilenstiefeln Mephistopheles
Hauri, Goethes Faust.

daher. Was fällt dir ein, fragt er, hier im gräßlich gährenden Gestein abzusteißen? Er kennt dieses Gestein, versichert er, aber er hat es anderswo gesehen; einst bildete es den Grund der Hölle. Nun setzt er Faust auseinander, wie die Berge entstanden seien. Als Gott der Herr die Teufel in das ewige Feuer des Erdinnern bannte, da begannen sie, die sich in sehr gedrängter Stellung befanden, zu husten und zu pusten.

Die Hölle schwoh von Schwefelstank und -Säure,
Das gab ein Gas! das ging ins Ungeheure,
So daß gar bald der Länder flache Kruste,
So dick sie war, zerfrachend bersten mußte.

Die Teufel aber entrannen aus ihrem Gefängnis in das Reich der Luft, und die Vulkanisten gründen darauf ihre Theorie von den großen Erdrevolutionen.

Faust sind das närrische Legenden. Zwar weiß er nicht, wie die Berge entstanden sind:

Gebirgesmasse bleibt mir edel-stumm,
Ich frage nicht, woher? und nicht, warum?

Aber das ist ihm gewiß, daß die Berge nicht so gewaltsam entstanden sind. Die Natur bildet so nicht.

Um sich zu erfreuen,
Bedarf sie nicht der tollen Strudelen.

Aber Mephisto bleibt bei seiner Behauptung. Er erinnert an die ungeheuren erraticen Blöcke, die weit vom Gebirge zu finden sind. Zu Goethes Zeit vermochte man sie nicht zu erklären, man wußte noch nicht, daß sie durch Gletscher, die weit ins Tiefland hinabreichten, dahin geführt worden sind. Die Vulkanisten meinten, sie seien

bei Erdrevolutionen, vulkanischen Ausbrüchen aus dem Erdinnern, weithin durch die Luft geschleudert worden. Seht, sagt Mephisto, ihr Gelehrten habt keine befriedigende Erklärung für diese Naturwunder; aber ich kenne ihre Herkunft, und auch das gemeine Volk weiß, daß der Teufel diese Naturwunder geschaffen hat; es spricht von Teufelssteinen, Teufelsbrücken. Hören wir, was er auf Fausts Bemerkung, daß die Natur nicht so gewaltsam schaffe, antwortet.

Das spricht ihr so. Das scheint euch sonnenklar;
Doch weiß es anders, der zugegen war.
Ich war dabei, als noch da drunten siedend
Der Abgrund schwoll und strömend Flammen trug;
Als Molochs Hammer, Fels an Felsen schmiedend,
Gebirgestrümmern in die Ferne schlug.
Noch starrt das Land von fremden Zentnermassen;
Wer gibt Erklärung solcher Schleudermacht?
Der Philosoph, er weiß es nicht zu fassen.
Da liegt der Fels, man muß ihn liegen lassen,
Zuschanden haben wir uns schon gedacht.
Das treu-gemeine Volk allein begreift
Und läßt sich im Begriff nicht stören;
Ihm ist die Weisheit längst gereift:
Ein Wunder ist's, der Satan kommt zu Ehren.
Mein Wandrer hinkt an seiner Glaubenskrücke
Zum Teufelsstein, zur Teufelsbrücke.

Faust erwidert lachend:

Es ist doch auch bemerkenswert zu achten,
Zu sehn, wie Teufel die Natur betrachten.

Aber Mephisto gilt's als Ehrensache, daß der Teufel bei diesen großen Dingen beteiligt gewesen sei.

Was geht's mich an? Natur sei, wie sie sei.
's ist Ehrenpunkt: der Teufel war dabei.

Wir sind die Leute, Großes zu erreichen;
Tumult, Gewalt und Unsinn! sieh das Zeichen!

Wir sehen, Goethe kann's nicht lassen, auf den Streit
der Neptunisten und Vulkanisten zurückzukommen. Sein
Faust, der am klassischen Altertum seinen Geist gebildet
hat, darf nicht an Erdrevolutionen glauben; er muß
für die ruhige Bildung und Entwicklung eintreten.

Aber Mephisto ist nicht gekommen, um über geolo-
gische Fragen zu sprechen, sondern um Faust zu versuchen.
Er will wissen, was Faust nun weiter von ihm begehrt.

Doch, daß ich endlich ganz verständlich spreche:
Gefiel dir nichts an unsrer Oberfläche?
Du übersehst in ungemessnen Weiten
„Die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten.“
Doch, ungenügsam, wie du bist,
Empfandest du wohl kein Gelüst?

Faust:

Und doch, ein Großes zog mich an.
Errate!

Mephisto erwidert:

Das ist bald getan.

Er glaubt zu wissen, was die Menschen am meisten
lockt: Befriedigung der Eitelkeit und der Sinnenlust. So
schildert er Faust zuerst eine Großstadt mit engen, alten
Gassen im Zentrum, mit neuern weiten Plätzen und
breiten Straßen daneben und schönen Vorstädten rings
herum; er darin der vom Volke verehrte und angejubelte
Herrscher. Aber Faust erwidert:

Das kann mich nicht zufriedenstellen.
Man freut sich, daß das Volk sich mehrt,

Nach seiner Art behaglich nährt,
Sogar sich bildet, sich belehrt,
Und man erzieht sich nur Rebellen.

Die Rebellen sind eine Anspielung auf die Juli-
revolution des Jahres 1830. Völkerrevolutionen waren
Goethe nicht minder verhaßt als Erdrevolutionen.

Mephisto hofft, wenn die Eitelkeit bei Faust nicht
verfange, so werde die Sinnenlust um so mehr ziehen,
wie sie etwa am Hofe Ludwigs XIV. florierte. An deiner
Stelle würde ich mir ein grandioses Versailles schaffen mit
Gärten und Kaskaden.

Dann aber ließ' ich allerschönsten Frauen
Vertraut-bequeme Häuslein bauen;
Verbrächte da grenzenlose Zeit
In allerliebste-gefelliger Einsamkeit.
Ich sage Frau'n; denn ein für allemal
Denk' ich die Schönen im Plural.

Aber auch das weist Faust zurück:
Schlecht und modern! Sardanapal!

Mephisto erwidert ärgerlich ironisch:

Errät man wohl, wonach du strebest?
Es war gewiß erhaben-kühn.
Der du dem Mond um so viel näher schwebtest,
Dich zog wohl deine Sucht dahin?

Faust:

Mit nichten! dieser Erdenkreis
Gewährt noch Raum zu großen Taten.
Erstaunenswürdiges soll geraten,
Ich fühle Kraft zu kühnem Fleiß.

Mephisto vermutet, daß er, der eben noch mit einer
antiken Heldenfrau verkehrt hat, es auf Ruhm abge-
sehen habe:

Und also willst du Ruhm verdienen?
Man merkt's, du kommst von Heroinen.

Aber Faust weist ihn wieder ab mit dem stolzen
Wort:

Herrschaft gewinn' ich, Eigentum!
Die Tat ist alles, nichts der Ruhm.

Er spottet Mephistos:

Was weißt du, was der Mensch begehrt?
Dein widrig Wesen, bitter, scharf,
Was weiß es, was der Mensch bedarf?

Nun setzt er seine Absicht auseinander. Auf seinem
Fluge über Land und Meer hat er Ebbe und Flut mit-
einander wechseln sehen. Er hat wahrgenommen, daß
weite flache Länderstrecken bei der Flut unter Wasser ge-
setzt werden und dadurch zur Unfruchtbarkeit verurteilt
sind.

Da herrschet Well' auf Welle kraftbegeistert,
Zieht sich zurück, und es ist nichts geleistet;
Was zur Verzweiflung mich beängstigen könnte.
Zwecklose Kraft unbändiger Elemente!
Da wagt mein Geist, sich selbst zu überfliegen;
Hier möcht' ich kämpfen, dies möcht' ich besiegen.

Also dem Meere Land abzuzwingen ist Fausts Ab-
sicht, wie es in großartigster Weise die Niederländer ge-
tan haben. Aber damit er das kann, müßte ihm der
Kaiser erst das Recht dazu verleihen. Mephisto sieht
darin keine Schwierigkeit. Die Gelegenheit ist günstig;
denn eben jetzt führt der Kaiser Krieg, und er bedarf
Hilfe. Damals als Mephisto das Papiergeld erfand,
meinte der Kaiser,

Es könne wohl zusammengehn
Und sei recht wünschenswert und schön,
Regieren und zugleich genießen.

Faust bemerkt dazu:

Ein großer Irrtum! Wer befehlen soll,
Muß im Befehlen Seligkeit empfinden.
Ihm ist die Brust von hohem Willen voll,
Doch was er will, es darf's kein Mensch ergründen.
Was er den Treuesten in das Ohr geraunt,
Es ist getan, und alle Welt erstaunt.
So wird er stets der Allerhöchste sein,
Der Würdigste; Genießen macht gemein.

So hat aber der Kaiser nicht gedacht; er hat über dem Genießen das Reich in Anarchie fallen lassen; Burg hat wider Burg, Stadt wider Stadt gestritten, die Zünfte wider den Adel, der Bischof wider das Kapitel und die Gemeinde. Endlich ist es zu offener Empörung gegen den Kaiser gekommen.

Die Tüchtigen, sie standen auf mit Kraft
Und sagten: Herr ist, der uns Ruhe schafft.
Der Kaiser kann's nicht, will's nicht — laßt uns wählen
Den neuen Kaiser, neu das Reich bejelen,
Indem er jeden sicherstellt,
In einer frisch geschaffnen Welt
Fried' und Gerechtigkeit vermählen.

Eine Welt des Friedens und der Gerechtigkeit, auf Empörung gegründet — das klingt sehr pfäffisch, meint Faust, und Mephisto bestätigt, daß Pfaffen es gesagt und den Aufruhr geheiligt hätten.

Nun steht die Entscheidungsschlacht bevor; der Kaiser hat sich vor den Aufrührern mit seinem Heere ins Gebirge zurückziehen müssen. Man hört die Trommeln und die Feldmusik.

Faust hat die Botschaft, daß Krieg herrsche, mit Widerwillen vernommen:

Schon wieder Krieg! Der Kluge hört's nicht gern.

Mephisto aber hat ihm erwidert:

Krieg oder Frieden — klug ist das Bemühen,
Aus jedem Umstand seinen Vorteil ziehen.
Man paßt, man merkt auf jedes-günstige Nu;
Gelegenheit ist da, nun, Fauste, greife zu;

— — — — —
Erhalten wir dem Kaiser Thron und Lande,
So kniest du nieder und empfängst
Die Leh'n von grenzenlosem Strande.

Wir müssen uns erinnern, daß der historische Faust sich rühmte, Kaiser Karl V. in Italien den Sieg über Franz I. verschafft zu haben.

Faust fordert Mephisto auf, dem Kaiser, dessen Unglück er bedauert, zum Siege zu helfen.

Schon manches hast du durchgemacht;
Nun, so gewinn' auch eine Schlacht!

Mephisto:

Nein, du gewinnst sie. Dieses Mal
Bist du der Obergeneral.

Faust meint:

Das wäre mir die rechte Höhe,
Da zu befehlen, wo ich nichts verstehe!

Mephisto aber rät ihm, es zu machen wie die ungeschickten Feldherrn:

Laß du den Generalstab sorgen,
Und der Feldmarschall ist geborgen.

Er hat bereits die „Urmenschenkraft des Urgebirgs“ aufgeboten, die Riesen und Kobolde, die im Gebirge hausen, allerdings nicht das gesamte Bergvolk, sondern nur seine Quintessenz, die drei Gewaltigen: wilde Kerle in mittelalterlicher Tracht, allegorische Figuren,

die die Kraft des Bergvolkes repräsentieren. Mit Anspielung auf die Freude der Romantiker am mittelalterlichen Ritterwesen bemerkt Mephisto:

Es liebt sich jezt ein jedes Kind
Den Harnisch und den Rittertragen.

Und anspielend auf die Lust an der Allegorie fährt er fort:

Und, allegorisch, wie die Lumpen sind,
Sie werden nur um desto mehr behagen.

Auf die Lust am Allegorischen hätte freilich niemand weniger Ursache zu spotten als der alte Goethe.

Die drei Gewaltigen — der Ausdruck ist aus dem Alten Testament genommen; die drei vornehmsten Kriegsheute Davids werden dort so genannt.

Die drei Gewaltigen heißen in unserer Dichtung: Kaufebold, Habebald und Haltefest. Auch diese Namen sind dem Alten Testament entnommen oder doch nachgebildet. Der Prophet Jesaja nennt seinen Sohn Maher-schalal Chaschbas, zu deutsch Raubebald Eilebeute, um anzudeuten, daß Krieg über das Land kommen wird. Der Name Eilebeute wird uns später begegnen; der Dichter hat ihn einer heutigetierigen Marktenderin beigelegt.

Betrachten wir nun die Vorgänge vor der Schlacht, die sich auf einem erhöhten Punkt vor dem Zelt des Kaisers abspielen.

Selbstgefällig, stolz auf seine Kriegskunst zeigt der General dem Kaiser die Aufstellung des Heeres. Der rechte Flügel steht auf einem wellenförmigen Plan, der einen Teil der Truppen verdeckt, und dessen Zugang für

die feindliche Reiterei ungünstig ist. Das Zentrum wird gebildet durch die im Viereck auf flacher Wiese aufgestellte Hauptmacht. Der linke Flügel, auf felsigem Bergabhang aufgestellt, bewacht einen Engpaß, dessen Besiz von größter Wichtigkeit ist.

Es kommen Kundschafter. Einer hat Hilfe aus den kaiserlichen Landen holen sollen, aber er bringt schlechte Botschaft. Man behaupte zwar, daß man dem Kaiser ergeben sei, aber wegen innerer Unruhen nicht Hilfe leisten könne. Ein anderer kommt mit Nachricht aus dem feindlichen Lager. Dort habe anfangs große Verwirrung geherrscht, aber dann habe man einen Gegenkaiser aufgestellt, und seither sei Ordnung entstanden.

Der Kaiser freut sich dieser Botschaft:

Ein Gegenkaiser kommt mir zum Gewinn,
Nun fühl' ich erst, daß ich der Kaiser bin.

Er hat längst nach kriegerischer That gedürstet, nun will er mit dem Gegenkaiser um das Reich kämpfen. Herolde werden ins feindliche Lager gesandt, die den Gegenkaiser im Namen des Kaisers zum Zweikampf herausfordern sollen.

Da tritt Faust auf, im Harnisch, mit halbgeschlossnem Visier, gefolgt von den drei Gewaltigen, und bietet dem Kaiser seine Hilfe an; er sei, sagt er, von einem italienischen Nekromanten gesandt, den der Kaiser einst bei seinem Aufenthalt in Rom vom Feuertode gerettet habe. Der Kaiser dankt, weist aber auf den Zweikampf hin, den er dem Gegenkaiser angeboten habe; ihm liege, erklärt er,

vor allem daran, sich selbst als Mann zu zeigen. Doch nun kehren die Herolde zurück und melden, daß man ihren Antrag im Feindeslager verhöhnt habe und den Kaiser bereits als verschollene Größe betrachte, als einen Märchenkönig, von dem es heißt: Es war einmal. Zugleich sieht man das feindliche Heer heranrücken. Der Kaiser übergibt das Kommando seinem General.

Befolgen wir nun den Gang der Schlacht, wie er sich dem Kaiser und seiner Umgebung darstellt. Die drei Gewaltigen gesellen sich zu den drei Heeresabteilungen; zugleich erscheint oben im Hintergrunde unter furchtbarem Posauenschall eine Schar in Helmen und Harnischen; Mephisto hat alle Zeughäuser geleert und seine dienstbaren Geister in die Rüstungen gesteckt.

Ich habe freilich nicht gesäumt,
Die Waffensäle ringsum ausgeräumt;
Da standen sie zu Fuß, zu Pferde,
Als wären sie noch Herrn der Erde;
Sonst waren's Ritter, König, Kaiser,
Jetzt sind es nichts als leere Schneckenhäuser;
Gar manch Gespenst hat sich darein gepuht,
Das Mittelalter lebhaft aufgestuht.
Welch Teufelchen auch drinne steckt,
Für diesmal macht es doch Effekt.

Das feindliche Heer beginnt zu schwanken. Der Kaiser sieht, wie auf dem rechten Flügel Raufbold, einer der drei Gewaltigen, dreinschlägt, aber bald merkt er, daß schwarze Kunst im Spiele ist; denn statt eines Mannes glaubt er zwölf zu sehen. Faust beruhigt ihn, es sei nur eine Art Fata morgana. Als der Kaiser ihn aufmerksam macht, daß auf den Lanzenspitzen im Zentrum

Kleine Flammen tanzen, erklärt er dies für die Erscheinung des Elmsfeuers. Alles das sei bewirkt durch den dankbaren italienischen Naturkundigen, dem er einst das Leben gerettet habe; von diesem komme auch das günstige Zeichen zu ihren Häupten. In der Luft sieht man nämlich einen Adler erscheinen, verfolgt von einem wilden Greifen; sie kämpfen miteinander, und der Greif stürzt zerfleischt in den Wald hinunter.

Aber die Schlacht scheint doch nicht glücklich zu verlaufen. Wohl hat der rechte kaiserliche Flügel die anstürmenden Feinde zurückgeworfen, und das Zentrum hat die Weichenden völlig zersprengt, aber auf dem linken Flügel, wo die Entscheidung fallen muß, ist der Feind siegreich geblieben; es scheint, daß der wichtige Paß in seine Hand fallen wird. Der Kaiser bereut, daß er sich ohne Nutzen mit unheiligen Zaubermächten eingelassen hat, und Mephisto macht sich ein Vergnügen daraus, ihn noch mehr zu ängstigen. Zwei Raben haben sich auf seine Schultern gesetzt; dem Kaiser sind die schwarzen Vögel unheimlich, obwohl ihn Faust an die Taubenpost erinnert mit der Bemerkung:

Die Taubenpost bedient den Frieden,
Der Krieg befehlt die Rabenpost.

Mephisto erklärt dem Kaiser, daß es in der That auf dem linken Flügel, wie ihm die Raben meldeten, höchst bedenklich stehe, und nun kommt auch der Obergeneral heran und bekennt seine Ratlosigkeit; man hätte sich, erklärt er, mit den Gauklern nicht einlassen dürfen; er gebe

seinen Stab dem Kaiser zurück; die möchten die Schlacht beenden, die sie angefangen hätten. Aber schon ist Mephisto vorgetreten:

Befehlt, daß ich befehlen darf!

Der Kaiser übergibt ihm das Kommando und zieht sich, da ihm vor Mephisto und den Raben graut und er mit dem Zauberwesen nichts zu schaffen haben will, mit seinem General ins Zelt zurück.

Was ist zu tun?

fragt Faust. Und Mephisto antwortet:

Es ist getan!

Zu den Raben gewendet, spricht er:

Nun, schwarze Bettern, rasch im Dienen,
Zum großen Bergsee! grüßt mir die Undinen
Und bittet sie um ihrer Fluten Schein.
Durch Weiberkünste, schwer zu kennen,
Verstehen sie, vom Sein den Schein zu trennen,
Und jeder schwört, das sei das Sein.

Und nach kurzer Pause spricht Faust:

Den Wasserfräulein müssen unfre Raben
Recht aus dem Grund geschmeichelt haben;
Dort fängt es schon zu rieseln an.
An mancher trocknen, kahlen Felsenstelle
Entwickelt sich die volle, rasche Quelle;
Um jener Sieg ist es getan.
Schon rauscht ein Bach zu Bächen mächtig nieder;
Aus Schluchten kehren sie gedoppelt wieder;
Ein Strom nun wirft den Bogenstrahl;
Auf einmal legt er sich in flache Felsenbreite
Und rauscht und schäumt nach der und jener Seite,
Und stufenweise wirft er sich ins Thal.
Was hilft ein tapfres, heldenmäßiges Stemmen?
Die mächtige Woge strömt, sie wegzuschwemmen;
Mir schaudert selbst vor solchem wilden Schwall.

Das Wasser, das von den Felsen strömt, ist bloßer Schein, Blendwerk, wie Mephisto bereits gesagt hat.

Ich sehe nichts von diesen Wasserlügen,
Nur Menschaugen lassen sich betrügen,
Und mich ergötzt der wunderliche Fall.
Sie stürzen fort zu ganzen, hellen Haufen,
Die Narren wäñnen zu ersaufen,
Indem sie frei auf festem Lande schnaufen
Und lächerlich mit Schwimmgebärden laufen.
Nun ist Verwirrung überall.

Die Raben sind unterdessen zurückgekehrt. Mephisto sendet sie noch einmal aus, zu dem Zwergenvolk, das im Innern der Berge Metall schmiedet, er erbittet sich von ihnen allerlei Scheinfeuer, Wetterleuchten, Meteore, pläzende Kugeln, die den Schrecken im Feindesheere steigern sollen.

Auch die Geister in den alten Rüstungen machen seit einiger Zeit schon einen fürchterlichen Lärm. Aber freilich hilft das dem Kaiser wenig; denn sie sind, statt den Feind zu bekämpfen, untereinander in Streit geraten. Die alten Rüstungen haben einst theils Guelfen, theils Ghibellinen angehört, und als nun die Teufel in sie gefahren sind, haben sie den uralten Parteihader von neuem begonnen. Mephisto macht die Sache großen Spaß.

Ganz recht! Sie sind nicht mehr zu zügeln;
Schon schallt's von ritterlichen Prügeln
Wie in der holden alten Zeit.
Armschienen wie der Beine Schienen
Als Guelfen und als Ghibellinen,
Erneuen rasch den ewigen Streit.
Fest, im ererbten Sinne wöhnlich,

Erweisen sie sich unverföhnlich;
Schon klingt das Losen weit und breit.
Zulezt bei allen Teufelsfesten
Wirkt der Parteihaß doch zum besten.

Diese Episode ist natürlich eine Satire auf die Schwärmerei der Romantiker für die gute alte Zeit des Mittelalters, auf die schon früher angespielt wurde in den Worten: „Es liebt sich jetzt ein jedes Kind den Harnisch und den Ritterfragen.“

Die letzte Szene spielt nach errungenem Sieg im Zelt des Gegenkaisers, der geflohen ist. Einer der drei Gewaltigen, Habebald, und seine Geliebte, die Marktentenderin Eilebeute, sind als die ersten in das Zelt eingedrungen. Sie greift nach bunten Kleidern und Decken, er nach schönen Waffen; dann finden sie eine schwere Kiste mit Goldstücken gefüllt, aber sie ist zu schwer, und als Eilebeute das Gold in ihre Schürze rafft, zerreißt diese unter dem Gewicht. Die kaiserlichen Trabanten tun der Plünderung Einhalt; noch ist ihnen ganz unheimlich zu Mute von der seltsamen Schlacht; sie sagen sich, daß es dabei nicht mit rechten Dingen zugegangen sei.

Endlich erscheint der siegreiche Kaiser selbst, begleitet von vier Fürsten. Er hat nichts gelernt und nichts vergessen, er ist noch ganz der alte; weil die Gefahr so glücklich vorübergegangen ist, beginnt er sofort in der alten Weise weiterzuwirtschaften. Zunächst überredet er sich, er und sein General hätten die Schlacht eigentlich selber gewonnen, höchstens daß ein paar glückliche Zufälle, wie sie bei jedem Siege vorkämen, sich ihnen nütz-

lich erwiesen hätten. Die Reden des Kaisers und seiner Fürsten sind, der kaiserlichen Restaurationspolitik entsprechend, in Alexandrinern geschrieben, in dem Versmaß der überlebten deutschen Poesie.

Es sei nun, wie ihm sei! uns ist die Schlacht gewonnen,
Des Feinds zerstreute Flucht im flachen Feld zerronnen.
Von allen Seiten her kommt frohe Botschaft an,
Beruhigt sei das Reich, uns freudig zugetan.
Hat sich in unsern Kampf auch Gaukelei geflochten,
Am Ende haben wir uns nur allein gefochten.
Zufälle kommen ja den Streitenden zugut:
Vom Himmel fällt ein Stein, dem Feinde regnet's Blut,
Aus Felsenhöhlen tönt's von mächtigen Wunderklängen,
Die unsre Brust erhöhn, des Feindes Brust verengen.
Der überwundene fiel, zu stets erneutem Spott,
Der Sieger, wie er prangt, preist den gewognen Gott,
Und alles stimmt mit ein, er braucht nicht zu befehlen,
Herr Gott, dich loben wir! aus Millionen Kehlen.

Und nun überredet sich der Kaiser auch, daß er ein trefflicher Herrscher sei. In der Jugend habe er zwar seine Zeit vergeudet, aber die Jahre hätten ihn die Bedeutung des Augenblicks verstehen gelehrt.

Jedoch zum höchsten Preis wend' ich den frommen Blick,
Das selten sonst geschah, zur eignen Brust zurück.
Ein junger muntreter Fürst mag seinen Tag vergeuden,
Die Jahre lehren ihn des Augenblicks Bedeuten.
Deshalb denn ungefümt verbind' ich mich sogleich
Mit euch vier Würdigen für Haus und Hof und Reich.

Dem General, der ihm im entscheidenden Augenblick der Schlacht bekannt hat, daß er ratlos sei, und ihm den Feldherrnstab zurückgegeben hat, spendet er das höchste Lob für seine vorzügliche Strategie und Taktik und verleiht ihm einen neuen Titel.

Dein war, o Fürst! des Heers geordnet kluge Schichtung,
Sodann im Hauptmoment heroisch kühne Richtung;
Im Frieden wirke nun, wie es die Zeit begehrt,
Erzmarshall nenn' ich dich, verleihe dir das Schwert.

Und der neue Marshall zeigt sich wo möglich noch
schwachsinniger als Serenissimus: Wenn dein Heer die
Grenzen deines Reiches verteidigt, dann will ich es führen?
o nein! dann will ich dir bei festlichen Anlässen das
Mahl rüsten und dir das Schwert vorantragen.

Dein treues Heer, bis jetzt im Inneren beschäftigt,
Wenn's an der Grenze dich und deinen Thron bekräftigt,
Dann sei es uns vergönnt, bei Festesdrang im Saal
Geräumiger Väterburg zu rüsten dir das Mahl.
Blank trag' ich's dir dann vor, blank halt' ich dir's zur Seite,
Der höchsten Majestät zu ewigem Geleite.

Den zweiten seiner Fürsten ernennt der Kaiser zum
Erzkämmerer; er soll dem Streit, der am Hofe so leicht
ausbricht, ein Ende machen und zeigen, wie man es
allen Leuten recht machen kann.

Dein Beispiel sei fortan in Ehren aufgestellt,
Wie man dem Herrn, dem Hof und allen wohlgefällt.

Er will das treulich besorgen, will niemand weh tun:
Des Herren großen Sinn zu fördern bringt zu Gnaden:
Den Besten hilfreich sein, den Schlechten selbst nicht schaden.

Auch der dritte empfängt eine neue Würde:
Dich wähl' ich zum Erztruchseß. Also sei fortan
Dir Jagd, Geflügelhof und Vorwerk untertan;
Der Lieblingsspeise Wahl laß mir zu allen Zeiten,
Wie sie der Monat bringt, und sorgsam zubereiten!

Der Truchseß verspricht, alles aufzuwenden, das
Ferne herbeizuschaffen, und, was die Jahreszeit bringt,
so früh als möglich auf den Tisch des Kaisers zu setzen.

Wie ernst es ihm damit ist, zeigt er dadurch, daß er hinzufügt: Ich weiß, du siehst nur auf's Einfache und Kräftige; so wird er immer eine Entschuldigung haben, wenn er sein Amt lässig versieht.

Streng fasten sei für mich die angenehmste Pflicht,
Bis, vor dich hingestellt, dich freut ein Wohlgericht.
Der Küche Dienerschaft soll sich mit mir verein'gen,
Das Ferne beizuziehn, die Jahreszeit zu beschleun'gen.
Dich reizt nicht fern und früh, womit die Tafel prangt,
Einfach und kräftig ist's, wonach dein Sinn verlangt.

Und nun der vierte, der jüngste:

Weil unausweichlich hier sich's nur von Festen handelt,
So sei mir, junger Held, zum Schenken umgewandelt.
Erzschenke, Sorge nun, daß unsre Kellerei
Aufs reichlichste versorgt mit gutem Weine sei!
Du selbst sei mäßig, laß nicht über Heiterkeiten
Durch der Gelegenheit Verlocken dich verleiten!

Er erwidert:

Mein Fürst, die Jugend selbst, wenn man ihr nur vertraut,
Steht, eh man sich's versieht, zu Männern auferbaut.

Er verspricht dem Kaiser ein wunderbares venedianisches Glas, das den Geschmack des Weins verstärkt, aber ihm die berauschte Kraft nimmt. Und dann schmeichelt er dem als Schwelger bekannten Kaiser:

Auf solchen Wunderschatz vertraut man oft zu sehr;
Doch deine Mäßigkeit, du Höchster, schützt noch mehr.

Der Kaiser will die neue Hofordnung sofort urkundlich bestätigen. Zum Glück kommt gerade der Erzbischof und Kanzler daher, der die Sache besorgen kann. Nachdem er für den Hof gesorgt hat, will der Kaiser auch für das Reich sorgen, und er fängt dies höchst zweckmäßig

damit an, daß er den vier weltlichen und dem geistlichen Fürsten die Macht bedeutend vermehrt; er schenkt ihnen die Länder der besiegten Auführer, erteilt ihnen das Recht, ihre Länder nach Gelegenheit zu erweitern, ferner die unumschränkte Landeshoheit; niemand soll von ihnen an den Kaiser appellieren können. So viel Güte macht die Herren sprachlos. Nur der Erzkanzler findet Worte:

Im Namen aller sei dir tiefster Dank gebracht,
Du machst u n s stark und fest und stärktest d e i n e Macht.

Der Kaiser kann sich nicht genug tun: er ernennt die Fürse auch noch zu Kurfürsten, die den künftigen Kaiser wählen sollen. Und auch das genügt ihm nicht. Er erklärt, daß das Reich eines jeden von ihnen unteilbar sein und sich vom Vater auf den Sohn vererben soll. Um den Hohn voll zu machen läßt der Dichter den Kaiser diese Bestimmung nicht als ein Recht der Fürsten aussprechen, sondern als eine Bedingung, an die die vorher verliehenen Rechte geknüpft seien:

Zwar habt ihr den Besitz als Herren völlig frei,
Mit dem Beding jedoch, daß er unteilbar sei.
Und wie ihr auch vermehrt, was ihr von uns empfangen,
Es soll's der älteste Sohn in gleichem Maß erlangen.

Wir verstehen, daß die humorvolle Szene, die an den Erlaß der Goldenen Bulle durch Kaiser Karl IV. erinnert, ein Spott ist auf das heilige Römische Reich deutscher Nation. Aber sie ist noch mehr als das; der Dichter hat ohne Zweifel auch an die Restaurationspolitik der deutschen Fürsten nach den Befreiungskriegen gedacht, die auch im Takte des Alexandriners marschierte.

Das Beste kommt noch. Der Kanzler bleibt zurück, als die Herren weggegangen sind, um nicht als Kanzler, sondern als Bischof, als Seelsorger zu seinem Herrn zu sprechen. Mit bitterm Schmerz, sagt er, habe er wahrgenommen, daß das hochheilige Haupt des Kaisers mit Satanas im Bunde stehe. Der Papst zürne sehr, daß er einst jenen zum Feuertode verurteilten Nekromanten begnadigt habe; er möge darum an seine Brust schlagen und den Hügel, auf dem während der Schlacht sein Zelt gestanden, und auf dem er dem Lügenfürsten sein Ohr geliehen habe, samt dem anstoßenden Berg und Wald, dem Thal mit seinen Wiesen und fischreichen Seen der Kirche schenken. Der Kaiser willigt ein:

Durch meinen schweren Fehl bin ich so tief erschreckt,
Die Grenze sei von dir nach eignem Maß gesteckt.

Der Erzbischof erklärt, er wolle dort zum Heil des Kaisers eine stattliche Bußkirche erbauen lassen, um den durch Zauberwerk entweihten Platz zu entsühnen. Der Kaiser billigt diesen Gedanken. Schon ist der Bischof im Begriff zu gehen, da kehrt er an der Thür des Zeltes noch einmal um: da der Unterhalt und die Verwaltung der Kirche schwere Kosten verursache, wolle doch der Kaiser aus dem Beuteschatz einiges Gold für den Bau spenden, auch Holz, Kalk, Schiefer und dergleichen; die Fuhren könne das Volk leisten, das man im Predigtstuhl über seine Pflicht belehren werde. Dem Kaiser will es endlich doch des Guten zu viel werden; nur seufzend willigt er auch in diese Forderung:

Die Sünd' ist groß und schwer, womit ich mich beladen;
Das leidige Zauberfolk bringt mich in harten Schaden.

Nun geht der Bischof. Nein, er kehrt noch einmal um. Es ist ihm eingefallen, daß der Kaiser dem Faust zum Dank für die geleistete Hilfe den Strand des Reiches verliehen hat.

Verzeih, o Herr! Es ward dem sehr verrufenen Mann
Des Reiches Strand verliehn; doch diesen trifft der Bann,
Verleihtst du reuig nicht der hohen Kirchenstelle
Auch dort den Zehnten, Zins und Gaben und Gefälle.

Nun wird's dem Kaiser doch zu bunt. Verdrießlich erwidert er:

Das Land ist noch nicht da, im Meere liegt es breit.

Der Erzbischof darauf:

Wer's Recht hat und Geduld, für den kommt auch die Zeit.
Für uns mög' Euer Wort in seinen Kräften bleiben.

Damit geht er ab, der Kaiser aber spricht zu sich selber:

So könnt' ich wohl zunächst das ganze Reich verzeichnen.

Das ist echt Goethescher Humor. Nur eines fällt uns bei dieser Schlußzene auf: Der Dichter hat unterlassen, das auszuführen, worauf der ganze vierte Akt abzielt: Die Belehnung Fausts mit dem Strand. Nur sehr beiläufig ist die Sache in der Rede des Erzbischofs erwähnt worden.

Sie werden mir wahrscheinlich sagen: Was hat überhaupt dieser ganze Akt mit Faust und seiner Entwicklung zu tun? Es sind ja freilich ganz hübsche Sachen, die der Dichter uns vor Augen führt: der Krieg gegen die

Rebellen wie die wunderliche Neuordnung des Hofes und Staates; das ist geistreich, witzig, humoristisch, zum Teil sogar poetisch, aber gehört es in den Faust hinein? Welchen Aufwand hat der Dichter gemacht nur zu dem Zwecke, die Belehnung Fausts mit dem Strande zu bewirken! Ist nicht der Umstand, daß er diese Belehnung schließlich nur beiläufig erwähnt, der Beweis dafür, daß er von seinem Thema ganz abgekommen ist?

Und dann der Eingang des Akts — wie seltsam! Faust scheidet sich plötzlich von Helena getrennt, er hat überdies seinen Sohn verloren. Aber er setzt sich über diese furchtbare Katastrophe so leicht weg. Auf einer Wolke ist er davon geflogen, und als er aus der Wolke tritt, gedenkt er der Helena ohne jeden Schmerz, und seinen Sohn scheint er ganz vergessen zu haben. Er läßt sich in ein geologisches Gespräch mit Mephisto ein und teilt ihm dann seine Absicht mit, sich dem tätigen Leben zuzuwenden. Sie finden vielleicht auch die Wendung Fausts zum tätigen Leben nur ungenügend motiviert. Wie hängt sie denn, so höre ich fragen, mit der Helena-tragödie zusammen?

Sie haben in der That recht, wenn Sie Fausts Verhalten seltsam finden. Ein Mann, der sein heißgeliebtes Weib und seinen Sohn verloren hat, wird sich anders benehmen, als Faust sich benimmt. Hier macht sich wie an so mancher andern Stelle der Fluch des Allegorisiereus geltend. Bild und Gedanke decken einander nur unvollkommen. Helena ist eben nichts als ein Symbol, das

Symbol der klassischen Schönheit; darum kann Faust, der ebenfalls ein Symbol, der Genius der modernen Menschheit, ist, sie ohne Schmerz zum Hades zurückkehren sehen, und auch Euphorion ist ein Symbol, er bedeutet die moderne Poesie und den Lord Byron; so braucht Faust ihm auch keine Träne nachzuweinen. Es zeigt sich eben an allen Ecken und Enden, daß Allegorie und dramatische Poesie sich miteinander nicht vertragen. Für allegorische Dichtungen taugt nur die epische Form, und sie müssen sich in engen Schranken halten; sobald sie zu weit ausgedehnt werden, entstehen zwischen Bild und Gedanken Widersprüche. Rückerts Gedicht von dem Mann im Syrerland, der das Kamel am Halfterband führt, ist eine sehr hübsche Allegorie, aber ein allegorisches Drama muß sich zu einem Ungetüm auswachsen.

Was aber nun die einzelnen Teile unseres vierten Aktes betrifft, so hängen sie doch alle in irgend einer Weise mit seinen Grundgedanken und auch mit dem dritten Akt zusammen. Faust hat sich für das tätige Leben entschieden, und zwar für ruhiges, planvolles Schaffen, für den Kampf wider das sinnlos waltende Element. Diese Wendung steht mit der Helenatragödie scheinbar in gar keiner Verbindung; aber der Dichter meint doch wohl, wir sollten empfinden, daß Faust zu solcher Tätigkeit erst gelangen konnte, nachdem er aus der Antike den Sinn für Maß und Ordnung gewonnen hatte, und daß er ohne diesen Sinn leidenschaftlich und planlos wirken würde. Daß er aber das Verständnis für ruhiges, leiden-

schaftloses Wirken gewonnen hat, das hat der Dichter uns in dem geologischen Gespräch mit Mephisto zeigen wollen. Faust spricht dort die Überzeugung aus, daß Berge und Täler nicht durch gewaltjame Erdrevolutionen, sondern durch ruhige Bildung entstanden seien. Wir sollen merken: Der Mann, der einst sein Leben dem Wassersturz verglich, welcher blind dem Abgrund zuwüthet, hat maßvolles, zielbewußtes Wirken gelernt in der Hingabe an die antike Kunst. Aber auch dabei hat der Dichter einen Zweck, daß er, ehe er uns Faust in seiner Tätigkeit zeigt, den Krieg und die sinnlose Wirtschaft am Kaiserhofe vorführt. Es soll das ein Gegenbild sein zu dem überlegten, zweckvollen Schaffen Fausts. Hier eine Tätigkeit, die der Welt zum Segen wird, dort Rauben, Zerstören und eine Regierungskunst, die alles zugrunde richtet, weil sie nichts von dem besitzt, was Faust auf seinem Entwicklungsgang gelernt hat. Hier das gesunde, frische Leben eines neuen Zeitalters, das sich in dem ewigen Quell der Antike verjüngt hat, dort der Feudalismus des Mittelalters, der sich selbst zerstört, weil er den Zusammenhang mit der Antike verloren hat. Das allerdings wird sich nicht leugnen lassen: Man muß nach diesen Zusammenhängen suchen, sie springen uns nicht von selbst ins Auge. Und es sind diese Bilder in einer Breite ausgeführt, der ihre Bedeutung nicht entspricht. Statt uns den Grundgedanken des Dichters zu verdeutlichen, lassen sie ihn uns vergessen. Goethe hat seinen Faust einmal einer Schwammfamilie verglichen; er wollte damit sagen, daß

die einzelnen Szenen wohl in Zusammenhang und Verwandtschaft miteinander stehen, aber keinen einheitlichen Organismus bilden, dessen Glieder alle im richtigen, dienenden Verhältnis zum Grundgedanken stehen. Dieses Bild trifft im zweiten Teil nur zu sehr zu. Aber trösten wir uns! Im fünften Akt wird der Grundgedanke der Dichtung wieder deutlicher zutage treten.



Vierzehnter Vortrag.

Fausts Tod und Verklärung.

Meine Zuhörer!

Wir stehen vor dem Schlußakt unserer Dichtung. Ehe wir den Gang durch diesen Akt antreten, lassen Sie mich noch einmal erinnern an den Inhalt des vierten Akts. Faust hat von Bergeshöhe aus die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit geschaut. Der Versucher ist zu ihm getreten, um ihn zu einem Leben des Genusses zu verlocken. Er hat ihn abgewiesen: „Schlecht und modern!“ und hat später das treffliche Wort gesprochen: „Genießen macht gemein.“ Nach anderm steht sein Sinn; er will dem wüsten Meere Land abringen, das eine Wohnstätte für Menschen werden kann. Mephisto ist bereitwillig auf seinen Gedanken eingegangen. Er hat dem von Rebellen bedrängten Kaiser eine Schlacht gewinnen helfen, und zum Lohn dafür erhält Faust den Strand des

Reiches zu Lehen. Während der siegreiche Kaiser in der alten unersprießlichen Weise weiterwirtschaftet, beginnt Faust mit Mephistos Hilfe das Werk, das er sich vorgenommen hat. Zwischen dem vierten und dem fünften Akt liegen lange Jahre. Während dieser Zeit hat Faust unermüdllich gearbeitet, er hat Dämme längs des Strandes errichtet und durch sie das Meer weit zurückgedrängt, er hat Häfen angelegt und Schiffe ausgesandt, um die Erzeugnisse fremder Zonen herzuführen. Eine Stadt ist auf dem neuen Lande entstanden, Faust hat sich einen Palast in einem weiten Garten gebaut. Das ungeheure Werk geht seiner Vollendung entgegen; nächstens wird die Besiedlung der neugewonnenen weiten Landstrecken beginnen können. Aber über dem Werke ist Faust alt geworden; hundert Jahre alt, hat Goethe einmal zu Eckermann gesagt, müßten wir ihn uns im fünften Akte denken.

Die zweite Hälfte des Schlußaktes stammt teilweise noch aus guter Zeit, wahrscheinlich aus den fünfziger Jahren des Dichters; die erste Hälfte war ebenfalls schon früh entworfen, aber nicht ausgeführt. Sie ist das Letzte, was Goethe am Faust geschrieben hat; sie stammt aus den Sommermonaten des Jahres 1831.

Betrachten wir die einzelnen Szenen. Am alten Meeresstrande haben auf einem Dünenhügel eine Hütte und eine Kapelle im Schatten zweier mächtiger Linden gestanden. Dort haben, als Faust sein Werk begann, zwei alte Leute gewohnt, Philemon und Baucis. Der Dichter hat ihnen die Namen jener beiden Alten ge-

geben, die uns aus der antiken Sage bekannt sind. Als einst Jupiter und Merkur in Menschengestalt Phrygien durchwanderten, suchten sie in einer Stadt ein Obdach, allein sie wurden überall abgewiesen; nur ein altes, frommes Paar, Philemon und Baucis, das vor der Stadt wohnte, gab ihnen willig Herberge. Als die Götter dann die Stadt zur Strafe in einem See versinken ließen, verwandelten sie die Hütte der beiden Alten in einen Tempel und bestellten sie zu seinen Hütern. Goethe hat seinem greisen Ehepaar die Namen dieses bekannten Paares geliehen, um damit seinen Charakter anzudeuten. Es sind stillzufriedene, fromme Leute. Sie haben es sich einst zur Aufgabe gemacht, den Schiffern durch das Läuten der Glocke den Weg zu weisen und Schiffbrüchigen Beistand zu leisten. Durch Fausts Werk ist das Meer weit hinausgedrängt worden, aber nach wie vor läuten sie fromm ihre Glocke. Soeben kommt ein Wanderer des Weges, den sie vor Jahren aus dem Schiffbruch gerettet und beherbergt haben. Er begrüßt das greise Paar, er will hinaussehauen auf das Meer, dem sie ihn einst entrißen haben, aber mit Staunen erkennt er, daß es verschwunden ist. Die Alten erzählen ihm, wie einst kluge Herren mit kühnen Knechten gekommen seien, wie sie das Meer verdrängt und eingedämmt, erst Zelte und Hütten, dann einen Palast, Gärten, Wiesen und Dörfer angelegt hätten. Baucis weiß zu berichten, daß es dabei nicht mit rechten Dingen zugegangen sei. Vergeblich hätten die Knechte am Tage gearbeitet, aber in der Nacht

habe man geheimnißvolle Flämmchen schwärmen sehen, Menschenopfer seien dargebracht worden, Feuerströme seien dem Meere zugeflossen. Philemon widerspricht zwar diesen Reden seiner Gattin, aber wir haben uns doch wohl zu denken, daß bei dem großen Werke Magie im Spiele war. Baucis erzählt weiter, daß den gottlosen, stolzen Fremdling nach ihrer Hütte und ihrem Hain gelüfte, sie aber ihr Gut nicht hergeben wollten, obwohl der Fremdling ihnen ein schönes Gut in dem neuen Lande angeboten habe.

Die nächste Szene führt uns zu Fausts Palast. Faust wandelt im Garten in unmutiger Stimmung, obwohl der Türmer soeben verkündet, daß ein prächtiger, großer Kahn mit den Erzeugnissen fremder Weltgegenden auf dem Kanale, der am Palast vorüberführt, angefahren komme. Auf der Düne beginnt das Glöckchen der beiden Alten zu läuten. Da fährt Faust auf:

Verdammtes Läuten! Allzu schändlich
Verwundet's, wie ein tückischer Schuß;
Vor Augen ist mein Reich unendlich,
Im Rücken neckt mich der Verdruß,
Erinnert mich durch neidische Laute:
Mein Hochbesitz, er ist nicht rein,
Der Lindenraum, die braune Baute,
Das morsche Kirchlein ist nicht mein.
Und wünscht' ich, dort mich zu erholen,
Vor fremden Schatten schaudert mir,
Ist Dorn den Augen, Dorn den Sohlen;
O wär' ich weit hinweg von hier!

Der Kahn legt an, Mephisto steigt aus, gefolgt von den drei Gewaltigen, und meldet, was sie auf dem Meere vollbracht haben.

So haben wir uns wohl erprobt,
Bergnügt, wenn der Patron es lobt.
Nur mit zwei Schiffen ging es fort,
Mit zwanzig sind wir nun im Port.
Was große Dinge wir getan,
Das sieht man unsrer Ladung an.
Das freie Meer befreit den Geist,
Wer weiß da, was Besinnen heißt!
Da fördert nur ein rascher Griff,
Man fängt den Fisch, man fängt ein Schiff,
Und ist man erst der Herr zu drei,
Dann hakelt man das vierte bei;
Da geht es denn dem fünften schlecht;
Man hat Gewalt, so hat man Recht.
Man fragt uns Was und nicht uns Wie.
Ich müßte keine Schifffahrt kennen:
Krieg, Handel und Piraterie,
Dreieinig sind sie, nicht zu trennen.

Die Schiffer finden kalten Empfang. Faust denkt nur an den ärgerlichen Eigensinn der beiden Alten, die ihm ihr Gütchen nicht hergeben wollen. Er klagt Mephisto sein Leid:

Dir Vielgewandten muß ich's sagen,
Mir gibt's im Herzen Stich um Stich,
Mir ist's unmöglich zu ertragen.
Und wie ich's sage, schäm' ich mich.
Die Alten droben sollten weichen,
Die Linden wünscht' ich mir zum Sitz,
Die wenigen Bäume, nicht mein eigen,
Verderben mir den Weltbesitz.
Dort wollt' ich, weit umher zu schauen,
Von Ast zu Ast Gerüste bauen,
Dem Blick eröffnen weite Bahn,
Zu sehn, was alles ich getan,
Zu überschauen mit e i n e m Blick
Des Menschengeißtes Meisterstück,
Betätigend mit klugem Sinn

Der Völker breiten Wohngewinn.
So sind am härtesten wir gequält:
Im Reichthum fühlend, was uns fehlt.
Des Glöckchens Klang, der Linden Duft
Umfaßt mich wie in Kirch' und Gruft.
Des Allgewaltigen Willenskür
Bricht sich an diesem Sande hier.
Wie schaff' ich mir es vom Gemüte?
Das Glöcklein läutet, und ich wüte.

Mephisto findet das begreiflich:

Jedem edlen Ohr
Kommt das Gesingel widrig vor.

Faust beauftragt ihn, die Alten aus ihrer Hütte weg nach dem neuen Gut zu schaffen, und Mephisto willigt gern ein; denn er muß an die alte Geschichte denken vom Könige Ahab und seinem Weibe Isebel, die den Naboth umbrachten, um sich seines Weinbergs zu bemächtigen. Solche Gewalttat ist ganz nach seinem Sinn.

Die folgende Szene spielt in tiefer Nacht. Der Türmer läßt von der Schloßwarte frohen Gesang erschallen: „Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt“ kennt er die Habgier nicht, die seinen Herrn quält; er läßt sich am Betrachten des Schönen genügen:

Ich blick' in die Ferne,
Ich seh' in der Näh
Den Mond und die Sterne,
Den Wald und das Reh.
So seh' ich in allen
Die ewige Bier,
Und wie mir's gefallen,
Gefall' ich auch mir.

Da sieht er plötzlich aus der Hütte der Alten auf dem Dünenhügel eine lodernde Flamme aufsteigen, er

sieht, wie der Dachstuhl vom Feuer ergriffen wird, wie auch die alten Linden zu brennen anfangen, und er jammert um das Schicksal der guten Alten, die sonst mit dem Feuer so sorglich umgegangen sind. Faust erscheint auf dem Balkon seines Palastes; er sagt sich, daß Mephisto und die Gewaltigen dieses Unheil angerichtet haben. Die schönen Linden reuen ihn; hat er doch in ihren Ästen nach der Weise der alten Zeit ein Gerüste bauen wollen, von dem aus er sein Werk hätte überschauen können. Aber er tröstet sich, ein Luginsland, der die Linden ersetze, sei bald errichtet; von ihm aus werde er auch die neue Wohnung der beiden Alten sehen, wo sie den Rest ihrer Tage froh genießen würden. Wir merken, er ist sich seines Unrechts bewußt und sucht es sich auszureden. Aber schon erscheinen unten im Garten Mephisto und seine Helfershelfer und melden, daß die Sache nicht gut abgelaufen sei. Sie hätten vergeblich an die Thür der Hütte geklopft, hätten sie deshalb eingeschlagen und das Paar herausgeholt, aber vor Schrecken seien die beiden Alten entseelt hingefallen. Ein Fremder habe sich zur Wehre gesetzt; sie hätten ihn endlich zu Boden gestreckt, aber bei dem wilden Kampfe seien Kohlen in das Stroh gefallen und die Hütte in Brand geraten. Faust flucht dem unbesonnenen wilden Streich; er habe Tausch, nicht Raub gewollt. Aber die Mörder machen sich wenig daraus: Wer der Gewalt sich widersetzt, der muß die Folgen tragen.

Der Dichter will durch diese Szenen uns ohne Zweifel

zum Bewußtsein bringen, daß nicht nur das Genußleben, sondern auch die Hingabe an eine große, heilbringende Tätigkeit den Menschen in Versuchung und Schuld führt. Einmal hat Faust nicht hindern können, daß die von ihm ausgesandten Seeleute statt Handels-Seeraub getrieben haben, sodann aber ist in ihm selbst während seiner Tätigkeit die Habgier erwacht, und sie hat ihn zu der Gewalttat an den harmlosen Alten verleitet. War es auch nicht seine Absicht, sie umzubringen, so muß er sich doch sagen, daß er an ihrem Tode schuld sei, weil ein unrechter Schritt gewöhnlich weiterführe, als man gewollt habe.

Die nun folgende Szene bietet im einzelnen Schwierigkeiten. Wir werden sie etwas genauer betrachten müssen.

Es ist Mitternacht. Faust ist, von innerer Unruhe getrieben, wieder auf den Balkon seines Palastes hinausgetreten. Vergeblich sucht sein Auge die Sterne. Er muß nach der Brandstätte hinschauen, wo das Feuer im Erlöschen begriffen ist. Ein Windstoß weht Rauch und Dunst zum Palaste herüber, und im Rauche schweben vier gespenstige Weiber heran. Faust weicht vor ihnen in den Saal zurück und schließt die Balkontür.

Ich heiße der Mangel. Ich heiße die Schuld.

Ich heiße die Sorge. Ich heiße die Not.

In diesen Worten geben sich die vier grauen Weiber zu erkennen.

Die Tür ist verschlossen, wir können nicht ein;
Drin wohnet ein Reicher, wir mögen nicht 'nein.

„Da werd' ich zum Schatten“, spricht der Mangel;
„da werd' ich zu nicht“, die Schuld. „Man wendet von
mir das verwöhnte Gesicht“, spricht die Not. Aber die
Sorge:

Ihr Schwestern, ihr könnt nicht und dürft nicht hinein;
Die Sorge, sie schleicht sich durchs Schlüffeloch ein.

Während die Sorge hineinschlüpft, ziehen die drei
andern von hinnen. Sie singen:

Es ziehen die Wolken, es schwinden die Sterne;
Dahinten, dahinten, von ferne, von ferne,
Da kommt er, der Bruder, da kommt er, der — — — Tod.

Was ist die Bedeutung dieser Szene? Man hat gemeint, die vier Weiber seien die Rächerinnen des Frevels, die Cumeniden. Aber daß sie das nicht sind, zeigen uns schon ihre Namen: Mangel, Schuld, Not und Sorge. Es sind die großen Übel, die der Menschheit das Leben schwer machen. Warum aber kommen sie auf dem Rauch der Brandstätte zu Faust geflogen? Darauf würde der Dichter uns die Antwort wohl schuldig bleiben; höchstens könnte er etwa sagen, daß, wenn eine unrechte Tat uns bedrücke, die Erinnerung an alles andere, was uns zuwider ist, in uns aufwache. Mangel und Not haben über Faust keine Macht; denn er ist reich; aber auch die Schuld kann ihm nichts anhaben. Ist das richtig? Man hat gemeint, er denke bei der Schuld nicht an die sittliche Schuld, sondern an die Schulden, vor denen der Reiche natürlich sicher ist. Aber so hat es Goethe schwerlich gemeint; er will doch wohl sagen, daß ein Reicher, wie Faust es ist, ein Reicher im tiefsten Sinne des Wortes,

auch mit der Schuld fertig werde. Wir erinnern uns, wie Faust auch über die an Gretchen begangene Schuld weggekommen ist. Am schwersten ist's, die Sorge zu überwinden; sie quält auch den Reichen; darum läßt der Dichter sie durchs Schlüsselloch hereinschlüpfen. Aber auch sie vermag Faust, wie wir sofort sehen werden, zwar noch äußerlich zu verletzen, aber nicht innerlich zu überwältigen. Hören wir sein Selbstgespräch und dann sein Zwiegespräch mit der Sorge.

Bier sah ich kommen, drei nur gehn;
Den Sinn der Rede konnt' ich nicht verstehn.
Es klang so nach, als hieß' es — Not;
Ein düstres Reimwort folgte — Tod.
Es tönte hohl, gespensterhaft gedämpft.

Das Gefühl, von gespenstischen Mächten umgeben zu sein, beunruhigt Faust. Darum fährt er fort:

Noch hab' ich mich ins Freie nicht gekämpft.
Könnst' ich Magie von meinem Pfad entfernen,
Die Zauberprüche ganz und gar verlernen,
Stünd' ich, Natur, vor dir ein Mann allein,
Da wär's der Mühe wert, ein Mensch zu sein.

Er erinnert sich der Zeit, wo er sich noch nicht mit Magie zu schaffen machte. Damals, als er noch nicht den Fluch ausgesprochen hatte über alle Mächte des Lebens, über Hoffnung, Glauben, Liebe, Geduld, damals, als er noch nicht den Bund mit Mephisto geschlossen hatte, da war er ein Mensch. Aber jetzt ist ihm das Zauberwesen über den Kopf gewachsen; jetzt fühlt er sich beunruhigt durch seltsame Träume, durch Vorzeichen und Erscheinungen, die sich nicht greifen und halten lassen. Ein Mensch —

Das war ich sonst, eh ich's im Düstern suchte,
Mit Frevelwort mich und die Welt verfluchte.
Nun ist die Luft von solchem Spuk so voll,
Daß niemand weiß, wie er ihn meiden soll.
Wenn auch ein Tag uns klar vernünftig lacht,
In Traumgespinnst verwickelt uns die Nacht;
Wir kehren froh von junger Flur zurück,
Ein Vogel krächzt; was krächzt er? Mißgeschick.
Von Aberglauben früh und spät umgarnt —
Es eignet sich, es zeigt sich an, es warnt —
Und so verschüchtert stehen wir allein;
Die Pforte knarrt, und niemand kommt herein.

Auch jetzt spürt er, daß eine unheimliche Macht ihm nahe ist, und das beunruhigt ihn. Biere hat er kommen, dreie nur gehen sehen. Darum tut er die Frage: „Ist jemand hier?“ Er erhält die Antwort: „Die Frage fordert ja!“ — „Und du, wer bist denn du?“ — „Bin einmal da.“ — „Entferne dich!“ — „Ich bin am rechten Ort.“ Faust ergrimmt. Er könnte durch Zauberkraft den Dämon bannen. Aber er hat ja den Vorsatz gefaßt, sich von der Magie zu befreien; darum spricht er zu sich selbst: „Nimm dich in acht und sprich kein Zauberwort!“ Nun schildert die Sorge ihr Wesen:

Würde mich kein Ohr vernehmen,
Müßt' es doch im Herzen dröhnen;
In verwandelter Gestalt
Üb' ich grimmige Gewalt.
Auf den Pfaden, auf der Welle,
Ewig ängstlicher Gefelle;
Stets gefunden, nie gesucht,
So geschmeichelt wie verflucht.
Hast du die Sorge nie gekannt?

Faust beantwortet die Frage, indem er sein Wesen

und Leben schildert. Er hat einst jedem Gelüste nachgejagt und ist in wilder Leidenschaft durchs Leben gestürmt; später ist er weise und bedächtig geworden. Aber zu keiner Zeit hat er sich die Gegenwart durch die Sorge um die Zukunft verderben lassen, weder durch die Sorge um seine Zukunft auf Erden, noch durch die um die zukünftige Welt; er ist Schritt für Schritt weitergegangen, hat Glück und Qual genommen, wie sie kamen, und nie hat er Halt gemacht, nie von dem, was der Augenblick bot, sich befriedigen lassen. Ich muß die Stelle lesen; denn sie schildert nicht bloß Fausts, sondern auch Goethes Wesen.

Ich bin nur durch die Welt gerannt;
 Ein jed Gelüst ergriff ich bei den Haaren,
 Was nicht genügte, ließ ich fahren,
 Was mir entwischte, ließ ich ziehn.
 Ich habe nur begehrt und nur vollbracht
 Und abermals gewünscht und so mit Macht
 Mein Leben durchgestürmt; erst groß und mächtig,
 Nun aber geht es weise, geht bedächtig.
 Der Erdenkreis ist mir genug bekannt.
 Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
 Tor, wer dorthin die Augen blinzend richtet,
 Sich über Wolken seinesgleichen dichtet!
 Er stehe fest und sehe hier sich um;
 Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.
 Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen!
 Was er erkennt, läßt sich ergreifen.
 Er wandle so den Erdentag entlang;
 Wenn Geister spuken, geh' er seinen Gang:
 Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück,
 Er, unbefriedigt jeden Augenblick!

Hier haben wir Goethes Lebensauffassung: Nicht sich verlieren an eitle Genüsse, nicht Staub fressen, aber

auch nicht Erde und Himmel überfliegen wollen, sondern auf Erden wirken, was auch das Leben bringen mag. Es hat keinen Zweck, in die Ewigkeit zu schweifen. Goethe leugnet zwar die zukünftige Welt nicht; immer wieder hat er erklärt, daß er an ein zukünftiges Leben glaube, aber er meint, man dürfe über dieses künftige Leben nicht phantasieren, solange man hier sei; nicht den Versuch machen, es sich auszumalen, wie viele seiner Zeitgenossen, Jung-Stilling und andere, wollten. So sagt er einmal zu Eckermann: „Ich möchte keineswegs das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben, ja ich möchte sagen, daß alle diejenigen auch für dieses Leben tot sind, die kein anderes hoffen; allein solche unbegreiflichen Dinge liegen zu fern, um ein Gegenstand täglicher Betrachtung und gedankenstörender Spekulation zu sein. Die Beschäftigung mit Unsterblichkeitsideen ist für vornehme Stände und besonders für Frauenzimmer, die nichts zu tun haben. Ein tüchtiger Mensch aber, der schon hier etwas Ordentliches zu sein gedenkt, und der daher täglich zu streben, zu kämpfen und zu wirken hat, läßt die künftige Welt auf sich beruhen und ist tätig und nützlich in dieser.“

„Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm“, hat Faust gesagt. An diesen Gedanken knüpft die Sorge an, indem sie weiter ihr Wesen und Wirken schildert.

Wenn ich einmal mir besitze,
Dem ist alle Welt nichts nütze:
Ewiges Düstre steigt herunter,
Sonne geht nicht auf noch unter;

Bei vollkommenen äußern Sinnen
Wohnen Finsternisse drinnen,
Und er weiß von allen Schätzen
Sich nicht in Besitz zu setzen.
Glück und Unglück wird zur Grille,
Er verhungert in der Fülle;
Sei es Wonne, sei es Plage,
Schiebt er's zu dem andern Tage,
Ist der Zukunft nur gewärtig,
Und so wird er niemals fertig.

Einst, in der Stunde der Verzweiflung, hat Faust ähnlich von der Macht der Sorge gesprochen, aber er hat sie überwinden gelernt. „Hör auf! so kommst du mir nicht bei!“ erwidert er, „ich mag nicht solchen Unsinn hören.“ Aber noch einmal hebt die Sorge an, bis Faust ihr endlich zuruft:

Unselige Gespenster! so behandelt ihr
Das menschliche Geschlecht zu tausendmalen;
Gleichgültige Tage selbst verwandelt ihr
In garstigen Wirrwarr nehmstrickter Qualen.
Dämonen, weiß ich, wird man schwerlich los,
Das geistig-strenge Band ist nicht zu trennen;
Doch deine Macht, o Sorge, schleichend groß,
Ich werde sie nicht anerkennen.

Mit Verwünschung wendet sich die Sorge von ihm, aber ehe sie geht, haucht sie ihn an, so daß er erblindet. Warum gerade die Sorge ihn des Augenlichts beraubt, darüber habe ich noch nirgends etwas Überzeugendes gelesen; auch ich weiß dafür keine Erklärung. Genug, Faust fühlt, daß es um ihn her Nacht wird, aber das hindert ihn nicht, sein Werk mit neuem Eifer anzugreifen. Er ruft seine Knechte zur Arbeit.

Die Nacht scheint tiefer tief hereinzudringen,
Allein im Innern leuchtet helles Licht;
Was ich gedacht, ich eil', es zu vollbringen;
Des Herren Wort, es gibt allein Gemicht.
Vom Lager auf, ihr Knechte! Mann für Mann!
Laßt glücklich schauen, was ich kühn erfann!
Ergreift das Werkzeug, Schaufel rührt und Spaten!
Das Abgesteckte muß sogleich geraten.
Auf strenges Ordnen, raschen Fleiß
Erfolgt der aller schönste Preis;
Daß sich das größte Werk vollende,
Genügt ein Geist für tausend Hände.

Schon in den frühern Akten haben wir Faust von Mephisto immer unabhängiger werden sehen. Mephisto ist immer mehr sein Diener geworden, der ihm auf Wege folgen muß, welche seinem Sinn wenig entsprechen. Vergeblich hat er ihn zu Genuß- und Ruhmsucht verleiten wollen. Nun hat sich Faust von der Magie völlig freigemacht; ohne ihre Hilfe hat er die Sorge überwunden. Hat sie ihn auch durch seine Erblindung fühlen lassen, daß sie ihm gegenüber nicht machtlos ist, so hat sie doch sein Werk nicht zu hemmen vermocht. Diese Szene stammt im wesentlichen sicher aus früherer Zeit; die Sprache ist von einer Kraft, die den vorhergehenden Szenen fremd ist, sie erinnert an die des ersten Theils, besonders gilt das von der Antwort Fausts auf die Frage: „Hast du die Sorge nie gekannt?“ Einzelnes allerdings erinnert auch hier an die Sprache des Alters.

Im folgenden finden wir Frühes und Spätes gemischt. Die Szene führt uns in den Vorhof des Palastes. Noch ist es Nacht; Fackeln erhellen den Raum. Mephisto

weiß, daß Fausts Ende bevorsteht. Er hat seine Geister aufgeboden, Lemuren, Grabgespenster, die die Alten sich als schattenhafte, umirrende Wesen dachten. Mephisto will sie als Totengräber brauchen.

Herbei, herbei! Herein, herein!
Ihr schlotternden Lemuren,
Aus Bändern, Sehnen und Gebein
Geflickte Halbnaturen!

Die Lemuren haben im Hofe Meßstangen und Meßketten erblickt und meinen, es soll ihnen ein weites Land zugemessen werden; sie sind habgierig, räuberisch. Aber Mephisto belehrt sie, daß es sich um etwas sehr Einfaches handle:

Hier gilt kein künstlerisch Bemühn;
Verfahret nur nach eignen Maßen!
Der Längste lege längelang sich hin,
Ihr andern lüftet ringsumher den Rasen;
Wie man's für unsre Väter tat,
Vertieft ein längliches Quadrat!
Aus dem Palast ins enge Haus,
So dumm läuft es am Ende doch hinaus.

Unter Gesang machen sich die Grabgespenster an die Arbeit. Ihr Gesang erinnert an das Lied des Totengräbers im Hamlet. Faust tritt aus dem Palaste, blind, an den Türpfosten tastend. Er freut sich an dem Geklirr der Spaten; denn er glaubt, seine Knechte seien an der Arbeit. Er ruft den Aufseher herbei. An seiner Stelle antwortet Mephisto. Faust gebietet ihm:

Wie es auch möglich sei,
Arbeiter schaffe Meng' auf Menge,
Ermuntre durch Genuß und Strenge,

Bezahle, Locke, presse bei!
Mit jedem Tage will ich Nachricht haben,
Wie sich verlängert der unternommne Graben.

Mephisto spricht höhrend für sich:

Man spricht, wie man mir Nachricht gab,
Von keinem Graben, doch vom — Grab.

Faust ist mit einem neuen Plane beschäftigt. Ein Sumpf zieht sich längs der Dünen dahin, der durch seine Dünste das Land verpestet. Diesen Sumpf will er ableiten lassen durch einen in das Meer ausmündenden Graben. Dann ist das Werk vollendet, dann wird auf dem neuen Lande ein Volk wohnen können, das zwar nicht sicher ist, sondern immer außs neue wider die Gewalt des Meeres kämpfen muß, aber eben in dem fortwährenden Kampf seine Kraft übt und steigert.

Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
Verpestet alles schon Errungne;
Den faulen Pfuhl auch abzuziehn,
Das letzte wär das Höchsterrungne.
Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch tätig=frei zu wohnen.
Grün das Gefilde, fruchtbar; Mensch und Herde
Sogleich behaglich auf der neusten Erde,
Gleich angesiedelt an des Hügels Kraft,
Den aufgewälzt kühn=emfige Völkerfchaft.
Im Innern hier ein paradiesisch Land,
Da rase draußen Flut bis auf zum Rand,
Und wie sie nascht, gewaltsam einzuschließen,
Gemeindrang eilt, die Lücke zu verschließen.
Ja! diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,

Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aonen untergehn.
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick.

Damit hat Faust das Wort gesprochen, das seinem Erdendasein ein Ziel setzen muß gemäß dem Vertrage mit Mephisto. Einst hat Faust gesprochen:

Werd' ich zum Augenblicke sagen:
„Verweile doch, du bist so schön!“
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zugrunde gehn.

Und nun ist der Augenblick gekommen, dem Faust Dauer wünscht; der Mann, der nicht hat glauben wollen, daß die Erde irgend etwas bieten könne, was ihm des Daseins wert schiene, hat doch gefunden oder doch im Geiste gesehen, was ihm als wertvoll erscheint; es ist nicht Genuß, nicht Gewinn, nicht Ruhm, sondern ein tätig freies Leben auf freiem Grund unter freiem Volke, ein Leben und eine Freiheit, die in täglichem Kampfe neu gewonnen werden.

Mephisto versteht das nicht. Er spottet des Sterbenden, der alle Lust der Welt verachtet hat, um schließlich einem Leben Dauer zu wünschen, das völlig verarmt ist.

Ihn sättigt keine Lust, ihm gnügt kein Glück,
So buhlt er fort nach wechselnden Gestalten;
Den letzten, schlechten, leeren Augenblick,
Der Arme wünscht ihn festzuhalten.

Der mir so kräftig widerstand,
Die Zeit wird Herr, der Greis hier liegt im Sand.
Die Uhr steht still —

Chor:

Steht still! Sie schweigt wie Mitternacht.
Der Zeiger fällt.

Mephistopheles:

Er fällt, es ist vollbracht.

Die Lemuren fallen ein: „Es ist vorbei.“ Aber Mephisto läßt das nicht gelten. Es ist nicht vorbei; jetzt ist der Augenblick gekommen, den er seit Jahren ersehnt hat. Einst hat er ja zu Faust gesagt:

Ich will mich hier zu deinem Dienst verbinden,
Auf deinen Wink nicht rasten und nicht ruhn;
Wenn wir uns drüben wiederfinden,
So sollst du mir das gleiche tun.

Jetzt soll für Faust die Dienstbarkeit beginnen. Wäre es vorbei, so hätte Mephisto sich so lange Jahre umsonst geplagt. Aber nun fragt sich's: Gehört Fausts Seele dem Teufel oder nicht? Nach dem Wortlaut des Vertrages: ja. Allein Mephisto traut der Sache nur halb. Er weiß: über ihrem Vertrage steht eine höhere Ordnung. Dem Teufel gehören nur die Seelen, die er hat zugrunde richten können. Mephisto hat das versucht, aber es ist ihm nicht gelungen. Faust ist immer mehr von ihm freige worden; seine sittliche Kraft, sein inwendiger Mensch ist immer mehr gewachsen; nicht frei von Schuld ist er geblieben; auch in der letzten Phase seiner Entwicklung hat er Schuld auf sich geladen, aber ihn hinabzuziehen ins Gemeine hat Mephisto umsonst versucht. Ja wir

müssen mehr sagen: Faust ist zu wahrhaft sittlichem Wollen hindurchgedrungen. Denn darin gerade besteht das sittliche Leben, daß wir nicht in einem erreichten Ziel ausruhen, sondern über ihm immer wieder ein neues suchen und die im Kampf gewonnenen Lebensgüter an die Erreichung dieses höhern Zieles setzen. Auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehen, das heißt sich ein Ziel setzen, in dem wir mit andern eins werden können, weil auch sie sich innerlich genötigt fühlen, diesem Ziele zuzustreben; ein Ziel zugleich, das in keinem Zeitpunkt erreicht ist, sondern immer wieder den Kampf der Selbstverleugnung notwendig macht. Wer darin den Zweck seines Lebens erkannt hat und diesen Zweck ernstlich will, auf den hat der Teufel sein Recht verloren. Mephisto mag spotten, daß Faust alles Wertvolle verschmäht habe, um in etwas Wertlosem Befriedigung zu finden: er fühlt doch selber, daß dieser Mensch ihm nicht gehört. Darum trifft er vorsorglich Anstalten, um sich Fausts Seele zu sichern.

Die Lemuren legen den Leichnam ins Grab; in dem Grabliede, das sie dabei singen, denkt sich einer von ihnen in die Lage des Toten hinein: Ihm will das neue Haus schlecht behagen, aber der Chor belehrt ihn, daß es mehr als gut genug und ein besseres nicht zu haben sei. Mephisto aber ruft eine Schar Teufel herbei, die sich rings um das Grab aufstellen, um die Seele, wenn sie sich vom Leibe löst, zu erhaschen. Ich darf die folgende Szene wohl etwas kurz behandeln, damit uns für die schwierige, gedankenschwere Schlußszene mehr Zeit übrig bleibt.

Mephisto hat seinen Helfern ihre Stelle angewiesen; er heißt sie wohl achtgeben, wo die Seele herausfahre. Sonst fuhr sie mit dem letzten Atem aus, sagt er, aber in neuerer Zeit zaudert sie, ihr Haus zu verlassen, auch weiß man nicht, durch welchen Körperteil sie ausfährt. Es sind das spottende Anspielungen auf gewisse massive Lehren über das Wesen der Seele, die zu Goethes Zeit aufgestellt wurden.

Hinter den Teufeln hat sich der Höllenrachen geöffnet. Mephisto schaut hinein und schildert ihn. Es ist der Rachen einer höllischen Hyäne.

Gäzähne klaffen; dem Gewölb des Schlundes
Entquillt der Feuerstrom in Wut,
Und in dem Siedequalm des Hintergrundes
Seh' ich die Flammenstadt in ewiger Glut.
Die rote Brandung schlägt hervor bis an die Zähne,
Verdammte, Rettung hoffend, schwimmen an;
Doch kolossal zernirscht sie die Hyäne,
Und sie erneuen ängstlich heiße Bahn.
In Winkeln bleibt noch vieles zu entdecken,
So viel Erschrecklichstes im engsten Raum!
Ihr tut sehr wohl, die Sünder zu erschrecken;
Sie halten's doch für Lug und Trug und Traum.

Während die Teufel auf ihre Beute lauern, erscheint in den Lüften eine Engelschar; es ertönt himmlische Musik. Mephisto ärgert sich über das Geklimper und mahnt die Teufel immer aufs neue, achtzuhaben, daß ihre Reihen nicht durchbrochen würden.

Sier zu verlieren wär' euch ew'ge Schande;
Ans Grab heran, und haltet fest am Rande!

Die Engel streuen unter Gesang Rosen auf die Teufel

herunter; diese zucken unter der Berührung der Rosen zusammen und wollen entfliehen, Mephisto mahnt sie, fest zu bleiben und die Rosen wegzublasen. Aber nun blasen die dummen Teufel so stark, daß die höllische Glut in die Rosen hineinfährt und sie von den glühenden Rosen verbrannt werden. Um ihnen zu entgehen stürzen sie sich kopfüber in den Höllentrachen, und Mephisto steht zuletzt allein da; eine Weile schlägt er sich mit den fallenden Rosen herum, dann sieht er sich die schwebenden Engel etwas genauer an. Ihr Anblick kommt ihm reizend vor, er weckt in ihm sinnliche Gelüste, so daß er seine ursprüngliche Absicht vergißt und sich vom Grabe wegdrängen läßt. Die Engel aber erheben sich, Fausts Unsterbliches entführend, zum Himmel. Mephisto steht geschlagen da, mit Beulen bedeckt, die ihm die glühenden Rosen verursacht haben. Er sucht sich zu trösten, daß wenigstens sein teuflisches Innere unverfehrt geblieben sei, aber nun kommt ihm zum Bewußtsein, was er verloren hat.

Mir ist ein großer, einziger Schatz entwendet,
 Die hohe Seele, die sich mir verpfändet,
 Die haben sie mir pfiffig weggepachtet.
 Bei wem soll ich mich nun beklagen?
 Wer schafft mir mein erworbn'es Recht?
 Du bist getäuscht in deinen alten Tagen,
 Du hast's verdient, es geht dir grimmig schlecht.
 Ich habe schimpflich mißgehandelt,
 Ein großer Aufwand, schmäählich! ist vertan;
 Gemein Gelüst, absurde Lieb'schaft wandelt
 Den ausgepichten Teufel an.

Nun die Schlußzene. Auch sie enthält Bestand-

teile, die aus früherer Zeit stammen, aber ihre Vollendung hat sie erst im Sommer 1831 erhalten. Sie spielt in der überirdischen Welt, und zwar auf dem Läuterungsberge. Schon Dante hat in seiner Divina Commedia das Fegefeuer auf einen Berg verlegt; Goethe aber hat bei dieser Szene nicht an Dante gedacht, sondern ihm schwebte ein Berg in Spanien vor, der Montserrat unweit Barcelona, wo auf jähem Felsengipfeln zwölf Einsiedler hausten, zu deren Wohnungen man nur über schwindelnde Brücken und Leitern gelangen konnte. Der Dichter denkt sich einen überirdischen Läuterungsberg, in dessen Zellen vier Anachoreten ihrer Vollendung entgegenharren. Die Szene bewegt sich durchaus in der religiösen Vorstellungswelt des Mittelalters*). Ein wildes Waldgebirge; die Zellen der vier Einsiedler befinden sich in verschiedener Höhe zwischen bewaldeten Felsen. Wir vernehmen den in den Lüften widerhallenden Chorgesang der Biere, der die sie umgebende Natur schildert:

Waldung, sie schwanft heran,
 Felsen, sie lasten dran,
 Wurzeln, sie klammern an,
 Stamm dicht an Stamm hinan;
 Woge nach Woge spricht,
 Höhle, die tiefste, schüßt;
 Löwen, sie schleichen stumm=
 Freundlich um uns herum,
 Ehren geweihten Ort,
 Heiligen Liebeshort.

*) Wie Goethe hier wie in der vorhergehenden Szene und auch sonst im Faust seine Phantasie durch das Studium italienischer und antiker Gemälde und Bildwerke befruchtet hat, mag man im ersten Band von Max Morris' Goethe-Studien nachlesen.

Der erste der Anachoreten heißt Pater ecstaticus. Im Zustande der Ekstase oder Verzücung schwebt er auf und ab. Noch fühlt er sich nicht völlig vom Irdischen, Nichtigen gereinigt, aber er will das Schmerzlichste erdulden, um der vollen Vereinigung mit Gott theilhaftig zu werden.

Ewiger Wonnebrand,
Glühendes Liebeband,
Siedender Schmerz der Brust,
Schäumende Gotteslust.
Pfeile, durchdringet mich,
Lanzen, bezwinget mich,
Keulen, zerschmettert mich,
Blitze, durchwettert mich:
Daß ja das Richtige
Alles verflüchtige,
Glänze der Dauerstern,
Ewiger Liebe Kern.

In der untersten Zelle wohnt der Pater profundus, wörtlich übersetzt: der tiefe Vater. Er erkennt auch in den wilden Naturgewalten, die ihn umgeben, im Felsenabgrund, im schäumenden Wasserfall, in den aufstrebenden Bäumen auf den Felsen, die Liebe Gottes.

Wie Felsenabgrund mir zu Füßen
Auf tiefem Abgrund lastend ruht,
Wie tausend Bäche strahlend fließen
Zum grausen Sturz des Schaums der Flut,
Wie strack mit eignem kräftigen Triebe
Der Stamm sich in die Lüfte trägt:
So ist es die allmächtige Liebe,
Die alles bildet, alles hegt.

Auch die scheinbar nur zerstörenden Gewalten, die Wasser, die sich in die Täler stürzen, der Blitz, der nieder-

schmettert, sie stehen im Dienst der göttlichen Liebe und wirken segensreich.

Ist um mich her ein wildes Brausen,
Als wogte Wald und Felsenrund!
Und doch stürzt, liebevoll im Sausen,
Die Wasserfülle sich zum Schlund,
Berufen, gleich das Thal zu wässern;
Der Blitz, der flammend niederschlug,
Die Atmosphäre zu verbessern,
Die Gift und Dunst im Busen trug:
Sind Liebesboten, sie verkünden,
Was ewig schaffend uns umwallt.

Der Pater wünscht, daß auch sein noch von der Sinnlichkeit gefesseltes Herz entzündet und erleuchtet werde von der Liebe Gottes.

Mein Inneres mög' es auch entzünden,
Wo sich der Geist, verworren, kalt,
Verquält in stumpfer Sinne Schranken,
Scharfangeschloßnem Ketten Schmerz.
O Gott! beschwichtige die Gedanken,
Erleuchte mein bedürftig Herz!

Der dritte Einsiedler ist der Pater seraphicus; er heißt so, weil er die irdischen Empfindungen bereits überwunden hat und dadurch den Seraphim, den höchsten Engeln, gleich geworden ist. Seine Liebe wendet sich den noch nicht Vollendeten aber nach Vollendung Suchenden zu; darum umschwebt ihn ein Chor von seligen Knaben, die in der Mitternachtsstunde geboren worden, aber sofort gestorben sind. Sie haben von der Welt nichts gesehen, nichts erlebt, ihre Sinne sind unentwickelt, sie vermögen nichts wahrzunehmen, darum sprechen sie:

Sag' uns, Vater, wo wir wallen,
Sag' uns, Guter, wer wir sind.
Glücklich sind wir, allen, allen
Ist das Dasein so gelind.

Er antwortet ihnen:

Knaben, mittenachts geborne,
Halb erschlossen Geist und Sinn,
Für die Eltern gleich verlorne,
Für die Engel zum Gewinn!
Daß ein Liebender zugegen,
Fühlt ihr wohl, so naht euch nur!
Doch von schroffen Erdwegen,
Glückliche, habt ihr keine Spur.

Und nun geschieht Wunderliches, für unsere Vorstellung schwer Vollziehbares. Er nimmt sie in sich, damit sie mit seinen Augen sehen können.

Steigt herab in meiner Augen
Welt- und erdgemäß Organ,
Könnt sie als die euren brauchen,
Schaut euch diese Gegend an!

Das sind Bäume, das sind Felsen,
Wasserstrom, der abestürzt
Und mit ungeheurem Wälzen
Sich den steilen Weg verkürzt.

Aber den seligen Knaben wird bange in der schrecklichen Gebirgsnatur.

Das ist mächtig anzuschauen;
Doch zu düster ist der Ort,
Schüttelt uns mit Schreck und Grauen.
Ebler, Guter, laß uns fort!

Der Vater entläßt sie und heißt sie zu höhern Kreisen aufsteigen; dort würden sie, von der Gegenwart Gottes gestärkt, sich zur vollen Seligkeit entwickeln.

Der Läuterungsberg, die Reden der Einsiedler und der seligen Knaben wollen uns sagen, daß es auch in der überirdischen Welt ein Wachsen und Reifen gebe. Auch Faust ist der Läuterung und Vollendung bedürftig. Es soll uns der Gedanke nahe gelegt werden, daß auch er dort finden werde, was ihm not tut. Denn nun erscheinen in der höhern Region die Engel, die Fausts Unsterbliches dem Teufel entrissen haben. Triumphierend verkünden sie Fausts Errettung:

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die selige Schar
Mit herzlichem Willkommen.

„In diesen Versen“, hat Goethe einmal zu Eckermann gesagt, „ist der Schlüssel zu Fausts Rettung enthalten: in Faust selber eine immer höhere und reinere Tätigkeit bis ans Ende, und von oben die ihm zu Hilfe kommende ewige Liebe. Es steht dieses mit unserer religiösen Vorstellung durchaus in Harmonie, nach welcher wir nicht bloß durch eigene Kraft selig werden, sondern durch die hinzukommende göttliche Gnade.“

Aus dem Munde der Engel erfahren wir, daß die Rosen, mit denen sie die Teufel vom Grabe Fausts vertrieben haben, ihnen von heiligen Büßerinnen gereicht worden sind. Das ist die symbolische Einkleidung des Gedankens, daß die Sünder errettet werden durch die

liebende Mithilfe von Menschen, die einst auch der Sünde verfallen waren, aber sich bußfertig von ihr losgesagt haben. Die Engel übergeben Fausts Unsterbliches einer Schar vollendeterer Engel. Diese fühlen sofort, daß der Seele Fausts noch Irdisches anhaftet. Keine Macht der Welt, sagen sie, vermöchte einen starken Geist vom Irdischen zu scheiden, wenn er sich ihm einmal hingegeben hat, nur der ewigen Liebe könne das gelingen.

Uns bleibt ein Erdenrest
Zu tragen peinlich,
Und wär' er von Asbest,
Er ist nicht reinlich.
Wenn starke Geisteskraft
Die Elemente
An sich herangerafft,
Kein Engel trennte
Geeinte Zwienatur
Der innigen beiden:
Die ewige Liebe nur
Vermag's zu scheiden.

Auf die Aufforderung der jüngern Engel gesellen die vollendeteren Engel Fausts Seele zu dem Chor der seligen Knaben. Freudig empfangen diese die Seele, die sich noch im Puppenstande befindet, sie lösen sie von ihrer Hülle und sehen mit Staunen, wie sie sich schön und groß entwickelt. Ihre eigene Vollendung vollzieht sich viel langsamer, weil sie kein Erdenleben durchgemacht haben; bei Fausts Seele erweist sich die hohe Entwicklung seines Geistes auf Erden wirksam.

Dienende Himmelsmächte haben sich bisher um Fausts Seele bemüht. Nun erscheint die Himmelskönigin,

die Jungfrau Maria. Der vierte der Einsiedler, Doctor Marianus, der ihrem Dienste mit besonderer Inbrunst obliegt, verkündet ihr Nahen. Er wohnt in der höchsten Zelle am Gipfel des Läuterungsberges und hat sie deshalb zuerst erblickt. Er begrüßt sie mit Entzücken:

Höchste Herrscherin der Welt!
Lasse mich im blauen,
Ausgespannten Himmelszelt
Dein Geheimnis schauen!
Billige, was des Mannes Brust
Ernst und zart beweget
Und mit heiliger Liebeslust
Dir entgegenträget!
Unbezwinglich unser Mut,
Wenn du hehr gebietest;
Plötzlich mildert sich die Glut,
Wie du uns befriedest.
Jungfrau, rein im schönsten Sinn,
Mutter, Ehren würdig,
Uns erwählte Königin,
Göttern ebenbürtig.

Er sieht Maria von Büßerinnen umgeben. Sie, die Starke, Reine, duldet gern, daß die Schwachen, Verführbaren bei ihr Hilfe suchen. Aus dem Chöre der Büßerinnen treten drei hervor. Die erste ist die große Sünderin, die einst im Pharisäerhause Jesu Füße mit ihren Tränen neckte, die zweite die Samariterin, mit der der Heiland am Jakobsbrunnen redete. Die dritte, die ägyptische Maria, ist uns weniger bekannt. Sie hatte siebenzehn Jahre der Sünde gedient. Als sie bei einem Feste die Kirche des heiligen Grabes in Jerusalem betreten wollte, fühlte sie sich mehrmals wie durch eine unsichtbare

Hand von der Pforte zurückgestoßen. Dadurch erschüttert ging sie in die Wüste und lebte dort achtundvierzig Jahre als Büsserin. Ihren letzten Willen schrieb sie für einen Mönch, der ihr das Abendmahl gereicht hatte, in den Sand; sie bat darin um seine Fürbitte.

Neben diesen drei Büsserinnen schwebt eine Vierte, die einst Gretchen hieß. Die drei legen für sie bei Maria Fürbitte ein, indem sie sich auf die Gnade berufen, die ihnen selber widerfahren ist.

Die du großen Sünderinnen
Deine Nähe nicht verweigerst
Und ein büßendes Gewinnen
In die Ewigkeiten steigerst,
Gönn' auch dieser guten Seele,
Die sich einmal nur vergessen,
Die nicht ahnte, daß sie fehle,
Dein Verzeihen angemessen!

Wir werden uns zu denken haben, daß Gretchen bisher nur in den untern Sphären weilen und Maria nicht in die Himmel folgen durfte. Sie erblickt nun im Chor der seligen Knaben den einst Geliebten. Wir hören aus dem Munde der Knaben, daß er unter ihrer Pflege sich bereits mächtig entwickelt hat.

Er überwächst uns schon
An mächtigen Gliedern,
Wird treuer Pflege Lohn
Reichlich erwidern.
Wir wurden früh entfernt
Von Lebehören;
Doch dieser hat gelernt,
Er wird uns lehren.

Aber noch ist er seines neuen Lebens sich nur unvollkommen bewußt, das himmlische Licht blendet ihn. Gretchen spricht zu Maria:

Neige, neige,
Du Ohnegleiche,
Du Strahlenreiche,
Dein Antlitz gnädig meinem Glück!
Der früh Geliebte,
Nicht mehr Getriebte,
Er kommt zurück.

Ihre Rede erinnert uns an die Worte, die sie einst vor dem Bilde im Stadtzwinger an Maria gerichtet hat: „Ach neige, du Schmerzenreiche, dein Antlitz gnädig meiner Not.“

Gretchen fährt fort:

Vom edlen Geisterchor umgeben
Wird sich der Neue kaum gewahr,
Er ahnet kaum das frische Leben,
So gleicht er schon der heiligen Schar.
Sieh, wie er jedem Erdenbände
Der alten Hülle sich entrafft
Und aus ätherischem Gewande
Hervortritt erste Jugendkraft!
Vergönne mir, ihn zu belehren,
Noch blendet ihn der neue Tag.

Die Himmelskönigin begnadigt beide. Zu Gretchen spricht sie:

Komm! hebe dich zu höhern Sphären!
Wenn er dich ahnet, folgt er nach.

Doctor Marianus richtet, auf dem Angesichte liegend, ein Dankgebet an Maria:

Blicket auf zum Retterblick,
Alle reuig Barten,
Euch zu seligem Geschick
Dankend umzuarten.
Werde jeder befre Sinn
Dir zum Dienst erböttig;
Jungfrau, Mutter, Königin,
Göttin, bleibe gnädig!

Aus himmlischen Höhen aber erklingt der mystische
Chorgesang, mit dem die Dichtung schließt:

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis;
Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereignis;
Das Unbeschreibliche,
Hier ist es getan;
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.

Bei diesen dunkel-geheimnisvollen Worten müssen wir noch einen Augenblick verweilen. Eine Fülle bunter Szenen aus dem irdischen Leben ist an unserm Auge vorübergezogen. Aber „alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis“. Wie ein Gleichnis uns Begebenheiten aus dem Naturleben oder dem niedern Menschenleben erzählt, aber darin einen tiefern Sinn verbirgt, so hat alles Geschehen auf Erden, alles Handeln und Leiden des Menschen eine tiefere Bedeutung. Es birgt sich darin, dem Menschen selbst vielleicht unbewußt, das Verlangen seiner Seele nach einem höhern, unvergänglichen Gut, nach Gottesgemeinschaft, und das Walten einer ewigen Liebe, die ihn diesem Ziele entgegenführt. Das ist der Kern der Geschichte unseres Geschlechts. „Das Unzulängliche,

hier wird's Ereignis.“ Was im Weltlauf, wo Idee und Wirklichkeit sich nie vollkommen decken, sich nur in unzulänglicher Weise verwirklicht, eben die Vereinigung des Menschen mit Gott, hier ist es wie ein sichtbares, in sich vollendetes Ereignis vor uns hingestellt worden. „Das Unbeschreibliche, hier ist es getan“: Was auch der Dichter in der gewöhnlichen Form epischer oder dramatischer Darstellung nicht auszusprechen vermöchte, das ist hier in Fausts Verklärung symbolisch ausgesprochen worden.

„Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan.“ An diesen Worten ist viel gedeutet worden, aber ihr Sinn kann uns nicht zweifelhaft bleiben. Wir haben gesehen, wie in Faust ein mächtiger, aber trüber, verworrener Tatendrang lebt, der ihn auf Irrwege geführt hat. Wir könnten diesen ewigen, unzerstörbaren Drang das Ewig-Männliche nennen, weil es besonders in der Natur des Mannes zutage tritt. Aber diesem Drang, will der Dichter sagen, kommt zu Hilfe die göttliche Liebe, sie zieht ihn aus dem Niedrigen, Gemeinen, in dem er zugrunde gehen müßte, empor. Diese Liebe nennt der Dichter das Ewig-Weibliche, weil sie den Grundzug in jedem edeln weiblichen Gemüte bildet, wie der Tatendrang der Grundzug in der Seele des Mannes ist. Goethe hätte ebensogut sagen können: Die ewige Liebe zieht uns hinan. Er sagt das Ewig-Weibliche darum, weil Faust diese Liebe zuerst in der Liebe eines Weibes, in der Liebe Gretchens, erfahren hat. Wenn wir nach einer irdischen Erscheinung suchen, in der uns die Liebe entgegentritt, welche dem Schwachen,

Fehlenden, Irrenden zu Hilfe kommt, so tritt sie uns in der hingebenden, sich aufopfernden Weise des Weibes entgegen. Die Schlußworte der Dichtung weisen uns also noch einmal auf jene Verse hin, die Goethe als den Schlüssel zu seinem Faust bezeichnet hat:

Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die selige Schar
Mit herzlichem Willkommen.

Ob uns die Schlußszene befriedigt? Nur wenige von uns werden mit einem entschiedenen Ja antworten. Sie ist für unser Gefühl zu mittelalterlich-kirchlich gehalten; sie führt uns in eine Weihrauchatmosphäre, in der wir nicht frei atmen können. Unwillkürlich denken wir an die Eingangsszene des ganzen Gedichts, die auch über der Erde spielt und doch einen ganz andern Charakter hat, an den Prolog im Himmel, und fragen uns: Hätte der Dichter seinen Faust nicht in dem Stil beschließen können, in dem er ihn eröffnet hat? Was sich uns sonst noch an Fragen und Bedenken aufdrängen mag, das bleibe dem letzten Vortrage vorbehalten, der einen Rückblick auf die ganze Faustdichtung und die darin ausgesprochene Lebensanschauung des Dichters werfen soll.



Fünfzehnter Vortrag.

Die Faustdichtung als Ganzes. Goethes Lebensauffassung.

Meine Zuhörer!

Noch einmal wollen wir heute einen Blick auf die große Dichtung werfen, die wir betrachtet haben. Vielleicht werden Sie das überflüssig finden. Wie oft, werden Sie mir sagen, haben wir auf unserm Gang innegehalten und auf das durchlaufene Stück Weges zurückgeschaut! Aber Sie wissen ohne Zweifel, wie der Wanderer es hält, der einen hohen Berg besteigt. Unterwegs bleibt er gar manchmal stehen, um Atem zu schöpfen, um das zurückgelegte Stück Weges und die immer mehr sich erweiternde Aussicht zu betrachten. Allein das hindert ihn nicht, wenn der Gipfel erreicht ist, erst recht Umschau zu halten und auch den Weg, der ihn dahin geführt hat, sich noch

einmal anzusehen. Erst wenn der Berg zu seinen Füßen liegt, gewinnt er volles Verständniß für seinen Bau, erst jetzt kann er den Weg, den er gegangen ist, überschauen, erst jetzt öffnet sich ihm die Aussicht nach allen Seiten.

Auch wir haben einen hohen Berg bestiegen. Der Weg war manchmal mühsam und schwierig. Und mehr als einmal hat es uns dünken wollen, wir kämen nicht vorwärts. Erinnern wir uns an die Walpurgisnacht im ersten Teil, an das Fastnachtsspiel im zweiten, an die klassische Walpurgisnacht, an die Schlacht zwischen dem Kaiser und dem Gegenkaiser. Da kam es uns vor, als würden wir von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt, und nach manchem ermüdenden Schritt über Stock und Stein fanden wir uns so ziemlich wieder am alten Platze. Wir zweifelten, ob wir je die Höhe erreichen würden. Aber dann ging es auf einmal wieder vorwärts, aufwärts, und ehe wir's uns versahen, standen wir oben, und vor uns tat der Himmel die goldnen Pforten auf. Ja, werden Sie mir sagen: Wir sind hinaufgekommen und wissen selber nicht wie. Und aufrichtig gesagt, wir trauen der Sache nicht recht. Wir fürchten, Mephisto habe seine Hand im Spiele gehabt und Blendwerk getrieben. Auf einen ganz ungewöhnlich hohen Berg hat der Dichter uns zu führen versprochen. Von seiner Höhe aus sollten wir Welt und Leben überschauen, die großen Fragen der Menschheit sollten sich uns lösen, der Sinn des Lebens sich uns offenbaren. Aber jetzt, wo

wir Ausschau halten wollen, müssen wir uns gestehen: Der Berg ist nicht so hoch, die Aussicht nicht so weit, als wir es uns gedacht hatten. Ja vielleicht möchte einer klagen: Wir haben gar keine Aussicht. Nebel und Wolken lagern sich um uns her, wir sehen nicht mehr, als wir unten im Tale sahen, und unsere Mühe war umsonst.

Wenn es uns so gehen sollte, so wollen wir wenigstens eines uns zum Troste sagen: Wir haben auf unserm Wege doch viel Schönes gesehen, wunderbar Schönes, und der Gang hat uns erfrischt und neu belebt. Nicht immer ist beim Bergsteigen die Aussicht auf dem Gipfel die Hauptsache; es kann vorkommen, daß man dort in dichtem Nebel steckt und doch sich sagt: Die Wanderung war lohnend; es reut uns nicht, daß wir sie gemacht haben.

Aber gar so schlimm ist's nun vielleicht um die Aussicht doch nicht bestellt. Ganz tabellos ist sie wohl nicht. Da und dort lagern Wolken am Horizont, und über Bergen und Tälern wogt der Nebel, aber trotzdem schweift der Blick an mancher Stelle frei ins Weite, und dann und wann lichtet sich der Nebel, so daß wir ferne Bergspitzen im Sonnenglanz leuchten sehen und wenigstens ahnen können, was der Führer, der Dichter, der uns auf die Höhe geführt hat, uns hat zeigen wollen.

Blicken wir zunächst einmal auf den Weg, den wir zurückgelegt haben. Aber lassen wir nun das Gleichnis fallen. Wenn man vom zweiten Teil des Faust herkommt, gerät man unwillkürlich ins Allegorisieren hinein. Um ohne Bild zu reden: Wie denken wir von Faust

und seiner Entwicklung? „Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt“ — empfinden wir jetzt die Wahrheit dieses Wortes, das der Herr im Prolog zu Mephisto gesprochen hat? Fühlen wir: Der Drang, der Faust erfüllte, mußte notwendig ans Ziel führen; wer so wie er zum höchsten Dasein strebt, an den hat der Teufel kein Recht; sein Leben muß, auch wenn es an Irrtum und Schuld darin nicht fehlt, in der Verklärung enden, weil an ihm die Liebe von oben teilnimmt? Ich weiß nicht, wie Sie darauf antworten, und Sie wissen vielleicht auch nicht recht, wie Sie antworten sollen. Lassen wir darum Fausts Entwicklungsgang noch einmal in seinen Hauptphasen an uns vorüberziehen.

Wir haben ihn beim Beginn unserer Dichtung allen Wissens überdrüssig gefunden. Die Erfahrung, daß man auf dem Wege des Wissens nicht zur höchsten Wahrheit gelangt, hat ihn an allem Glück, ja an dem Sinn des Lebens verzweifeln lassen. Er hat den Bund mit dem Teufel geschlossen, um den Beweis zu leisten, daß die Welt ihm nie Genügen geben kann. So hat er seine Weltfahrt angetreten. Er ist dabei, wie Mephisto es wollte, in tiefe Schuld geraten, er hat das geliebte Mädchen jammervoll zugrunde gerichtet, der Menschheit ganzer Jammer ist ihm an Gretchens Schicksal zum Bewußtsein gekommen. Wenn die Liebe zu solchem Ende führt, was kann man dann vom Menschenleben überhaupt erwarten? so muß er sich fragen, und wir begreifen, daß er aus-

ruft: „O wär' ich nie geboren!“ Wir freilich haben dabei empfunden, was Faust in der Kerkerzene nicht zu empfinden vermag: Gretchen ist nicht verloren. Durch Tod und Gericht hindurch haben wir die Stimme gehört: „Sie ist gerettet.“ Der Dichter hat uns empfinden lassen, daß auch in dem Jammer der Welt eine Liebe waltet, die verlorene Kinder mit feurigen Armen zum Himmel emporhebt. Und wenn uns um das Schicksal des Mannes bangte, den der Böse mit sich fortriß, so sagten wir uns, daß auch an seinem Leben die Liebe von oben teilnehme, und daß auch für ihn Rettung möglich sei.

Bis hierher sind wir dem Gang der Dinge mit vollem Interesse gefolgt. Der Dichter hat durch das, was er uns geboten hat, die höchsten Erwartungen erregt, uns eine Antwort auf Fragen verheißen, die uns alle angehen. So sind wir an den zweiten Teil herangetreten. Aber schon die erste Szene am Bierwaldstättersee — Faust von hilfreichen Elfen in Schlummer gewiegt — hat uns Enttäuschung bereitet. Wir hatten uns gesagt, die Beantwortung der Frage, wie der schuldige Mann den Rückweg ins Leben finde, sei ein der allerhöchsten Dichterkraft würdiger Gegenstand, und glaubten ein Recht auf eine Antwort zu haben. Aber statt uns zu zeigen, wie Faust über seine Schuld wegkommt und trotz derselben weiterzuleben vermag, statt dessen hat der Dichter sich mit einem Elfengesang beholfen. Wir merkten, daß eine ganz andere Darstellungsweise einsetzt, die allegorische. Faust ist mit dem Entschluß erwacht, zum

höchsten Dasein immerfort zu streben. Das bis dahin Erlebte hat höchstens insofern nachgewirkt, als er nicht mehr die ganze Welt mit ihrer Lust und ihrem Schmerz in sein Inneres aufnehmen, sondern bestimmten Einzelaufgaben sich zuwenden will. Wie hat sich diese Wendung vollzogen? Wir werden allenfalls verstehen können, daß durch den Blick in Gretchens Seele der Pessimismus, der ihn an allen Werten des Lebens hatte irre werden lassen, geschwunden ist, aber den Entschluß, sich nun auf bestimmte Aufgaben zu beschränken, werden wir dem Elfen gesang auf Rechnung zu setzen haben, mit andern Worten: der Dichter erklärt, er verzichte darauf, uns verständlich zu machen, wie es zu dieser Wendung gekommen sei.

Wir lassen uns den Verzicht, den er uns aufgenötigt hat, wohl oder übel gefallen; wir sagen uns, daß wir dem Dichter nicht vorschreiben dürfen, was er zu geben habe, sondern an das uns halten müssen, was er gebe. Wir schicken uns auch in die neue Darstellungsweise, die der Elfen gesang ankündigt und folgen dem Gang der Dichtung in der Hoffnung, der Dichter werde uns für die große Lücke irgendwie zu entschädigen wissen. Da werden wir sofort aufs neue überrascht. Wir finden Faust im ersten Akt des zweiten Theils als Regisseur eines Fastnachtsspiels am Kaiserhofe. Und wenn wir uns damit zu trösten versuchen, daß in dem Spiel ein tiefer Sinn liege, daß Faust dem Kaiser darin große Wahrheiten vorhalten wolle — der Trost verfängt nicht, weil wir im unklaren bleiben, was das Spiel zu bedeuten hat.

Wir freuen uns, daß Faust sich bald einer größern Aufgabe zuwendet. Er steigt hinab zu den Müttern, um den Dreifuß heraufzuholen, mit dessen Hilfe er dem Hofe das Bild der Helena vorführt. Er wird von verzehrender Sehnsucht nach ihr ergriffen, und da wir uns sagen, daß dieses Verlangen nach Helena allegorisch gemeint sei, daß es nicht die Einleitung zu einem neuen Liebesverhältnis bilde, sondern die Sehnsucht der modernen Menschheit nach Steigerung ihres Lebens durch Aneignung der Antike bedeute, so gibt uns der Gedanke, daß es sich hier um ein ernstes Streben Fausts handle, eine gewisse Befriedigung. Der Versuch des Dichters, uns in der klassischen Walpurgisnacht einen starken Eindruck von der Herrlichkeit der Antike zu geben, ist dann freilich nicht übermäßig gut gelungen. Wir wundern uns, daß dem Helenagedanken in der Dichtung ein so außerordentlich weites Feld eingeräumt worden ist; daß Faust, von den Müttern kaum zurückgekehrt, in die Unterwelt hinabgeschickt wird, um Helena zum zweiten Mal heraufzuholen. Und wenn auch die Szene vor dem Palast in Sparta von großer dichterischer Kraft Zeugnis gibt: ihre Fortsetzung, die Vermählung Fausts mit Helena, die Geburt Euphorions und dessen früher Tod vermögen nur mäßige Eindrücke in uns zu erzeugen. Wir haben wenig davon empfunden, sondern kommen nur auf dem Wege der Reflexion zu der Überzeugung, daß Faust durch die Vermählung mit Helena, daß die moderne Menschheit durch die Aneignung des antiken Geistes eine un-

geheure Förderung erfahren habe. Aber wir geben uns der Hoffnung hin, es werde sich in Fausts weiteren Schicksalen die Wirkung seiner Vermählung mit Helena fühlbar machen. Indessen diese Hoffnung wird getäuscht. Zwar ist zu unserer Befriedigung der Faust, der in der Helenatragödie die Allegorie des modernen Menschengeistes war, im vierten Akt wieder zum Menschen, zum Individuum geworden. Wir werden an die Darstellungsweise des ersten Theils erinnert, wenn wir ihn auf hohem Berggipfel erblicken und den Teufel zu ihm treten sehen als Versucher. Daß aber die Abweisung des Versuchers, der ihn zum Genußleben im größten Stil verleiten will, sich auf die Bereicherung seines Geistes durch die Antike gründe, davon merken wir sehr wenig. Auch die Wendung Fausts zum tätigen Leben kommt sehr unvermittelt. Wir sagen uns, daß die kurze Dauer des Verhältnisses mit Helena und der frühe Tod Euphorions ihn zu der Überzeugung gebracht habe, die Hingabe an die Welt des Schönen könne den Menschen auf die Dauer nicht befriedigen; aber daß ohne diese vorübergehende Hingabe an das Schöne die nun folgende Tätigkeit unmöglich gewesen wäre, davon empfinden wir herzlich wenig. Abgesehen davon, daß Faust im Gespräch mit Mephisto die vulkanistischen Ideen abweist und für Entstehung der Erde durch ruhige Bildung eintritt, sehen wir ihn nichts tun, was er nicht auch ohne seine ästhetische Bildung tun könnte.

Die nächsten Szenen werden durch ganz nebenächliche

Dinge ausgefüllt, die mit Fausts Entwicklung nichts zu schaffen haben. Mephisto gewinnt durch Zauberkünste für den Kaiser eine Schlacht, und dieser Schlacht hat Faust es zu danken, daß ihm der unfruchtbare Strand des Meeres zu Lehen gegeben wird und er nun seine neue Tätigkeit beginnen kann, die darin besteht, dem Meere Land abzurufen.

Im Schlußakt sehen wir Faust am Ende dieser Tätigkeit und seines Lebens. Wir ahnen, daß das nahezu vollendete Werk zahlreiche Menschenopfer gekostet hat, und der Dichter zeigt uns, daß es auch im tätigen Leben nicht ohne Schuld abgeht. Mephisto treibt in Fausts Dienst Seeräuberei und tötet das greise Ehepaar, Philemon und Baucis. In der allegorischen Szene der vier alten Weiber wird angedeutet, daß Mangel, Schuld, Not und Sorge dem tätigen Manne nichts anhaben können. Wir hören, daß Faust endlich auch darauf verzichtet, durch Zaubermittel zu wirken, in dem Gefühl, daß alles wahrhaft Ersprießliche durch rein menschliche Tätigkeit zustande komme. Und nun ist der Augenblick da, zu dem Faust spricht: „Verweile doch, du bist so schön!“ Auf freiem Grunde als Glied eines freien Volkes zu stehen und Freiheit und Leben täglich sich zu erobern — im Vorgefühl solchen Glückes genießt er volle Befriedigung. Damit aber ist das Wort gesprochen, das gemäß seiner Wette mit Mephisto sein Leben beenden muß; er sinkt tot zurück. Vergeblich will die Hölle sich seiner Seele bemächtigen, Engel tragen sein Unsterbliches empor; denn

Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen;
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die selige Schar
Mit herzlichem Willkommen.

Erinnern wir uns nach diesem Rückblick der Frage, die wir gestellt haben. Wie denken wir von Fausts Entwicklung? Hat der Dichter uns von der Wahrheit des Wortes überzeugt: „Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt?“ Werden wir sagen: Wer so wie Faust zum höchsten Dasein immerfort gestrebt hat, der wird trotz Irrtum und Schuld in der Verklärung enden? Verstehen Sie mich recht: Ich frage nicht, ob wir das glauben, sondern ob der Dichter uns durch sein Werk von der Wahrheit dieses Wortes überzeugt habe; ob seine Dichtung die unwiderlegliche Illustration dazu bilde; ob er uns die wichtigsten Entwicklungsphasen, die das Leben eines groß angelegten, rastlos strebenden Menschen durchlaufen wird, vorgeführt habe. Wir wollen nicht zu viel verlangen. Keine streng geschlossene Handlung, keine ununterbrochene Linie. Wir wollen uns Lücken, Sprünge der Darstellung gefallen lassen und uns auch darüber nicht beschweren, daß dem Dichter manches wichtig war, was uns gleichgültig läßt, und daß er ihm darum in seiner Dichtung breiteren Raum gegönnt hat, als uns wünschbar scheint. Wir bilden uns nicht ein, es müsse ein abstrakter Gedanke, eine sogenannte Idee, alles Einzelne beherrschen, sonst könnten

wir uns ja auch am ersten Theil des Faust nicht erfreuen. Mehr als einst Schiller vom Faust verlangt hat, wollen auch wir nicht verlangen, wollen uns mit ihm auch der ungeheuern Schwierigkeit des Werkes bewußt bleiben und darum zufrieden sein, wenn wir uns sagen können: Wir haben gesehen, wie ein Menschenleben einen immer reichern Inhalt gewinnt und das auf jeder Stufe Erreichte sich auf der folgenden als ein Gewinn fühlbar macht, wie die Liebe von oben, die an ihm teilnimmt, ihm auch Irren und Schuld zum Segen werden läßt. Hat der Dichter uns das schauen lassen? Wie Sie darauf antworten, das weiß ich nicht. Meine Antwort aber lautet: Nein, das hat er nicht getan. Das Wollen war groß, und mit ungeheurer Kraft hat einst der jugendliche Dichter eingesetzt; ein gewaltiges, titanißhes Ringen hat er uns schauen lassen. Und der gereifte Mann hat den Stoff noch vertieft; er hat uns gezeigt, daß es sich im Menschenleben handelt um einen ungeheuern Kampf zwischen Himmel und Hölle. Aber dann hat er sich auf Abwege verloren. Das Helenamotiv hat eine Bedeutung gewonnen, die ihm nicht zukommen kann. Der breite Raum, den es in der Dichtung einnimmt, hat andere Dinge, von denen die Rede sein mußte, wenn das Streben zum höchsten Dasein geschildert werden sollte, nicht zu ihrem Rechte kommen lassen. Wir geben Goethe recht: die Vermählung des modernen Geistes mit der Antike ist für die Entwicklung der Menschheit und ihrer größten Geister von hoher Bedeutung geworden; wir könnten es nur billigen, wenn

er diesem Motiv einen Akt des zweiten Theils gewidmet hätte. Aber nun drehen sich drei Akte fast nur um dieses Thema. Zweimal wird Helena an das Licht unserer Welt heraufgeholt, erst ihr Bild, dann sie selber, und bei der Behandlung des Gegenstandes verliert sich der Dichter von seinem Ziel; die Handlung kommt völlig ins Stocken. Und was ist schließlich der Gewinn davon, daß der Dichter so lange bei diesem Thema verweilt? Wir haben bekennen müssen: Er ist sehr gering. Die beiden letzten Akte reihen sich sehr wenig organisch an die vorhergehenden; die Wendung Fausts zu großer That kommt völlig überraschend, und leider ist auch der vierte Akt durch Begebenheiten ausgefüllt, die mit Fausts innerer Entwicklung nicht mehr zu tun haben als das Fastnachtspiel im ersten. Vom Beginn des zweiten Theils an hat es der Dichter seinem Helden zu leicht gemacht. Die Erlösung und Verklärung kommt uns kaum minder überraschend als der Übergang von der Gretchentragödie zum Kaiserhof und von der Vermählung mit Helena zur großen Thätigkeit.

Wenn ich rückhaltlos meine Meinung aussprechen darf, unbekümmert um das Urtheil der meisten Faust-erklärer, so habe ich etwa folgendes zu sagen: So herrlich, so unübertrefflich fast alles im ersten Theil ist, im zweiten Theil ist der Erfolg hinter der Absicht weit zurückgeblieben. Es hat etwas Rührendes, zu sehen, wie der greise Dichter seinen Faust, in welchem er einst sein Größtes und Bestes niedergelegt hatte, wieder aufnimmt und zu Ende zu

führen sucht; wie er Tag für Tag die besten Stunden daran setzt, die großen Lücken seiner Dichtung auszufüllen in dem Gefühl, daß das Tagewerk seines Lebens nicht vollbracht wäre, wenn er seinen Faust unvollendet ließe. Aber zwischen Wollen und Vollbringen liegt hier eine weite Kluft. Dem Greis versagte die dichterische Kraft. Einzelnes ist ihm noch gelungen, aber die Kraft, das einzelne zu einer großen einheitlichen Komposition zu gestalten, war nicht mehr vorhanden. Es war eine Täuschung, wenn er meinte, durch die Vollendung seines Faust sein Lebenswerk abgeschlossen zu haben. Goethe hat sein Tagewerk vollbracht, und es würde nichts Wesentliches daran fehlen, auch wenn der zweite Teil des Faust nicht fertig geworden wäre. Wir können dem redlichen Wollen des Greises volle Anerkennung zollen und doch zugleich uns gestehen: Durch den zweiten Teil ist der Faust nicht ein Ganzes geworden; dieser Teil ist nicht das, wofür Goethe ihn gehalten hat.

Ich weiß wohl: Man spricht heute gewöhnlich ganz anders. Man sagt uns: Sobald ihr euch die allegorische Darstellungsweise gefallen laßt und nicht eigensinnig darauf besteht, der zweite Teil habe im Stil des ersten geschrieben werden müssen, werdet ihr ihn als ein ebenso großes Kunstwerk in seiner Art anerkennen müssen, als es der erste in seiner Art ist. Allein wir können die allegorische Darstellungsweise bei einer dramatischen Dichtung eben nicht als berechtigt anerkennen; sie steht mit dem Wesen des Dramas in Widerspruch. Und wenn wir

sie für künstlerisch berechtigt hielten, selbst dann könnten wir uns nicht verhehlen, daß der zweite Teil an poetischer Kraft unendlich weit hinter dem ersten zurücksteht. Man weist uns, um die Allegorie zu rechtfertigen, auf das hin, was die allegorische Malerei geleistet habe, etwa auf den großen Bilderzyklus, in welchem Rubens die Geschichte der Maria von Medici allegorisch dargestellt hat. Ich verkenne nicht, daß sich in diesem Allegorienzyklus sehr Großes findet, aber das meiste darin steht doch hinter Rubens größten Schöpfungen zurück, und überdies: Allegorie in einem Gemälde und Allegorie in einem Drama ist durchaus zweierlei. Wir lassen uns auch eine allegorische Erzählung gern gefallen, dagegen verwerfen wir die Allegorie unbedingt im Drama.

Aber weißt du denn nicht, wird man mir antworten, wie wirkungsvoll der zweite Teil des Faust auf der Bühne ist? Weißt du nicht, in welchem Grade man überrascht war, als man die für unaufführbar, ja für unlesbar erklärten Szenen zum ersten Mal in guter Ausführung sah? O ja, ich weiß; ich habe auch bereits davon gesprochen und kann nur wiederholen, was ich früher gesagt habe: Theatralisch sind diese Szenen; man merkt, daß sie ein Bühnenskundiger Dichter geschrieben hat. Goethe hat ohne Zweifel seine Gestalten im Geiste auf das Theater gesetzt und sich über die Wirkung jeder Szene Rechenschaft gegeben. Aber lebende Bilder und Opernszenen sind noch lange kein Drama. Sie können Auge und Ohr ergötzen, aber sie vermögen nicht zu erschüttern und

zu erheben. Wenn heute unser gebildetes Publikum sich daran genügen läßt, so beweist es nur, daß es nicht mehr weiß, was die Aufgabe der dramatischen Kunst ist. Und wenn unsere modernen Kunstrichter dem zweiten Teil des Faust ihre Bewunderung spenden, so macht das auf mich keinen Eindruck, weil — legen Sie es mir nicht als Anmaßung aus — weil ich mir auch ein Urteil zutraue.

Was zur Kritik des zweiten Teils zu sagen ist, das ist übrigens viel besser, als ich es sagen könnte, schon vor einem Menschenalter, von Friedrich Vischer, einem der größten Kenner und Verehrer Goethes, gesagt worden. Er hat die Größe des ersten Teils gewürdigt wie wenige; aber gerade darum hat er auch Verständnis für die Gebrechen des zweiten Teils gehabt. Besser noch als durch seine gelehrten Schriften über Faust hat er den zweiten Teil in einem humoristischen Gedicht kritisiert: „Faust, der Tragödie dritter Teil, treu im Geiste des zweiten Teils des Goetheschen Faust gedichtet von Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinski.“ Der Inhalt dieser Dichtung, in der Stil und Sprache des zweiten Teils mit ihren Gebrechen verspottet werden, ist kurz folgender: Mephisto hat sich im Himmel beschwert, Faust habe sich strebend nicht ganz so bemüht, daß er ohne weiteres in die Verklärung aufgenommen werden dürfe; man hat diese Beschwerde als begründet anerkannt und darum Faust im Vorhimmel noch gewisse Proben auferlegt. „Dieser hat gelernt, er wird uns lehren“, so haben ihm

im fünften Akt die seligen Knaben gesungen. So wird denn Faust als Schulmeister über eine Schar seliger Knaben gesetzt; er soll ihnen den zweiten Teil des Faust erklären. Jenes Pieschen, das einst am Brunnen „so moralisch sprach“, muß ihm derweil die Haushaltung führen. Aber Faust wird auf schmale Kost gesetzt, Heuschrecken, wilden Honig, Milch und dergleichen, was ihm sehr wenig zusagt. In der Schule darf er zwar den Stock schwingen, aber nicht gebrauchen, und Mephisto leitet die seligen Knaben zu allerlei Unfug an; durch Anallerbsen, Maikäfer, Pech, das sie ihm auf den Sitz am Bulte streichen, machen sie Faust das Leben sauer, während er ihnen die Allegorien des zweiten Teils, die er selber kaum versteht, zu erklären sucht. Dann muß er noch einmal hinunter zu den Müttern, die in einem Raum, der kein Raum ist, um einen steinernen Tisch sitzen, Kaffee trinken und sich über die Fausterklärer lustig machen. Und endlich wird an Faust, der seine Prüfungen „zwar nicht so ganz, wenigstens nicht mit Glanz, mehr dem Erfolg als dem Verdienste nach“, bestanden hat, noch eine letzte gründliche Reinigung vorgenommen unter Leitung der Patres, die wir aus dem Schlußakt des zweiten Teils kennen. Haben Sie den zweiten Teil gelesen, so kann ich Ihnen auch den dritten als Entschädigung für die Beschwerden der Lektüre empfehlen. Ich möchte aber bemerken, daß die erste Auflage des dritten Teils kurzweiliger zu lesen ist als die wesentlich umgearbeiteten und allzusehr erweiterten spätern. Bissher hat da vergessen,

daß Kürze des Wizes Seele ist, und daß wir den Widerspruch der angeschauten Wirklichkeit mit unserm Verstand und Gefühl auf die Länge nicht ertragen.

In den spätern Auflagen schließt sich noch ein Nachspiel an, das sich über die Erklärer des Faust mokiert. Dieses Nachspiel endigt mit einem Zwiegespräch zwischen Goethe und dem Verfasser des dritten Theils. Die Szene spielt im Vorhimmel. Goethe soll dem losen Spötter selbst das Urtheil sprechen. Erst ist der alte Herr ziemlich ungehalten:

Du bist es, du, der mich so frech gezaust?
Entferne dich zu deinem eignen Heil!
Vertriehe dich! Du hast dich selbst gerichtet!

Aber er erhält die Antwort:

Verzeiht, verzeiht, ich sag' es ungeniert:
Ich find' in Eures Dramas zweitem Theile
Fast keinen Satz, fast keine Zeile,
Die nicht kurios, nicht maniert,
So daß es mir im Kopfe rädelt, surrt,
Summt, kitzelt, krabbelt, schwirrt und schnurrt;
Ich kann nicht anders, muß, so oft ich's lese,
Als wenn ein Kobold im Genick mir säße,
Muß in dem Tone weiter besteln, reimen,
Muß drehen, schnitzeln, schnipfeln, päppeln, leimen.

Goethe spricht für sich:

Wie unbequem auch dieser Flegel spricht,
Gesteh' ich mir, ganz unrecht hat er nicht.
Ward mir's doch am erreichten Ziele
Im Himmelslicht auf einmal selber klar,
Daß ich zuletzt ein alter Schnörkler war.

Aber trotzdem kann er seines Zorns über den Spötter

nicht Herr werden. Da setzt ihm dieser auseinander, wie sein Spott doch eigentlich nur den kritiklosen Verehrern des Faust gegolten habe, und wie nur der Schmerz über den Irrweg, den der große Genius gegangen sei, ihm sein mutwilliges Gedicht eingegeben habe.

Nicht wehe tut's, wenn fragliches Talent
Sich in Manier, Geheimnistram verrennt;
Doch wenn es einem Genius widerfährt,
O das tut weh, das sticht und brennt und schwärt!
Zu dir hab' ich von früher Jugend Tagen
Beglückt, entzückt die Augen aufgeschlagen.
Nur Staunen kann uns Mittleren geziemen;
Auch nur zu lösen deiner Schuhe Riemen
Bin ich nicht wert. Vor Menschen beugt mein Knie
Sich nie,
Doch könnt' es je sich beugen,
Wie ich dich ehre, würd' es dir bezeugen.

Und als der Spötter dann in beredten Sprüchen,
Goethes Gegenwart völlig vergessend, sein Lob zu singen
anhebt und am Schlusse sagt:

Geht der Dichter nieder in dir,
Der Weise steigt, und zu seiner Rechten,
Inniger stets und milder schauend,
Freundlicher, nachsichtsvoller lächelnd,
Herzliche Güte, Menschenliebe —

als er so spricht, da reicht ihm Goethe freundlich die Hand. Der Spötter wird zwar zur Strafe von Mephisto in einen heißen Ofen gesteckt, und Goethe spricht:

Er mag nur eine gute Weile zappeln;

dann aber fügt er hinzu:

Doch nicht zu lang. Ich denke feinetwegen
Zu rechter Zeit ein Wörtchen einzulegen.

Und so hoffe auch ich Gnade zu finden, wenn ich zuweilen, etwa angesichts der umbaumten Ebene von Pharisäus oder des zirkenden Arkadiens oder des Kautschukmännchens Euphorion die auch dem irrenden Genius gebührende Ehrfurcht vergessen haben sollte. Es geht mir nicht anders als dem Verfasser des dritten Theils: Gerade weil ich den Dichter verehere, kann ich's nicht verwinden, daß er zuweilen so schlechte Verse gemacht hat, und weil seine blinden Verehrer uns Sand in die Augen streuen wollen, muß ich mich dagegen durch die kritische Brille schützen.

Unendlich hoch hat einst der Dichter in den Jugendjahren sich seine Aufgabe gesteckt, als er seinen Faust begann, und ein gutes Stück dieser Aufgabe hat er im ersten Teil gelöst. Wir begreifen, daß er auf dem Wege müde geworden ist, daß andere Aufgaben ihn oft lange seines Faust vergessen ließen, und daß der Greis, als er ihn wieder aufnahm, die Kraft zur Vollendung nicht gefunden hat. Aber bei allen Gebrechen der Altersarbeit läßt uns der Dichter durch das, was er uns gegeben hat, doch ahnen, was er sich vorgesetzt hatte. Wir erkennen aus dem Faust die Grundzüge seiner Lebensanschauung; das ist's, was uns auch den zweiten Teil wertvoll macht. Und es dürfte nicht ohne Gewinn bleiben, wenn wir uns zum Schluß diese Lebensanschauung vergegenwärtigen. Können wir sie uns nicht unbedingt aneignen, mögen wir manches darin unzulänglich finden: das werden wir nicht verkennen, daß es eine ernste, hohe Lebensauffassung ist, die uns im Faust entgegentritt.

Sie kennen die Verse von Heinrich Heine, in denen er sagt, daß auf die Fragen: „Was bedeutet der Mensch? Woher ist er kommen? Wo geht er hin?“ nur ein Narr eine Antwort erwarte. Mag Heine an einer Antwort verzweifeln, Goethes Faust ist ein freudiges, mutiges Bekenntnis, daß er an eine Antwort glaubt. „Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.“ Was hat sie ihm denn gesagt über die Aufgabe, die dem Menschen gegeben ist?

Des Menschen Beruf, sagt uns Goethe, ist Selbstentwicklung. Er fühlte früh, daß er ein großer Mensch, eine unerschöpflich reiche Natur war. Darum ist seine ganze Poesie Offenbarung seines Selbst geworden. Dieses sein Selbst voll zu entwickeln, in der Berührung mit der Welt, im Verkehr mit Menschen, in der Aneignung des Größten und Schönsten, was Natur und Geschichte hervorgebracht haben, die in ihm schlummernden Kräfte zu immer kräftigerer Entfaltung zu bringen hat er sich zum Ziel gesetzt, und dieses Ziel zu verfolgen ist er sein Leben lang nicht müde geworden. Diese Natur hat er auch seinem Faust geliehen. Faust weiß, daß das Wissen nicht zur höchsten Erkenntnis führt, daß die Welt unmittelbar ergriffen werden muß, als es im Denken möglich ist, wenn wir sie uns wahrhaft aneignen sollen und sie uns Mittel zur vollen Entwicklung unseres Selbst werden soll. Wem dergleichen Gedanken fremd sind, dem wird, was Goethe sagen will, vielleicht an einem trivialen Beispiel klar werden. Was ein Pfirsich ist, das

können wir bis zu einem gewissen Grade durch das Denken erfassen, indem wir den Baum studieren, an dem er wächst, ihn in seine Bestandteile zerlegen, seine Struktur kennen lernen, aber sein wahres Wesen kennen wir doch erst, wenn wir ihn gegessen haben. Gerade so haben wir mit allem Wissen die Welt noch nicht kennen gelernt, wir kennen sie erst, wenn wir sie erlebt haben, mit ihren Kräften, ihrem Wesen in lebendige Berührung gekommen sind. Darum will Faust sich, von allem Wissen angeekelt, ins Rauschen der Zeit, ins Rollen der Begebenheit stürzen und, was der ganzen Menschheit zugetheilt ist, in seinem innern Selbst genießen. Goethe selbst hat sich in seinen Jugendjahren mit ähnlichen titanischen Gedanken getragen. Er hat dann freilich erkannt, daß dieses Übermenschentum zu nichts führt, und deshalb läßt er auch seinen Faust zu dieser Erkenntnis gelangen. Faust will dann freilich an aller Befriedigung verzweifeln, aber auch er kommt zur Erkenntnis, daß, wer das höchste Dasein gewinnen will, sich bestimmten Einzelaufgaben zuwenden muß. So wendet er sich, nachdem die verfallende Welt des Mittelalters ihm nichts geboten hat, der Antike zu. Durch sie wird sein Leben bereichert und vertieft. Aber in der ästhetischen Weltbetrachtung läßt ihn der Dichter wieder nicht dauernde Befriedigung finden; Goethe ist sich bewußt, daß die Welt zu anderm gemacht ist als zu ästhetischer Betrachtung. Erst in einer Tätigkeit, bei der man sich Freiheit und Leben täglich neu erobern muß und nicht sich selber lebt,

sondern der Gemeinschaft dient, einer Gemeinschaft, in der jeder einzelne in seiner Weise zum höchsten Dasein strebt, findet Faust Genügen.

Das Gute im Menschen ist nach Goethe der von Gott in ihn gelegte Drang der Entwicklung; das Böse ist die Trägheit, die Selbstzufriedenheit. Ihm gilt das Vorwärtzstreben, auch wo es durch Irrtum und Verirrung führt, für besser als das Ausruhen auf erreichter Höhe. Er verurteilt darum auch die Angstlichkeit, die aus Furcht vor der Schuld sich nicht zur Tat entschließen kann, und von der das Wort in der ersten Walpurgisnacht gilt:

Wir waschen, und blank sind wir ganz und gar,
Aber auch ewig unfruchtbar.

Wir werden nicht verkennen können, daß darin eine große Wahrheit liegt, daß Goethes Gedanken sich nahe mit denen des Evangeliums berühren. Vergessen, was dahinten ist, und sich strecken nach dem, das da vorne ist, hat auch der Apostel Paulus zu seiner Losung gemacht. Und auch das ist ein christlicher Gedanke, daß Gott sogar die Sünde dem, der nach dem Höchsten ringt, zum Segen werden läßt. Aber man wird doch nicht widersprechen können, wenn gesagt worden ist, daß bei Goethe sich eine gewisse Unterschätzung der Macht des Bösen finde. Fausts Streben ist nie ein entschiedener Kampf wider das Böse, es ist nur eine kräftige geistige Regsamkeit. Nur nicht ruhen, nur weiterstreben, mag das auch in tiefe Schuld führen, es wird doch alles gut enden. Goethe hat den

Gegensatz von gut und böse nicht in voller Tiefe erfaßt. Es ist nicht ohne Grund, daß in den dreißiger und vierziger Jahren sich die ästhetischen Freigeister auf ihn beriefen, wenn sie lehrten: Laßt den Menschen sich nur ausleben, dann wird alles gut werden. Über eine gewisse Halbheit, über ein unentschiedenes Schwanken ist Goethe nicht hinausgekommen. Am Schluß der Gretchen-tragödie wird strenges Selbstgericht gehalten, aber am Anfang des zweiten Theils wird dann auf ein Gehen am Busen der Natur hingewiesen. Und es ist doch wohl nicht bloß Mangel an poetischer Kraft, wenn Goethe im zweiten Teil es seinem Faust zu leicht macht. Aber das soll trotzdem anerkannt werden: Goethe verlangt, daß der Mensch nach großen Zielen strebe, und das Christentum seiner Zeit war gerade darin mangelhaft, daß es keine solchen Ziele zeigte. Es begnügte sich, den Menschen zur Reue über seine Schuld zu führen, große positive Ziele kannte es nicht; es ließ den Sünder vor dem Thron des gnädigen Gottes liegen und sich in müßigen Gefühlen der Schuld und der Begnadigung ergehen; das widerstrebte Goethe. Er stand über dem Christentum seiner Zeit, und er stand über dem genialischen Freidenkertum seiner Zeit, wenn er den Gedanken des sittlichen Berufs vertrat. Seine Genossen aus der Sturm- und Drangperiode meinten, sich einfach ausleben zu können, sie lebten nur, um zu leben, ohne Aufgabe, ohne Beruf, unbekümmert um die übrige Welt. Auch er begnügte sich eine Zeitlang mit diesem Leben.

Aber während die andern sich zugrunde lebten, hat Goethe den Segen des harten Jochs der Pflicht kennen gelernt. Er hatte am Hofe zu Weimar einen Beruf gefunden. Man hat oft beklagt, daß er mit unbedeutenden Staatsgeschäften, Rekrutenaushebungen, amtlichen Korrespondenzen und ähnlichen Dingen, die andere ebensogut tun konnten als er, seine kostbare Zeit verloren habe. Goethe dachte anders; er fand in solcher Arbeit, die ihm Selbstverleugnung auflegte, einen Gewinn für seinen innern Menschen; er hatte verstehen gelernt, daß das Individuum, auch das geniale, nur als Glied eines größern Ganzen, im Dienste des Ganzen etwas werden könne. Allerdings auch das hat er sich gesagt, daß man, um andern zu dienen, erst selbst etwas Rechtes werden müsse, und immer mächtiger hat sich ihm in Weimar das Bedürfnis der Selbstbereicherung und Selbstvertiefung aufgedrängt. Das hat er vielleicht im ersten Akt des zweiten Theils aussprechen wollen. Er schildert dort das schale Treiben am Kaiserhofe; er läßt seinen Faust durch das Fastnachtsspiel dem Kaiser zeigen, daß nur dann gesundes Leben zustande kommt, wenn alle Kräfte an der rechten Stelle wirken und Besseres als Genuß gesucht wird. Und wie er selbst, um durch das Verständnis der Antike sein Leben zu vertiefen, nach Italien ging, so läßt er seinen Faust zu den Müttern und in die Unterwelt gehen, um Helena heraufzuholen. Wie er nach der italienischen Reise ins tätige Leben nach Weimar zurückkehrte, so läßt er auch seinen Faust sich der Tat zuwenden, der zielbewußten

Arbeit. Selbstverleugnung, Selbstüberwindung im Dienst der Gemeinschaft gilt Goethe mehr als geniales Sichausleben. Ich darf wohl an sein herrliches Wort in den „Geheimnissen“ erinnern:

Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
Ist es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der schwachen Ton zu solcher Ehre bringt:
Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die fauerste besteht, sich selbst bezwingt,
Dann kann man ihn mit Freuden andern zeigen
Und sagen: Das ist er, das ist sein eigen.

Denn alle Kraft dringt vorwärts in die Weite,
Zu leben und zu wirken hier und dort;
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt und reißt uns mit sich fort.
In diesem innern Sturm und äußern Streite
Bernimmt der Geist ein schwer verstanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Dieser Gedanke ist leider im Faust nur unvollkommen zum Ausdruck gelangt. Aber er ist doch angedeutet in der Antwort, die Faust dem Versucher gibt, als er ihm von einem Leben des Genusses gesprochen hat: Genießen macht gemein. Und ebenso in dem Worte, das Faust vor seinem Tode spricht:

Ich bin nur durch die Welt gerannt;
Ein jed Gelüst ergriff ich bei den Haaren;
Was nicht genügte, ließ ich fahren,
Was mir entwichte, ließ ich ziehn.
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht
Und abermals gewünscht und so mit Macht
Mein Leben durchgestürmt; erst groß und mächtig,
Nun aber geht es weise, geht bedächtig.

Er selbst und sein Faust, sie haben einen Beruf gefunden, und eben das war's, was so viele groß angelegte Menschen seiner Zeit nicht zu finden vermochten. Auch unter den Christen jener Zeit, ich habe bereits darauf hingedeutet, waren so viele berufslos. Sie schwärmten in frommen Gefühlen, auch ihr Gemeinschaftsleben ging in der Gemeinschaft des Gefühls auf. Sie wußten in der Welt nichts anzufangen und begannen darum mit ihrer Phantasie in die Ewigkeit zu schweifen und schrieben ganze Bücher über das Leben in der künftigen Welt. Nicht gegen den Glauben an das Leben nach dem Tode, sondern gegen dieses müßige Phantasieren, das auf der Erde keinen Beruf zu finden wußte, sind, wie ich schon im letzten Vortrage gesagt habe, die Worte gerichtet:

Der Erdenkreis ist mir genug bekannt;
Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
Tor, wer dorthin die Augen blinzend richtet,
Sich über Wolken seinesgleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um;
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen!
Was er erkennt, läßt sich ergreifen.

Es mag manchen von Ihnen befremdlich scheinen, wenn ich so viel Gewicht auf die Tatsache lege, daß Goethe an einen Beruf des Menschen auf der Erde glaubte. Aber vergessen Sie nicht die Zeit, in der er lebte. Die Völker Europas hatten eine Zeit der Auflösung alles Bestehenden durchlebt. Unzählige waren in den geistigen und politischen Wirren zugrunde gegangen. Die einzelnen und die Völker hatten unsäglich viel gelitten, und

als endlich der Sturm vorüber war, da schien es, als ob nichts gewonnen sei. Viele Ideale hatten sich als trügerisch erwiesen. Die einen suchten ihr Heil in der Romantik, in der Neubelebung des Vergangenen, die andern verfielen der Hoffnungslosigkeit. Da hat Goethe den Glauben festgehalten und durch sein Leben bewährt, daß redliches menschliches Streben nicht umsonst sei, wenn man sich entschliesse „im Ganzen, Großen, Wahren resolut zu leben“.

Ein Engländer, Carlyle, hat es unmittelbar nach Goethes Tode ausgesprochen, was Goethes Leben und Schaffen damals für die Welt bedeutete: „Trug er nicht den Fluch der Zeit? Ihr Skeptizismus, ihre Bitterkeit, Hohlheit und ihre tausendfältigen Widersprüche drangen auf ihn ein, bis sein Herz nahe daran war zu brechen; aber er bezwang alles dies, erhob sich siegreich darüber und zeigte mannigfach durch Wort und Tat andern, die nach ihm kamen, wie sie desselben gleichen tun sollten. Ehre ihm, der zuerst durch die ungangbare Wüste einen Weg bahnt! Dies ist in der That die Aufgabe eines jeden großen Mannes, ja eines jeden guten Mannes in der einen oder andern Sphäre; denn Güte ist Größe, und der gute Mann, sei er vornehm oder gering, ist stets ein Märtyrer und geistiger Held, der sich um unserer Befreiung willen in die Höhle wagt. Die Höhle, in welche dieser Mann sich wagte, die er lichtete und bewohnbar machte, war die größte und gefährlichste von allen, und sie schließt zugleich die andern alle mit in sich: Die ganze zerfahrene

Existenz des Menschen in einem Zeitalter des Unglaubens. Wer da lebt, wer mit ernstem Sinn sich bemüht, in diesem rasenden Elemente weise zu leben, der wird vielleicht nur zu wohl erfahren, um welch ein Unternehmen es sich hier handelte, und für den Auserkorenen unserer Zeit, der es vollführte, um so größere Ehrfurcht und Dankbarkeit empfinden.“

Goethe war überzeugt, daß, wer zum höchsten Dasein immerfort strebt, in dieser Welt keine unüberwindlichen Hindernisse finden wird. Ihm kommt der Gott zu Hilfe, der diese Welt geschaffen hat; er wird erfahren, das war Goethes unerschütterlicher Glaube, daß eine ewige Liebe da ist, die ihn auch durch Irrtum und Schuld hindurch seinem Ziele zuführt, ihn läutert, ihn zur Persönlichkeit werden läßt, zu einem Menschen, in dem der göttliche Wille eine Gestalt gewinnt.

Noch ein kurzes Wort über Goethes Gottesglauben. Ich habe früher darauf hingewiesen, daß es in seinem Leben eine Zeit gab, wo sein Glaubensbekenntnis sich ungefähr mit dem seines Faust deckte; ich habe es damals als naturalistischen Pantheismus bezeichnet. Aber der Gott, der nur das Innere der Natur ist, hat ihm auf die Dauer nicht genügt; immer stärker bricht in ihm das Bewußtsein durch, daß Gott mehr ist als der in der Natur waltende Geist, daß er sittlicher Wille ist. Schon der Vierundzwanzigjährige hat das Wort geschrieben: „Darauf sterb' ich, daß ich kein Glück besitze und keine Seligkeit zu hoffen habe, als die mir von der ewigen

Liebe Gottes mitgeteilt wird, die sich in das Elend der Welt mischt und auch elend ward, damit das Elend der Welt mit ihr herrlich gemacht werde. Und so lieb' ich Jesus Christus und glaube an ihn und danke Gott, daß ich an ihn glaube.“ Er hat diese Worte einem Landgeistlichen in den Mund gelegt, aber sie sprachen, als er sie schrieb, seine eigene Überzeugung aus. Es kam später eine Zeit, wo er sie nicht geschrieben hätte, die Zeit, wo er sich als „dezidierten Nichtchristen“ bekannte. Aber ähnliche Äußerungen hören wir wieder aus dem Munde des greisen Goethe. Wir werden allerdings zugestehen müssen, daß Christus ihm das nicht gewesen ist, was er dem Christen ist, das eine große Erlebnis, durch das alle Offenbarung Gottes in Natur und Geschichte überboten wird, aber ich darf doch an das Wort erinnern, das er elf Tage vor seinem Ende nach dem Zeugnis Eckermanns gesprochen hat: „Mag die geistige Kultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Höhe und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen!“

Ich bin zu Ende. Und daß dem Menschen nichts Vollkommnes wird, empfind' ich nun. Das Vollbringen ist hinter dem Wollen weit zurückgeblieben. Wenn ich mich frage: Ist's dir gelungen, deinen Zuhörern verständlich zu machen, warum der Geist unseres Volkes,

um mit Runo Fischer zu reden, in Goethes Faust eine Urkunde seiner innersten Eigentümlichkeit erkennt und ihn wie das Buch seines Geheimnisses betrachtet, dann muß ich bekennen, daß ich das nicht zu bejahen wage. Nur eins ist mir vielleicht gelungen: manchem meiner Zuhörer die wunderbare Dichtung auch in ihren schwer genießbaren Partien etwas näher zu bringen und ihn zu veranlassen, sie auch in kommenden Tagen etwa wieder zur Hand zu nehmen, weil der Weg zum Verständnis ihm ein wenig geebnet worden ist. Wirklich erklären kann einer dem andern ein solches Werk nicht; zum wahren Verständnis kann einem nur das Leben helfen mit seinen Erfahrungen. Und so bleibt mir nur noch die Pflicht, Ihnen für die rege Aufmerksamkeit und die freundliche Treue, mit denen Sie meinen Vorträgen gefolgt sind, meinen aufrichtigen Dank auszusprechen. Ihre Teilnahme gibt mir vielleicht ein Recht zu der Annahme, daß auch Sie die Schwierigkeit der Aufgabe, die mir gestellt war, empfunden und ihr Rechnung getragen haben. Eines darf ich mir zum Troste in jedem Falle sagen: Meine Vorträge haben Sie veranlaßt, den Faust wieder zu lesen, und dabei sind Sie sicherlich nicht ohne Gewinn geblieben. Und so lassen Sie mich denn hoffen, daß auch Sie der Stunden, in denen wir uns gemeinsam in die große Dichtung versenkt haben, zuweilen freundlich gedenken werden.



Kritische Anmerkungen

zu

„Haeckels Welträtsel“.

Ein Kommentar für nachdenkliche Leser.

Von

Dr. Max Apel.

Vierte, um ein Nachwort: „Haeckels Lebenswunder“ vermehrte Auflage

0,50 M.

„Wir raten jedem, der die Volksausgabe der Haeckelbibel kauft, sich diesen Kommentar für nachdenkliche Leser dazuzuleisten und Seite für Seite mitzulesen. Apels überlegener Humor wird ihm dann manche amüsante Stunde bereiten und seine wissenschaftliche Gründlichkeit und seine ehrliche unparteiische Beurteilung wird ihn zum Nachdenken über gar manche Punkte führen, über die der „Meister“ mit genialer Oberflächlichkeit hinweg gleitet.

D. Raumanns „Die Hilfe“, 1904, Nr. 21.

„Die Haeckelschen Welträtsel haben neben dem Theologen Prof. Loofs und den Philosophen Prof. Paulsen und Wickers einen neuen Gegner auf den Kampfplatz gerufen. Er ist Philosoph und Naturwissenschaftler vom Fach, steht also den zünftigen Gedankengängen Haeckels näher als jeder der anderen Herren und kleidet seine Gegnerschaft deshalb auch in viel gewinnendere Formen. Die Schrift enthält in guter Ausstattung 46 Seiten, ist für den billigen Preis von 50 Pfg. zu haben und kann unseren fleißig studierenden Lehrern warm empfohlen werden.“

„Pädagogische Warte“, 1904, Nr. 14.

„Kapitel für Kapitel gibt der Verfasser Erläuterungen, die ja nirgends genug erschöpfend sein können, aber immerhin anleiten, mit Kritik jenes verbreitete Buch zu lesen. Verfasser zeigt auch für Schulfragen volles Verständnis.“

„Pädagogisches Litteraturblatt.“ Beilage der „Preussischen Lehrerzeitung“. 1904. Nr. 12.

Die Welträtsel und ihre Lösung.

Populäre philosophisch-naturwissenschaftliche Vorträge

von

Johannes Hauri.

3.— M., geb. 4.— M.

Aus einigen Urteilen der Presse:

„Es ist ein recht gutes Buch, das sich den für die Grenzfragen zwischen Naturwissenschaft und Geistesleben interessierten Lesern mit diesen vierzehn Vorträgen bietet, trotz der etwas verbrauchten Sensation, die in dem Titel nachklingt und abschreckt. Aber mit der landläufigen Anti-Haeckel-Literatur läßt sich das Buch nicht zusammenstellen; auch gibt es Schriften genug, die das Rüstzeug zu einer Polemik gegen den Monismus schneller und bequemer bereit haben. Der große Vorzug von Hauris Arbeit ist dagegen ihre exakte Ausführlichkeit und Allgemeinverständlichkeit . . . Auch die Annehmlichkeit genießt man gern, daß der Verfasser un-
gemein leicht und gefällig den sprachlichen Ausdruck handhabt . . . Alles in allem kann Hauris Buch in der gebildeten Laienwelt höchst erwünschten, allgemein verständlichen Aufklärungsdienst leisten . . .“

Karl Bornhausen in der „Christlichen Welt“. 13. 5. 09.

„. . . Das Buch ist mit so eingehender und vielseitiger Sachkenntnis geschrieben, es orientiert so genau über die mancherlei Strömungen in Philosophie und Naturgeschichte, daß es im gegenwärtigen Streit der Meinungen gar manchem Wahrheit suchenden sehr wertvollen Dienst leisten kann . . . In der ritterlichen, sachlichen Art seiner Polemik möchte ich Hauri als direkt vorbildlich bezeichnen. Die Darstellung ist klar und verständlich, niemals langweilig; die erläuternden Beispiele auch dem Laienverständnis entsprechend äußerst glücklich gewählt . . .“

„Augsburger Abendzeitung“ vom 1. 8. 09.

„. . . Selten noch haben wir ein Buch, welches sich mit solchen schwierigen Problemen beschäftigt, mit so viel Genuß gelesen. Denn Hauri besitzt in hohem Maße die beneidenswerte Gabe, auch schwierige philosophische Gedankengänge klarzumachen und durch passende Beispiele zu illustrieren. Was sonst solche Untersuchungen einem weitem Publikum ungenießbar macht, das ist hier glücklich vermieden. Nicht zwar, als ob Hauri das eigene Denken überflüssig machte; er verlangt nachdenkende Leser, diesen aber wird er ein vortrefflicher Führer . . .“

„Bernener Tagblatt“ vom 12. 4. 09.

Immanuel Kant.

Ein Bild seines Lebens und Denkens.

Von
Dr. Max Apel.

Mit einem Bildnis.

1. — M.

. . . . Apels Einführung gehört zu den besten Werken dieser Art, sie ist ein zuverlässiger Führer in die Gedankenwelt Kants. Wer sich als Laie mit Kant beschäftigen will, gehe an diesem Schriftchen nicht vorbei.

Beilage zur „Deutschen Warte“. 1904. Nr. 86/87.

In fesselnder, klarer und jedem Gebildeten verständlicher Weise führt der Verfasser im ersten Teil den Lebensgang und im zweiten Teil seines Buches die philosophische Entwicklung des großen Königsbergers uns vor Augen. Mit einer bei der Schwierigkeit der zu behandelnden Materie überhaupt erreichbaren Deutlichkeit und Klarheit entwickelt der Verfasser den Inhalt des Kantischen Hauptwerkes (der Kritik der reinen Vernunft) Jedenfalls gewinnt der Leser nach der Lektüre dieses empfehlenswerten Buches die Ueberzeugung, daß Kant als Mensch in allem ein Meister und als Meister in allem ein Mensch gewesen. Auch ermöglicht es der geringe Preis von 1 M. jedem, dem darum zu tun ist, mit Kant bekannt und in seine Philosophie eingeführt zu werden, sich das zu diesem Zwecke recht geeignete Apelsche Buch anzuschaffen.

„Saale-Zeitung“. 1904. Nr. 137.

Das Buch ist besonders für den philosophischen Laien sehr empfehlenswert. Die Philosophie Kants wird in einfacher und verständlicher Sprache dargestellt. Was dem Buch außerdem einen eigentümlichen Wert verleiht, ist das lebendige Bild, das von Kant als Mensch entworfen ist. Kants Stellung zu allgemeinen Fragen, zum Staat, zu Kirche und Religion, seine Stellung zu den Fragen seiner Zeit lernen wir kennen und erhalten ein klares Bild seiner Persönlichkeit.

D. Raumanns „Die Hilfe“. 1904. Nr. 10.

Apel faßt alles Wissenswerte zusammen und strahlt über alle Seiten des großen Philosophen die tiefe Liebe und Verehrung, die er für ihn hegt, aus. Das Werkchen ist eine prächtige Einführung in die Kantschen Schriften.

Literaturbeilage des „Hamburger Fremden-Blattes“. 1904. Nr. 37.

Wir können das Apelsche Buch, das das Leben und die Werke des Weltweisen in knapper, aber äußerst anschaulicher Weise behandelt, sehr empfehlen.

„Düpreussische Zeitung“. 1904. Beilage Nr. 42.

Verlag von Conrad Stoppit in Berlin-Zehlendorf (Wfb.).

Die Religion, ihr Wesen und ihr Recht.

Populäre religionsgeschichtliche Vorträge

von

Johannes Hauri.

4.— M., gebunden 5.— M.

Hauri ist ein eminent systematischer Kopf, der Ordnung, Klarheit und Bestimmtheit liebt . . . Mit großem Geschicke gelingt es ihm oft, für schwierige Probleme eine einfache Formel zu finden, und manche seiner Definitionen sind wahre Meisterstücke.

Prof. Eberhard Bischof. *Sonntagsblatt der Basler Nachrichten* vom 21. 11. 1909.

Das vorliegende Buch ist wohl geeignet, Suchende zu wecken, zu fördern und auf einen Weg zu leiten, der sie dem Ziele ihres religiösen Sehns nach näher führt.

Deutscher Reichsanzeiger und Königlich Preussischer Staatsanzeiger vom 24. 11. 1909.

„Mit besonderer Freude zeigen wir diese prächtigen religionsgeschichtlichen Vorträge an. Sie sind im besten Sinne populär. Gute wissenschaftliche Fundamentierung verbindet sich hier mit einer ganz einfachen, klaren und deutlichen Darstellung und Gedankenföhrung . . .“

Tägliche Unterhaltungs-Beilage zu den Zeitungen „Das Reich“ und „Staatsbürger-Zeitung“ Berlin vom 28. 11. 1909.

Die Überwindung des Materialismus.

Sechs Gespräche zwischen Philosoph und Laie.

Von
Paul Apel.

Zweite, bedeutend vermehrte Auflage.*)

2,00 M., gebunden 2,75 M.

Aus einigen Urteilen über die erste Auflage:

Die „Hilfe“ (Herausgeber Friedrich Raumann) schreibt 12. 8. 06:

„. . . Ihn (den Kreis der philosophisch Gebildeten) aufzuweiten, . . . das wäre ein ungemein verdienstliches, aber auch ungemein schweres Unternehmen. . . . Es gilt die ganze, tiefe, voraussetzungslose Gründlichkeit, die ganze bescheidene Vorsicht des echten Philosophen beizubehalten und doch Worte der Darstellung zu finden, die schlichter, allgemeinverständlicher, farbiger sind, als die, in denen zumeist die großen Klassiker der Philosophie gesprochen haben. Um solche Fibel der Philosophie zu schaffen, dazu gehört eine hohe geistige Reinlichkeit und Sicherheit und zugleich ein ungewöhnliches stilistisches Geschick. Solch Buch nun . . . ist soeben erschienen und verdient, meiner Meinung nach, aufs freundlichste begrüßt zu werden.“ — Diese Schrift hat nicht den herablassenden Hochmut, der der gemeinliche Ton des Univeritätslehrers ist, und nicht die predigerhafte, unduldsame Pathetik des philosophischen Dilettanten. Diese feine lebenswürdige Schrift bedient sich mit Glück der alten sokratischen Form des Dialogs, die ja für eine Erziehung zum Denken die weitaus vorzüglichste ist. . . . Er tut dies prachtvoll, einfach und eindringlich. . . .“

„. . . . Wie nun dennoch in dem scheinbar so festgefügtten Bau des Materialismus eine Stütze nach der andern erschüttert wird, fällt und fallen muß, wie sich dann neue Horizonte auf tun, das wirkt nicht nur überzeugend, sondern auch erhebend. . . .“

„Norddeutsche Allgemeine Zeitung“, 22. 3. 1906.

*) Die erste Auflage erschien unter dem Titel: „Der Materialismus“.

Verlag von Conrad Spornik in Berlin-Zehlendorf (Wsb.).

Geist und Materie

Allgemeinverständliche Einführung
in die philosophischen Probleme

von

Paul Apel.

Erster Band: Geist und Materie.

Mit einem Anhang: Haackel und seine Philosophie.

Zweite vermehrte Auflage.

1,— M., geb. 2,— M.

Zweiter Band: Ich und das All.

2,— M., gebunden 3,— M.

Beide Bände in einen Band gebunden 4,50 M.

Aus einigen Urteilen:

Eine ganz vorzügliche Einführung in die Probleme der kantischen Erkenntnislehre, der man wohl das Beiwort „allgemeinverständlich“ geben kann, soweit man bei diesem Thema überhaupt davon zu reden imstande ist. Auf die gewonnenen Resultate hin liefert der Verfasser dann eine Kritik Haackels, die in geradezu vernichtender Weise nachweist, daß Haackel von Kant und Erkenntnislehre nicht die leiseste Ahnung hat, und daß er seine „Welträtsel“ mit unbegreiflicher Unwissenheit geschrieben hat. Ein sehr empfehlenswertes Buch.

„Glauben und Wissen“. Oktober 1905.

„... Es drängt mich, Ihnen über die klare und logische Gedankenführung meine größte Bewunderung und Hochachtung auszusprechen.“ (usw.)

Berlin .SW 12.

Hochachtungsvoll und ergebenst C. M.

„... Sie haben unserem Lehrerstande mit der klaren Einführung einen großen Dienst erwiesen...“ (usw.)

10. März 1906.

S., Königl. Seminarlehrer.

Das innere Glück.

Nachdenkliche Plaudereien

von

Paul Apel.

Zweite, umgearbeitete Auflage.

3.— M., geb. 4.— M.



Aus einigen Urteilen über die erste, unter dem Titel: „Wie adeln wir unsere Seele?“ erschienene Auflage:

„Ein herrliches Buch, das von hoher geistiger Warte aus das Leben anschauen lehrt, reich an religiös-sittlicher Anregung für Christen und Nicht-Christen. Gerade unserer Zeit bringt es mit Wucht die Wahrheit nahe, daß die Welt der Innerlichkeit die Welt ist.“

Januarheft 1908.

Erwin Gros im „Türmer“.

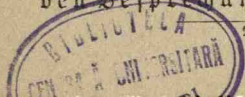
„Wer gediegene . . . Meditation sucht, dem sei dies Buch angelegentlich empfohlen. . . . Meisterhaft greift der Verfasser in die Saiten der Seele des anderen. . . . (usw.)“

„Neue Preuß. (Kreuz-)Zeitung“, 31. 12. 1907.

Die „Deutsche Zeitung“ (am 22. 12. 07) schreibt, es „spricht aus dem Buche eine liebenswerte und tüchtige Persönlichkeit, ein innerlicher Mensch, der auch andere zur Innerlichkeit erziehen will. Eine weite, freie, innerliche Religiosität ist das Grundgefühl seines Lebens. . .“

„Das vorliegende Buch wird zweifelsohne seinen (Apels) Namen weitertragen und ihm weitere Freunde erwerben. Wendet es sich doch an die Suchenden, welche aus der Unrast der Gegenwart nach Frieden, nach einem festen Punkte sich sehnen. . . . Ich wünsche dem Buche recht viele Leser; daß keiner ohne Gewinn und Dank es aus der Hand legen wird, davon bin ich überzeugt.“

(Aus einer sehr ausführlichen, warm empfehlenden Besprechung der „Bremer Nachrichten“, 24. 11. 1907.)



Goethe-Studien

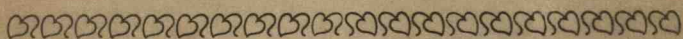
VERIFICAT
2017

Von
Max Morris

zweite veränderte Auflage

2 Bände Mk. 6.—

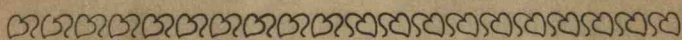
geb. in einen Halbfranzband Mk. 7.50



Clemens Brentano's Romanzen vom Rosenkranz

Herausgegeben
von
Max Morris

Preis Mk. 5.—, geb. Mk. 6.50



Heinrich von Kleist's Reise nach Würzburg

Von
Max Morris

Mk. 1.—

VERIFICAT
1987